Bavar.

Walhalla

2840 c. 12

<36604993930014

<36604993930014

Bayer. Staatsbibliothek

R

Walhalla,

oder:

Biographieen

der

berühmtesten Teutschen

aus

allen Jahrhunderten.

Nach dem Plane, wie die Namen und Bildnisse der ruhmwürdigsten Germanen in der von Seiner Majestät dem Könige Ludwig von Bayern zu erbauenden Walhalla, bei Donaustauf unweit Regensburg, prangen werden.

Mit Abbildungen.

Zweiter Band.

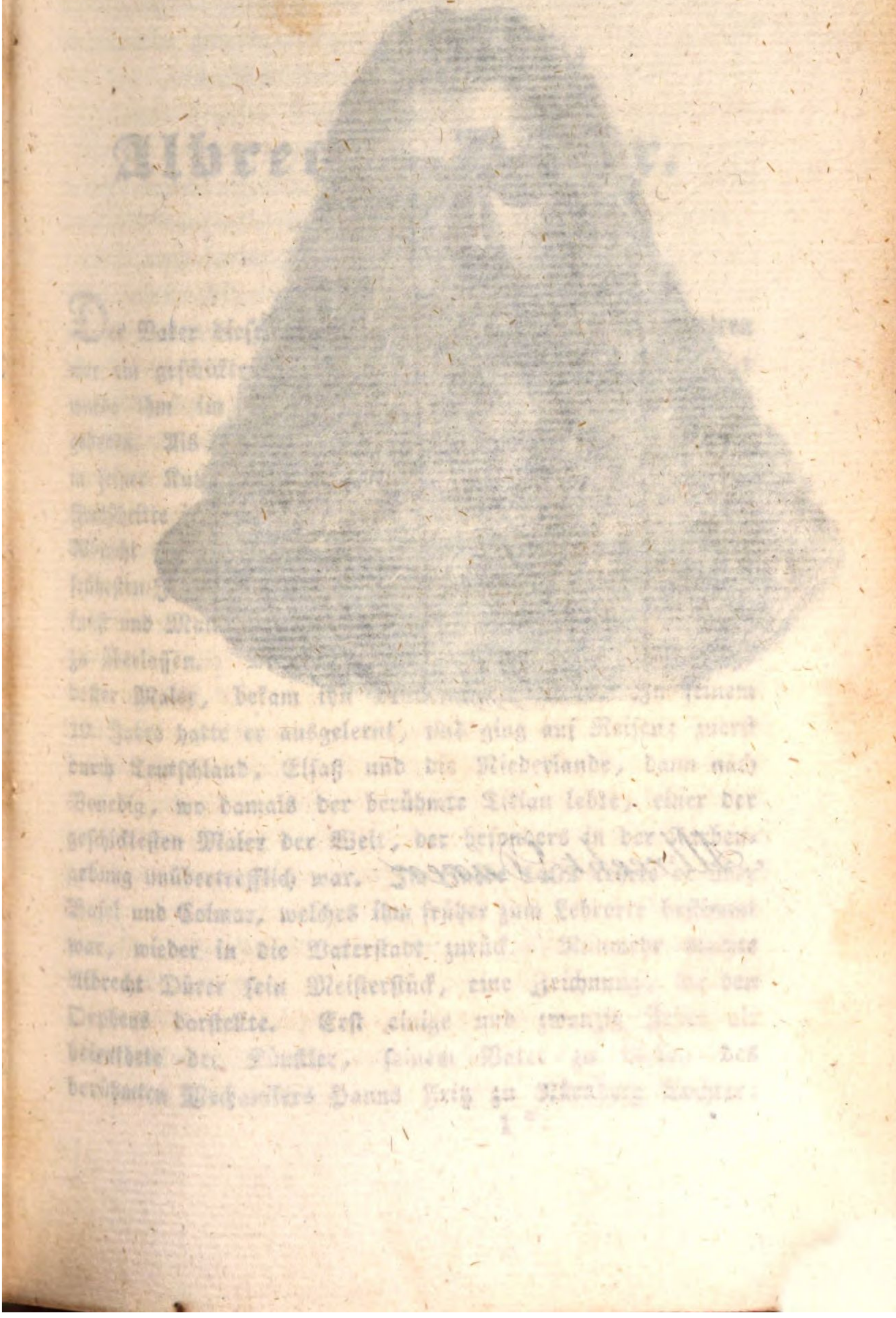
München, Paßau und Regensburg,
im Verlage von J. M. Daisenberger.
1832.

124. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

»Die in den Teutschen teutschen Sinn erregten,
»Die unerschüttert treu das Gute pflegten,
»Verherrlicht werden sie für ewig glänzen.«

König Ludwigs Gedichte.



Albrecht Dürer.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Albrecht Dürer.

Der Vater dieses berühmtesten unter den teutschen Malern war ein geschickter Goldschmied aus Ungarn. Albrecht wurde ihm im Jahre 1471 am 20. May in Nürnberg geboren. Als er heranwuchs, unterrichtete ihn der Vater in seiner Kunst, und schon im 15. Jahre machte er große Fortschritte in derselben; doch die Natur hatte den jungen Albrecht zu etwas anderem bestimmt, denn schon in seinen frühesten Jahren fühlte er einen lebendigen Trieb zur Zeichenkunst und Malerei. Er bat den Vater, ihn seiner Neigung zu überlassen. Michael Wohlgemuth, damals Nürnbergs bester Maler, bekam ihn 1486 in die Lehre. In seinem 19. Jahre hatte er ausgelernt, und ging auf Reisen; zuerst durch Teutschland, Elsaß und die Niederlande, dann nach Venedig, wo damals der berühmte Titian lebte, einer der geschicktesten Maler der Welt, der besonders in der Farbengebung unübertrefflich war. Im Jahre 1492 kehrte er über Basel und Colmar, welches ihm früher zum Lehrorte bestimmt war, wieder in die Vaterstadt zurück. Nunmehr machte Albrecht Dürer sein Meisterstück, eine Zeichnung, die den Orpheus darstellte. Erst einige und zwanzig Jahre alt heirathete der Künstler, seinem Vater zu Liebe, des berühmten Mechanikers Hanns Fritz zu Nürnberg Tochter;

doch dieses unfreundliche Wesen verbitterte des wackern Mannes Leben und mag wohl am meisten zu seinem frühen Tode beigetragen haben. Im Jahre 1505 machte Dürer eine zweite Reise nach Venedig, und ging bei dieser Gelegenheit auch nach Bologna, um die Perspective genauer zu studiren. Nach seiner Rückkehr besuchte er zum zweitenmale die Niederlande. Dürer machte solche Fortschritte, daß sich sein Ruhm weit umher verbreitete, und Kaiser Maximilian I. ihn mit reichem Jahrgehalte zu seinem Hofmaler ernannte. Maximilians Nachfolger, Karl V., bestätigte ihn in dieser Würde. Ueberall geachtet, von allen Gelehrten und Künstlern seiner Zeit geehrt und geliebt, fehlte dem wackern Manne nur der Frieden im Innern seines Hauses. Mit dem glücklichsten Erfolge wußte Dürer das Gegebene und Wirkliche nachzubilden, wodurch er die Richtung teutscher Kunst bestimmte. Gründlicher Fleiß und Fertigkeit in allem Mechanischen waren dem Künstler eigen. Er war in Teutschland der Erste, welcher die Regeln der Perspective und der Proportionen des menschlichen Körpers nach den Gesezen der Mathematik lehrte. Die Kupferstecherkunst förderte er bedeutend dadurch, daß er dabei nicht wie seine Vorgänger, sich des Grabstichels bediente, sondern das Aetzen und die Radirnadel anwandte. Durch seine großen mathematischen Kenntnisse wurde er in den Stand gesetzt, für Zeichnen und Malerkunst ein förmliches System zu entwerfen. Als Portraitmaler vorzüglich groß, drückte er treffend alle Gemüths-Bewegungen, alle Leidenschaften aus; täuschende Aehnlichkeit war in der Gewalt seines Pinsels. Dürers Landschaften verdienen Bewunderung.

Nicht nur Maler, sondern auch Schriftsteller, schrieb Albrecht Dürer das erste Buch vom Festungsbau in Teutschland, und lehrte, wie man mit Hülfe der Geometrie, die Buchstaben, besonders die Versalien, nach bestimmtem Verhältniß entwerfen müsse.

Unter seine frühern Arbeiten gehört sein eignes Bild ohne Bart. Vom Jahre 1500, Johannes der Täufer, St. Onuphrius, die drei Weisen aus dem Morgenlande; von 1504, eine Maria, ausserdem einige Kupferstiche. In Venedig malte er 1505 die Marter des heil. Bartholomäus für die St. Markuskirche. Dieses Gemälde kaufte Kaiser Rudolph, und ließ es nach Prag bringen. Mit dem Jahre 1507 begann Dürers eigentliche Meisterschaft.

Zu den vorzüglichsten Kupferstichen seiner Hand gehören: seine Fortuna; die Melancholie; der heilige Hieronymus; der heilige Hubertus; Adam und Eva im Paradiese; Ritter, Tod und Teufel; die Mäßigung ꝛc. ꝛc. Albrecht Dürers Schriften, welche später ins Lateinische, Französische ꝛc. übersezt wurden, sind 1603, in einer Sammlung, zu Arnheim herausgekommen.

Dieser große teutsche Künstler, zugleich ein frommer Mensch, endete seine Laufbahn viel zu frühe. Er starb 57 Jahre alt, am 6. April 1528.

Bei der Säcularfeier von Dürers Tod in Nürnberg (7. April 1828) wurde der Grundstein zum Standbilde dieses großen teutschen Künstlers gelegt. Der Wille eines kunstsinnigen Fürsten, des vielgeliebten Königs der Bayern, Ludwig I., rief dieses vaterländische Denkmal hervor, und viele edle Männer unterstützten diesen Willen des hochherzigen Fürsten. So erhebt sich denn, zur Zierde des alten weltberühmten Nürnbergs, ein schönes Denkmal zum Ruhme eines vaterländischen Künstlers und zur Nacheiferung für alle Jünger der Kunst!

Hanns Holbein,

berühmt als Maler und Formschneider, wurde 1498 (nach Andern 1495) zu Augsburg geboren. Sein Vater Johann Holbein, ein mittelmäßiger Maler, war des Sohnes Meister, doch übertraf er diesen gar bald. Er malte Bildnisse und andere Vorstellungen in Miniatur, in Guasche und in Oel, und zwar mit solchem Fleiße, daß er sich schon in früher Jugend Ruhm mit seinen Arbeiten erwarb. Sein Vater zog um diese Zeit nach Basel. Hier machte der junge Holbein Bekanntschaft mit dem berühmten Erasmus, malte dessen Bildniß, und zeichnete und schnitt die Vorstellungen zu seinem Lobe der Narrheit in Holz. Dieß erwarb dem jungen Künstler, der sich dadurch auszeichnete, und seinen Namen in der Welt bekannt machte, neuen Ruhm; denn Erasmus Schriften wurden zu jener Zeit allgemein, nicht nur in Teutschland, sondern auch von den Gelehrten aller christlichen Völker, gelesen. Die Freundschaft dieses Mannes war Holbein von großem Nutzen. Als Holbeins Leben von einer bösen Frau verkürzt zu werden bedroht war, rieth ihm Erasmus, nach England zu gehen, und gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Kanzler Morus. Der englische Staatskanzler Thomas Morus, war ein eifriger Beschützer der Künste und Wissenschaften.

Holbein wurde in Rücksicht desselben freundlich aufgenommen, und drei Jahre lang beschäftigt. Dann lud Morus den König Heinrich VIII. zu sich und hing alle Gemälde Holbeins in einer Halle auf. Der König sah sie, und wurde ganz entzückt davon. „Wer ist der Meister," fragte er, „von dem diese herrlichen Werke sind? Lebt er noch, und ist er für reichliche Belohnung zu haben?" —

Der Kanzler erzählte ihm, daß der junge Künstler schon seit drei Jahren in seinem Hause sey, und bat um die Erlaubniß, ihn vorstellen zu dürfen. „Ich bin recht begierig, ihn kennen zu lernen," sprach Heinrich, „laßt ihn rufen, so schnell, als möglich."

Hanns Holbein wurde dem König vorgestellt, und der muntere Künstler gefiel ihm so wohl, daß er gleich mit einem ansehnlichen Gehalte in seine Dienste genommen wurde. Der König gab ihm auch von nun an vielfältige Beweise seiner Gnade und seiner Achtung. Wie sehr er die Verdienste desselben schätzte, beweist die Antwort, die er einem Lord gab: „Ich kann aus sieben Bauern sieben Lords machen, aber keinen Maler Holbein."

Die Bildnisse dieses großen Malers waren voll Geist und Leben; seine Figuren hatten die schönsten Formen, den erhabensten Ausdruck, und waren bis zur Täuschung herausgearbeitet; seine historischen Vorstellungen überhaupt waren trefflich angeordnet, und prangten mit dem frischesten Colorit. Die Fehler der altteutschen Schule, Trockenheit und Härte, vermied Holbein glücklich.

Seine meisten Gemälde befinden sich zu London, Basel und Venedig. Die Leidensgeschichte Christi, den Leichnam desselben, eine heilige Familie, einige Köpfe und den sogenannten Todtentanz zu Basel, von dem auch noch in

der dasigen Stadtbibliothek die Original-Zeichnungen aufbewahrt werden, rechnet man zu seinen vorzüglichsten Arbeiten.

Im Formschneiden dürfte Holbein leicht der größte Künstler genannt werden. Schon in seinem sechszehnten Jahre schnitt er in Holz und gab bis zu seiner Abreise nach England (1526) eine ansehnliche Sammlung kleiner Holzschnitte heraus. Die vortreffliche Ausführung derselben verschaffte ihm viel Arbeit in dieser Art. Nachdem er eine große Anzahl historischer Stücke gemalt hatte, zeichnete er dieselben ins Kleine und schnitt sie in Holz. Die Holzschnitte von dem in Basel gemalten Todtentanze sind ein Meisterstück seiner Kunst. (Man hat davon viele Ausgaben.) Auch seinen zu Basel gemalten Bauerntanz schnitt er in Holz, und diese Blätter sind sehr selten geworden.

Von einer Folge von 90 kleinen Blättern, welche historische Gegenstände aus dem alten Testamente vorstellen, ist die beste Ausgabe zu Lyon 1539 bei den Gebrüdern Melchior und Kaspar Trechsel erschienen.

Eine Auswahl von Holbeins Werken auf der Bibliothek zu Basel haben Birman und Söhne zu Basel in gleicher Größe lithographirt und verlegt (1829). Wenzel Holler, Kupferstecher aus Prag, geboren 1607, gestorben 1677, ein Schüler Merians, hat 61 Blätter nach ihm gestochen.

Schade, daß ein so verdienstvoller Künstler schon in seinem 56sten Jahre von dem Tode weggerafft wurde. Er starb 1554 zu London an der Pest.

Gottfried Wilhelm Freyherr von Leibnitz.

Leibnitz, einer der ausgezeichnetsten Denker und Gelehrten Teutschlands, wurde am 3. Juli 1646 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor der Rechtsgelehrsamkeit war, der aber schon starb, ehe der Sohn das sechste Jahr vollendet hatte. Bis zu seinem 15. Jahre besuchte er die Nicolaischule, und studirte da die alten Sprachen, dann wohnte er auch den akademischen Vorlesungen bei, und zwar mit besonderer Vorliebe den mathematischen. Unter den römischen Schriftstellern fesselten ihn ganz vorzüglich Livius und Virgil; den Letztern wußte er fast auswendig und konnte noch im späten Alter ganze Gesänge aus demselben hersagen. Leichtigkeit der Auffassung und der Darstellung zeichneten ihn bald aus. Im Jahre 1662 ging er nach Jena, um die Rechtswissenschaften zu studiren, vorzüglich sezte er aber auch hier das Studium der Mathematik unter Erhardt Weigel fort. Nach seiner Zurückkunft wurde er Magister, und las mit großem Eifer die griechischen Philosophen. Noch war er kaum 20 Jahre alt, als er sich schon zur juridischen Doktorwürde bei dem Dekan der Fakultät meldete. Leibnitz wurde abgewiesen, weil er kein

Freund der Aristotelischen Philosophie war, die damals noch in großem Ansehen stand. Was ihm hier versagt wurde, ist ihm ohne Bedenken auf der damaligen kleinen Universität Altdorf gewährt worden. Hier promovirte er mit Ehren, und man bot ihm sogar eine ausserordentliche juristische Professur auf dortiger Universität an; allein er zog es vor, sich nach Nürnberg zu begeben, wo damals viele ausgezeichnete Köpfe vereinigt waren. Hier lernte er den Baron von Boinaburg, Minister des Churfürsten von Maynz, kennen, der ihn bald als einen kenntnißreichen jungen Mann und trefflichen Kopf lieb gewann, und ihn als churfürstlichen Kanzleirath nach Maynz brachte. Nun erschien (1667) seine „Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae," die durch Klarheit und Tiefe gleich sehr anzog, und der auf Veranlassung seines Protectors, bald eine publicistische Deduction folgte, in welcher Leibnitz den Polen zu beweisen sucht, daß sich der Prinz von Neuburg vor allen übrigen Concurrenten zu ihrem Könige schicke. Durch einige philosophische Abhandlungen, die er schrieb, kam er mit den Akademien der Wissenschaften zu Paris und London in Verbindung. Leibnitz wurde nun Beisitzer der Justizkanzlei in Maynz; aber dieses trockene Geschäft konnte seinem wißbegierigen Geiste keine Nahrung gewähren. Nachdem er vorerst noch die „Theoria motus abstracti" und die „Theoria motus concreti" etc. herausgegeben hatte, begleitete er 1672 den jungen Boinaburg nach Paris. Hier erwarb er die Achtung und Freundschaft der achtungswürdigsten Gelehrten. Eben so kam er auf einer Reise nach England mit vielen englischen Gelehrten in Verbindung und mit dem berühmten Newton in Briefwechsel.

Mit einem Schatz von Kenntnissen kehrte er nach vier Jahren in sein Vaterland zurück. Indessen war aber schon 1673 nicht nur Baron Boinaburg, sondern auch der Chur-

fürst von Maynz gestorben, und sein Gehalt hörte auf. Darum trat er als Hofrath und Bibliothekar in die Dienste des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. Im Jahre 1676 kam er zu Hannover an, wo sein erstes und vornehmstes Geschäft war, die herzogliche Bibliothek zu ordnen und zu bereichern. Er beschäftigte sich daneben mit mathematischen, mechanischen und andern Erfindungen, machte sich verdient, durch neue bessere Einrichtungen im Bergbau des Harzes, erklärte die Zurückwerfung und Brechung der Lichtstrahlen ꝛc.

Der Nachfolger des Herzogs, Ernst August, der Leibnitzens Verdienste nicht weniger ehrte, gab ihm 1679 den ersten thätigen Beweis seiner Achtung dadurch, daß er ihm den Auftrag ertheilte, die Geschichte des braunschweigischen Hauses zu schreiben. Da nun dieses Haus mit Esthe und Toscana einerlei Ursprung hat, so machte Leibnitz eine Reise nach Wien und Italien, von welcher er viele wichtige Urkunden zurückbrachte, die er im Drucke herausgab. Gleichzeitig beschäftigte er sich mit Ordnen der auf jenen historischen Hauptgegenstand bezüglichen Schätze, welche er eingesammelt hatte, und nachdem er vorläufig eine Schrift über die Verwandtschafts-Verhältnisse der Häuser Braunschweig und Esthe hatte erscheinen lassen, welche seine Ernennung zum geheimen Justizrathe und Historiographen zu Folge hatte, so traten von 1707 — 11 die „Scriptores rerum Brunsvicensium" in 3 Bänden, fol., ans Licht. Allein auch dieses wichtige Werk ist nur als eine Vorarbeit anzusehen; die eigentliche Geschichte ist nie herausgekommen, und es hat sich in seinen Papieren nur der Plan dazu nach seinem Tode vorgefunden, der in den „Act. Eruditorum" für 1717 abgedruckt worden ist. Im Jahre 1710 ließ er seine Theodicee (Essai de Théodicée) drucken, in welcher er sich mit der Beantwortung der Frage beschäftigt: Wenn die Welt das Werk eines allweisen und allgütigen Schöpfers ist, woher kommen die Unvollkommenheiten und das Elend

seiner Geschöpfe? Schon dieses Werk allein ist nach dem Geständnisse der achtungswürdigsten Gelehrten hinreichend, einen Begriff von dem genialen Geiste des Verfassers zu geben.

Bereits im Jahre 1700 war Leibnitz zum Präsidenten der neu errichteten Akademie der Wissenschaften zu Berlin ernannt worden. Zu Torgau hatte er das Glück, mit dem Czaar Peter dem Großen persönlich bekannt zu werden, und sich mit ihm über die Verbreitung der Künste und Wissenschaften in Rußland zu besprechen. Der Czaar ernannte ihn nach dieser Unterredung zu seinem geheimen Rathe mit einem Gehalt von 1000 Rubeln, und bald darauf wurde Leibnitz vom Kaiser Karl VI. zur Würde eines Reichs-Hofraths und Barons, mit einem Gehalt von 2000 Gulden ernannt.

Leibnitz lebte jezt eine Zeitlang zu Wien, wo er sich vergeblich um die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften bemühte, aber in vertraute Bekanntschaft mit dem berühmten Prinzen Eugen von Savoyen kam. Von Wien ging er wieder nach Hannover zurück, wo er am 14. November 1716 sein thätiges Leben endete. An den Folgen eines Blasensteins starb er im 70. Jahre.

Leibnitz war von großem und hagerm, aber festem Körperbau, und starker Natur. Er lebte sehr einfach, aß viel, und trank wenig. Wasser und Milch, oder Wein mit Wasser vermischt, war sein gewöhnliches Getränk. Täglich ging er zweimal zu Tische, aber nicht zu bestimmten Stunden, sondern nur dann, wenn ihn hungerte. Er studirte bis tief in die Nacht; selten legte er sich bis zu seinem sechzigsten Jahre vor 2 Uhr Morgens schlafen, und stand früh wieder auf. Bisweilen ruhte er nur ein paar Stunden in seinem Lehnstuhl, der noch auf der Bibliothek zu Hannover

steht. Einen großen Theil seiner Zeit raubte ihm die bis nach China ausgebreitete Correspondenz.

Leibnitz war einer der größten und seltensten Geister. Mit einem tiefen Verstand und bewunderungswürdiger Erfindungskraft verband er eine glückliche und gut geregelte Phantasie. Mit größtem Eifer suchte er nicht nur einzelne Theile, sondern das ganze Gebiet der Wissenschaften, immer weiter anzubauen, denn er hatte Sinn und Empfänglichkeit für jede Gattung menschlicher Kenntnisse. Die Philosophie verdankt ihm eine Menge neuer Begriffe und Sätze, die als fruchtbare Prinzipe zur Erklärung der Erscheinungen in der Natur und der menschlichen Seele dienten, bis sie in den Revolutionen, die dieser Wissenschaft bevorstanden, durch andere verdrängt wurden. Unvergänglich sind die Verdienste dieses großen Mannes. Im Jahre 1789 wurde ihm in Hannover ein Denkmal errichtet, aus seiner Büste von weißem Marmor bestehend, die ein kleiner Tempel an dem Ende der großen Allee umschattet.

Seine Schriften wurden nach seinem Tode von Dutens gesammelt, und in 6 Quartbänden herausgegeben; viele liegen aber noch ungedruckt auf der Bibliothek zu Hannover.

Lukas Kranach,

der eigentlich Sunder oder Sünder hieß, wurde 1472 im ehemaligen Bisthume Bamberg in der Stadt Kranach (Kronach) geboren, und ließ sich nach dem Namen seiner Vaterstadt nennen, wie dieß zu jener Zeit noch mehrere andere große Maler, besonders Italiener, zu thun pflegten. Des Künstlers Vater war Formschneider und Kartenmaler, von ihm erlernte er das Nothdürftigste der Kunst. Er kam bald nach Koburg, wo ihn Churfürst Friedrich der Weise kennen lernte und zu sich an seinen Hof nahm. Im Jahr 1493 begleitete er den Churfürsten auf seiner Reise nach Palästina, und fing von da an, als Historienmaler aufzutreten. Er wurde 1504 Hofmaler des Churfürsten und dessen Bruders, Herzog Johann Friedrich. Von diesen in den Adelstand erhoben, wurde er 1537 Bürgermeister zu Wittenberg, und begleitete nachher den Churfürsten Johann Friedrich in die Gefangenschaft nach Insbruck. Im Jahre 1552 kam Kranach nach Sachsen zurück und starb zu Weimar den 16. October 1553. Er wurde an der Schloßkirche daselbst begraben, und auf seine Gruft kam ein Leichenstein mit einer Inschrift, in welcher er **Pictor celeberimus**, der **berühmteste Maler**, genannt wurde. Der Bildhauer sezte aber aus Versehen: **Pictor celerrimus**, der **geschwindeste Maler**, und auch das war Lukas Kranach,

denn man hat von ihm eine ausserordentliche Anzahl Gemälde. Eben so wie Dürer, zeichnete er sich besonders durch seine herrlichen Bildnisse aus, in welchen man noch bis auf den heutigen Tag die Richtigkeit der Zeichnung, die Kraft des Pinsels, das lebenvolle Colorit bewundert, das sich nach mehr als dreihundert Jahren noch ganz frisch erhalten hat. Diese Bildnisse sind jezt in allen Gemäldesammlungen Teutschlands zerstreut, es ist eine Leichtigkeit und Kunstmeisterschaft in ihnen, der Teutschen würdig. Seine historischen Gemälde gefallen durch ihre malerische Behandlung in Zeichnung und Colorit. Zwar sind seine Compositionen selten oder nie poetisch, es mangelt ihnen nicht an Sonderbarkeiten, und Anachronismen, Fehler gegen das Costüme u. dgl. muß man der frommen Treuherzigkeit zu gute halten. Mit einem Worte: Lukas war ein treuer Sohn der Natur, wahr, kräftig und herzlich, ein kernhafter, tüchtiger Meister. Unter seinen Bildnissen sind die von seinen Freunden Luther und Melanchthon besonders schätzenswerth. Unter seinen größern Gemälden verdienen die Altar-Blätter in den Stadtkirchen zu Wittenberg, Torgau und Weimar, ersteres vorzüglich, und mehrere Gemälde in der Naumburger Stadt- und Domkirche den Preis. Das Weimar'sche Altar-Blatt wurde 1806 von dem Kunstkenner und Künstler Meyer restaurirt. Eine Sammlung Bildnisse, die auf Pergament in Wasserfarben nach Miniaturart 1520, 1543 und 1546 gemalt sind, nannte der Künstler sein Stammbuch. Der preußische Staatskanzler Fürst Hardenberg kaufte dieses Stammbuch aus dem Nachlasse des Hofraths Lämmermann in Ansbach, um es dem Könige Friedrich Wilhelm II. zu überreichen. Im Gebrauche seiner Monogramme und Künstlerzeichen blieb sich Lukas Kranach nicht gleich. Gern brachte er sein von Friedrich dem Weisen empfangenes Wappenzeichen an, die geflügelte Schlange mit einer rothen Krone auf dem Haupte und einen goldenen Ring mit einem Rubin im Munde haltend.

Sein Sohn, der auch Lukas Kranach hieß, auch Bürgermeister zu Weimar (wo er 1586 starb) und ein würdiger Schüler seines Vaters war, ist der Urheber mehrerer Gemälde, die seinem Vater zugeschrieben wurden.

Zur Zeit unsers Künstlers belagerte und eroberte Kaiser Karl V. die Stadt Wittenberg. Da dieser mächtige Fürst Lukas Kranach aus seinen Werken kannte, so ließ er ihn vor sich kommen, und erlaubte ihm, sich eine Gnade auszubitten. Kranach warf sich dem Kaiser zu Füßen, und flehte um nichts, als um das Leben und die Freiheit seines geliebten Churfürsten, Johann Friedrich, der in der Schlacht bei Mühlberg von Kaiser Karl war zum Gefangenen gemacht worden. Obwohl seine Bitte unerfüllt blieb, so ist sie doch ein ehrwürdiges Zeugniß für das Herz des großen Künstlers, der auch ein sehr achtungswürdiger Mensch war.

Georg Phil. Rugendas.

Georg Philipp Rugendas wurde am 27. November 1666 in Augsburg geboren, wo sein Vater Uhrmacher war. Der Vater wollte einen Kupferstecher aus ihm machen, weil der Jüngling schon als Kind viel Trieb und natürliche Anlage zu den zeichnenden Künsten blicken ließ, und die Kupferstecherkunst ein sicheres Brod versprach. Allein eine Fistelkrankheit an der rechten Hand machte ihm die Führung des Grabstichels unmöglich. Er widmete sich daher der Malerei, wurde Schüler des Historienmalers Jesaias Fischer zu Augsburg, und studirte kriegerische Darstellungen nach Bourguignon, Tempesta u. A.

Nach einem sechsjährigen Studium war, durch die angestrengte Arbeit, seine schlimme Hand auch zur Führung des Pinsels ganz unbrauchbar geworden. Dieses Unglück hatte er schon vorausgesehen, und sich daher frühzeitig auch in dem Gebrauch der linken Hand geübt. Jezt mußte sie ihm ganz die rechte ersezen; und bald bekam er sie so in seine Gewalt, daß er dieser völlig entbehren konnte. Er reiste nun nach Wien, wo er den Gebrauch seiner rechten Hand, die von selbst heilte, wieder erhielt. Im Jahre 1692 ging Rugendas nach Venedig, wo der Historienmaler Molinaro sein Lehrer und Freund wurde; dann ging er nach

Rom, von wo er 1695 nach Augsburg zurückkehrte. Rugendas malte und radirte sehr viel. Seine Zeichnung ist richtig, seine Composition und Färbung schön, und alles was er machte, voll Geist und Leichtigkeit. In abwechselnder Darstellung der Pferde ist er besonders unerschöpflich. Man hat auch Blätter in schwarzer Kunst mit radirten Umrissen von ihm, welche meistens braun abgedruckt sind. Unter seinen radirten Arbeiten verdient besonders die Belagerung von Augsburg, der er selbst beiwohnte, und die er in einer Reihe von 6 Blättern abbildete, bemerkt zu werden. Seine Gemälde sind überall zerstreut. Der rastlose thätige Mann starb, wo er geboren war, zu Augsburg am 10. May 1742, in einem Alter von 76 Jahren als einer der ersten Maler in Europa, besonders in Vorstellungen von Schlachten.

Johann Keppler,

kaiserlicher Mathematiker und Sternkundiger.

Keppler, dem die Astronomie einen großen Theil ihrer jezigen Ausbildung verdankt, war 1571 zu Weil, ehemaligen Reichsstadt im Würtembergischen, geboren, und stammte aus einem adeligen Geschlechte, das aber durch Unglücksfälle und andere uns unbekannte Umstände tief herabgekommen war. Armuth und das immer wandelbare Schicksal seines Vaters, eines Gastwirthes, war der Grund der Vernachlässigung von Kepplers Erziehung, und der trüben Stunden seiner Jugend. In seinem 18ten Jahre brachte er es dahin, daß er die Klosterschule in Maulbrunn verlassen, und die Universität Tübingen beziehen konnte. Hier wollte er sich der Theologie widmen; zuerst aber studirte er mit großem Eifer Philosophie und Mathematik, und dabei legte er sich mit so ganz besonderer Vorliebe auf die Astronomie oder Sternkunde, daß er sein eigentliches Fach darüber vergaß. Er fühlte es deutlich, daß er nicht zum Kanzelredner berufen, sondern vielmehr bestimmt sey, Gottes Größe auf eine andere Art in den Werken und Gesezen der Natur zu offenbaren. Die Untersuchung der physikalischen Gründe der Bewegung der Weltkörper beschäftigte ihn insbesondere. Im

Jahre 1593 wurde Keppler als Professor der Mathematik und Moral nach Grätz in Steiermark berufen, wo er seine astronomischen Untersuchungen fortsezte. Es war ein berühmter dänischer Sternkundiger, Tycho Brahe, nach Teutschland gekommen, und in die Dienste des Kaisers Rudolph II. getreten. Keppler fühlte sich mächtig zu ihm hingezogen, so, daß er seine Stelle und seinen Gehalt aufgab, und nach Prag eilte, wo Tycho sich aufhielt, um mit ihm zu arbeiten, und ihre gemeinschaftliche Wissenschaft höher zu bringen. In solcher Aufopferung erkennt man die wahre und reine Liebe zu Wissenschaft und Kunst. Johann Keppler hungerte lieber, als daß er seinen Durst nach höherem Wissen ungestillt gelassen hätte.

Mit Tycho verfertigte er hier die sogenannten rudolfinischen Tafeln, welche er jedoch erst 1626 zu Ulm drucken ließ. Auf Tycho Brahes Empfehlung wurde er jezt als kaiserlicher Mathematiker angenommen, und nun schien er geborgen; allein Kaiser Rudolph, der selbst wenig hatte, konnte nicht viel geben. Kepplers Gehalt war so gering, und wurde so schlecht ausbezahlt, daß er nicht davon leben konnte. Er mußte daher auf andere Mittel denken, sich seinen nothdürftigen Unterhalt zu verdienen. Seinen alten Tagen nahe, studirte er denn noch Medizin, um sich an den Krankenbetten ein wenig Geld zu erwerben. Endlich blieb das Jahrgeld von Kaiser Rudolph ganz aus. In Prag konnte nun Keppler nicht länger bleiben, und er wurde, durch Vermittlung seiner Freunde, in Linz angestellt. Hier hoffte er von dem neuen Kaiser Matthias seinen rückständigen Gehalt zu erlangen; allein umsonst, denn es war der 30jährige Krieg seinem Ausbruch nahe. Streitigkeiten mit den Geistlichen, die ihn seines Lebens nicht froh werden ließen, vertrieben ihn endlich auch von Linz, er begab sich nach Regensburg, schlug einen Ruf nach England aus, wurde auch vom Kaiser Ferdinand II. zum kaiserlichen

Mathematiker bestätigt und ging darauf nach Ulm, um daselbst seine rudolfinischen Tafeln drucken zu lassen. Im Jahre 1627 kam Keppler nach Prag zurück und erhielt vom Kaiser 6000 Gulden. Allein seine Wanderschaft hatte noch kein Ende. Es wurde ihm, von Albert von Wallenstein, damals Herzog von Mecklenburg, eine Professur zu Rostock angeboten, und er nahm sie an. Da ihm aber die versprochene Besoldung nicht ausbezahlt wurde, so konnte er nicht lange hier bestehen, und zog wieder nach Regensburg zurück, wo er am 15. November 1630 in seinem 50. Lebensjahre starb. Keppler hatte viel Geist, viele Kenntnisse, aber wenig Glück und Lebensklugheit. Er war von Person klein, hager, schwächlich. Seine Wissenschaft, der er mit heißer Liebe ergeben war, sein unermüdetes Forschen nach Wahrheit, und die häuslichen Verlegenheiten, in denen er sich öfter befand, machten seine Stimmung mehr ernsthaft, als heiter; gleichwohl war er auch munter und scherzhaft; ein leichter Sinn half ihm standhaft alle Widerwärtigkeiten ertragen. Sein Schicksal hatte ihm die Freuden des Lebens sparsam zugemessen. Um die Astronomie erwarb sich Keppler unsterbliche Verdienste. Lalande sagt von ihm: „Keppler ist in der Astronomie eben so berühmt durch die unendlich scharfsinnige Anwendung, die er von Tycho's vielen Beobachtungen (denn er selbst war nicht Beobachter) machte, als der dänische Astronom durch die Sammlung so zahlloser Materialien.“ Die von Keppler aus jenen Beobachtungen abgeleiteten Geseze des Planetenlaufes sind in der Sternkunde unter dem Namen der drei Kepplerischen Regeln (Regulae Keppleri) bekannt, und sie sind es, auf welche sich Newtons nachherige Entdeckungen, nebst der ganzen neuen Theorie der Planeten gründen.

Abraham Gotthelf Kästner, einer der berühmtesten Mathematiker unserer Zeit, und zugleich ein witziger Kopf, verfertigte in tiefgefühlter Anerkennung der Ver-

dienste Kepplers um seine Wissenschaft, folgendes Epigram auf ihn:

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Keppler stieg — und starb in Hungersnoth!
Er wußte bloß die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

In den schönen Umgebungen der alten, treuen Ratisbona fanden Kepplers unsterbliche Verdienste um die Astronomie bei einer dankbaren Nachwelt gerechte Verehrung. Karl Theodor von Dallberg errichtete ihm, im Vereine mit mehreren edlen Teutschen, am 27. Dezember 1808, als an Kepplers Geburtstag, ein schönes Denkmal. Dieses Denkmal besteht in einem dorischen Tempel, in welchem Kepplers von Doll bearbeitete Büste steht.

Martin Opitz.

Martin Opitz wird in der Geschichte der teutschen Literatur ewig als der Vater unserer neuen Dichtkunst glänzen. Er ist der Gründer der schlesischen Dichterschule und wurde 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, wo sein Vater Rathsherr war. Nachdem er auf der Schule seiner Vaterstadt einen guten Grund gelegt hatte, setzte er seine Studien auf dem Gymnasium zu Breslau und zu Beuthen an der Oder fort, wo er vorzüglich mit Liebe die Philosophie, die alten Sprachen und die Beredsamkeit des Alterthums studirte. Als er Breslau verließ, gab er eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte in den Druck, welche er Neujahrsgeschenke (**Strenae**) nannte, ein Tribut des Dankes an seine ehemaligen Lehrer und Gönner in Bunzlau, und etwas später seinen „**Aristarchus**", eine Schrift, die seinen literarischen Patriotismus bethätigte, heraus. Seine ersten dichterischen Versuche machte er also nicht in teutscher, sondern in lateinischer Sprache. Bald aber faßte er den Gedanken, nicht nur lateinischer, sondern auch teutscher Dichter zu seyn.

Im Jahre 1618 ging er nach Frankfurt an der Oder, um auf der dasigen Universität die Rechtswissenschaften zu studiren; ein ganzes Jahr widmete er aber der Dichtkunst und seinen andern Lieblingsstudien. Gern hätte er sich ihnen ganz hingegeben; allein sie versprachen ihm nicht

Unterhalt, sondern nur Vergnügen. Zwei Brautlieder waren hier seine teutschpoetischen Werke. Nach damaliger Sitte begann er nun seine Wanderungen. Im Jahre 1619 hielt er sich an der Universität zu Heidelberg auf. Der churpfälzische Geheime-Rath Lingelsheim nahm ihn als Lehrer seiner Söhne in seinem Hause auf, und stellte ihn bei Hofe vor. Er wurde mit dem berühmten Janus Gruter und andern trefflichen Köpfen bekannt, und schrieb daselbst viel, sowohl teutsch als lateinisch, in Versen und Prosa. Der 30jährige Krieg trieb ihn von hier weg, und er zog 1620 nach Straßburg, wo er Matthias Berneggers Freundschaft gewann, der den künftigen Virgil der Teutschen in ihm prophezeihte. Ueber Tübingen ging er nach Heidelberg zurück, von wo er, zu Ende 1620 mit seinem Freunde Hamilton, einem Dänen, in die Niederlande reiste. Von da ging er im folgenden Jahre in das Holsteinische, wo er 7 Monate lang selige Tage verlebte.

Bald aber wurde Opitz in das Vaterland zurückberufen, und zwar an den Hof des Herzogs von Liegnitz, denn Schlesien hatte damals noch seine eigenen Fürsten. Doch auch hier blieb er nicht lange, sondern ging im Jahre 1622 als Lehrer der Philosophie nach Weissenburg in Ungarn. Er verdankte diese Stelle dem berühmten Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Galor. Hier verfiel er in eine traurige Gemüthsstimmung, und wurde am Ende so unwiderstehlich von der Sehnsucht nach dem Vaterlande ergriffen, daß er sein Amt niederlegte, und nach Schlesien zurückkehrte, wo er sich wieder viel mit der Dichtkunst beschäftigte. Dennoch ging er von Bunzlau abermals nach Liegnitz an den Hof. Noch in Ungarn begann er ein gelehrtes Werk: „Dacia antiqua", dessen Vollendung sein Tod verhinderte. Im Jahre 1624 erschien die erste Ausgabe seiner Gedichte von Zinckgref besorgt, die Opitz aber für übereilt erklärte und bald durch eine selbst veranstaltete verdrängte. Der

Herzog Rudolph ernannte den Dichter zu seinem Rathe. Auch erschien jezt sein Buch „von der teutschen Poeterei," wodurch er den Grund zu einer deutschen Poetik und Metrik legte. Zur Erholung unternahm er mehrere kleine Reisen; er ging nach Wittenberg, Dresden, Wien. Zu Wien erwarb er sich durch ein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl den poetischen Lorbeerkranz, der ihm vom Kaiser Franz II. mit eigenen Händen aufgesezt wurde.

Nach seiner Zurückkunft nach Schlesien trat Opitz als Sekretär in die Dienste des tapfern und gelehrten Burggrafen zu Dohna, Karl Hannibal, und bald darauf (1628) wurde er von dem teutschen Kaiser aus eigener Bewegung, zum Beweis seiner Achtung für den Dichter, in den Adelstand erhoben, und zwar unter dem Namen Martin Opitz von Loberfeld. Opitz aber, der den Menschen mehr nach seinem innern, als äussern Werth schätzte, machte sehr wenig Gebrauch von seinem Adelsdiplom.

Eine Geschäftsreise führte ihn 1630 nach Paris, wo er mit den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit, unter Andern auch mit Hugo Grotius, der sich dort aufhielt, bekannt wurde. Grotius war, wie Opitz, ein Rechtsgelehrter, der sich in seinen Nebenstunden gern mit den Musen beschäftigte, und unter Anderm die Wahrheit der christlichen Religion in holländischen Versen besungen hatte. Dieses Gedicht übersezte Opitz in teutsche Verse, zur großen Zufriedenheit des Verfassers, der ihn mit Lob überhäufte.

Der Wunsch seines Burggrafen rief ihn nach Schlesien zurück, wo jezt sein Lehrgedicht „Vesuv" und sein „Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs" erschien. Nach dem Tode seines würdigen Beschützers (1633) ging er an die fürstlichen Höfe von Liegnitz und Brieg zurück. Im Jahre 1634 folgte er dem Herzoge Johann Christian von Brieg nach Thorn, und lebte bald darauf zu Danzig mit

Ruhe und Sicherheit seinen Studien. Das Singspiel „Judith" und die Uebersezung der „Antigone" des Sophokles waren Früchte dieser Muse. Als der König von Polen, Uladislaus IV., der ihn bereits aus einem trefflichen teutschen Lobgedichte kannte, womit er ihn bei seiner Rückkehr von einem Zuge gegen Rußland begrüßt hatte, 1638 nach Danzig kam, zog er den Dichter als Sekretär und Historiograph unter vortheilhaften Bedingungen in seinen Dienst. Schon 1637 gab er die Sammlung seiner geistlichen Poesien heraus, sammelte und revidirte seine weltlichen Gedichte und vollendete seine Psalmenüberseзungen nach den gewöhnlichen Melodien. Nur auf kurze Zeit besuchte er Thorn und Königsberg. So erreichte Opitz die Blühte der männlichen Jahre und seines Ruhms. Die würdigsten und edelsten seiner Zeitgenossen liebten und ehrten ihn. Die Pest, welche 1639 Danzig verheerte, brachte auch ihm am 20. August den Tod.

Opitz war der erste teutsche Dichter, der sich zur wahren Poesie erhob. Er ist der Schöpfer eines neuen geregelten und vorzüglich nach dem Muster des classischen Alterthums gebildeten poetischen Styls und einer prosodischen und metrischen Form der gebundenen Rede, in die er statt der bisherigen Sylbenzählung eine Sylbenmessung einführte. Er war mit den Alten vertraut und hatte seinen Geist mit den nützlichsten Kenntnissen bereichert; daher sind seine Gedichte, besonders die größern, reich an kräftigen und wahren Gedanken und feiner Erfindung. Seine Muttersprache erlangte unter seinen Händen mehr Geschmeidigkeit, Correctheit und Wohlklang: er fand neue Wortverbindungen, angenehmere Formen, überraschendere Wendungen. Eine gute Auswahl seiner Gedichte enthält der I. Theil der von Wilhelm Müller herausgegebenen „Bibliothek teutscher Dichter des 17. Jahrhunderts."

Peter Paul Rubens.

Peter Paul Rubens, einer der größten Maler aller Zeiten, wurde im Jahre 1577 in der Reichsstadt Kölln geboren, wo sich sein Vater, der adeliger Schöppe zu Antwerpen war, wegen der Unruhen in Brabant für einige Zeit niedergelassen hatte. Rubens gehörte nicht unter die gemeinen, sondern unter die wissenschaftlich gebildeten, unter die gelehrten Maler. Schon seine früheste Erziehung bildete ihn dazu und ließ nichts Gewöhnliches an ihm erwarten. Sein Vater sparte keine Kosten, ließ es ihm nicht an den besten Meistern fehlen, und der Jüngling benützte mit Eifer und Liebe ihren Unterricht. Als Edelknabe kam Rubens in die Dienste der Gräfin von Lalaing; allein das wüste Leben dieser Dame mißfiel ihm, er verließ sie, um sich seiner Lieblingskunst zu widmen.

Otto Vernius, ein mehr durch seine Schüler, als durch eigene große Talente berühmt gewordener Künstler, wurde sein Lehrer. Vernius liebte den edlen Jüngling eben so sehr wegen seiner Tugenden, als wegen seines Fleißes und Talentes, und weihte ihn freudig in die Geheimnisse der Kunst ein. Bald übertraf der Schüler seinen Meister. Rubens besuchte auf seines Lehrers Rath, mit Empfehlungen

des Erzherzogs Albrecht an den Herzog Vincenz Gonzaga versehen, Italien, um dort seine Studien fortzusezen. Der Herzog nahm ihn als Edelknabe in seine Dienste, worin er sieben Jahre blieb und von Mantua aus Rom, Venedig und Genua besuchte. Besonders zogen ihn Titian und Paul Veronese's Werke nach Venedig, wo er sich nach diesen Meistern bilden wollte. Ueberall, wohin er reiste, beschäftigte er sich mit seiner Kunst, und hinterließ allenthalben gelungene Werke seiner Hand. Der Herzog Vincenz Gonzaga schickte ihn mit prächtigen Geschenken nach Spanien an den König Philipp IV., der ihn gnädig aufnahm, sich und mehrere andere Große seines Hofes von ihm malen ließ, und ihn endlich mit Ehren und Geschenken belohnt wieder nach Italien zurücksandte.

In Mantua angelangt, fand er Nachricht, daß seine Mutter, die er zärtlich liebte, gefährlich krank liege. Von Italien eilte er nun ungesäumt nach Antwerpen, wo er die theure Mutter schon als Leiche traf. Untröstlich über ihren Verlust beweinte er sie vier Monate lang in der Abtei St. Miguel, in die er sich mit seinem Schmerz verschloß; doch suchte er selben durch wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit zu mildern. Von der Rückkehr nach Mantua hielten ihn die glänzenden Versprechungen der Erzherzoge und die Liebe zu Isabella Brant, die 1609 seine Gattin ward, zurück. Antwerpen wurde nun sein Wohnort. Der Vater hatte ihm ein großes Vermögen hinterlassen, und durch die Werke seiner Kunst hatte er es noch bedeutend vermehrt. Er baute sich ein prächtiges Haus, dessen Aussenseite er eigenhändig in Fresco malte. Neben demselben führte er eine Rotunda auf, welche er mit den kostbarsten Vasen, Büsten, Gemälden und Medaillen schmückte; er verkaufte aber wieder das ganze köstliche Gebäude mit allen Kunstschätzen, die es enthielt, für 10,000 Pfd. Sterling an den Herzog von Buckingham. Rubens konnte ganz seinem

Ruhme leben, und Niemand durfte es wagen, einen niedrigen Preis auf die Werke seiner schöpferischen Hand zu sezen. Er malte um jene Zeit für die Kathedralkirche von Antwerpen eine Abnehmung des Heilandes von dem Kreuze, für die Jakobiten daselbst die vier Evangelisten, und noch eine Menge anderer Gemälde. Ueberhaupt sind in den Niederlanden wenige Kirchen und Kunstsammlungen, in denen nicht Werke dieses großen und arbeitsamen Künstlers anzutreffen sind. — Viele Gemälde, die für die seinigen gelten, ließ er durch seine Schüler malen, und vollendete sie nachher. Daher ist es nur sehr geübten Kennern möglich, zu beurtheilen, was ganz des Künstlers Eigenthum, und was sein und seiner Schüler gemeinschaftliches Werk ist. Selbst von den Scenen aus dem Leben der Königin Maria von Medici, welche diese Fürstin durch ihn für eine Gallerie in ihrem Palast Luxembourg malen ließ, verfertigte Rubens nur zwei; die übrigen seiner Gewohnheit gemäß mit fremder Beihülfe. — Rubens war ein Maler vom ersten Range. Sein schöpferischer Geist zeigte sich im größten Umfange bewunderungswürdig. Er malte geschichtliche Scenen, Landschaften, Bildnisse, Thiere, Blumen, Früchte, Alles von gleicher Schönheit. Innig vertraut mit den größten Geschichtschreibern und Dichtern fast aller Nationen und Zeiten, vereinte er die sorgfältigste Beobachtung der Natur, der alten und neuen Kunst mit der richtigsten Beurtheilung. Der aufmerksamen Beobachtung der Natur allein verdankte er aber die große Gabe, mit treffender, oft schauderhafter Richtigkeit die menschlichen Leidenschaften und Gefühle mit dem Pinsel auszudrücken. So bewundert man zum Beispiel die Art, wie er in seiner Kreuzigung Christi zu Antwerpen den bösen Schächer vorgestellt hat. Es war ihm das Bein mit einer eisernen Stange zerschmettert worden. In dem Schmerz, den ihm der erste Schlag verursacht, fährt er am Kreuz mit solcher Gewalt in die Höhe, daß er die Kuppe des Nagels, womit das Bein angenagelt war, los-

sprengt; an der Nagelkuppe hangen noch gräßliche Stücke Haut, die sie mit weggenommen hat. Den Kopf sieht man von der Seite; desto auffallender zeigt sich die ungeheure Oeffnung des Mundes, und die heftigste convulsivische Bewegung aller Muskeln seines Gesichtes, so daß man das schauderhafte Geschrei des Leidenden in dem Gefühle seiner Qual zu hören glaubt.

In allen Gemälden dieses Meisters ist mit unverkennbarer Wahrheit das Alter, das Geschlecht, der Stand seiner Figuren ausgedrückt, und jede hat ihren eigenthümlichen Charakter; in allen lodert die Flamme hoher Begeisterung. Aber eben diese Begeisterung, die er zu benutzen suchte, erlaubte ihm nicht, an seinen Werken so lange und geduldig, wie andere Künstler, zu verweilen, daher er zuweilen die Richtigkeit der Zeichnung der Zauberkraft seines Colorits aufopferte. Doch wird Rubens einer der prachtvollsten Maler bleiben, von Wenigen erreicht, von noch weit Wenigern, und von diesen nur in einzelnen Theilen, übertroffen. Mit Recht nennt man ihn daher den Fürsten der niederländischen Schule.

Rubens war aber nicht allein groß als Künstler, sondern auch als Mensch und Staatsmann. Er hatte ein schönes Aeussere, und besaß die liebenswürdigsten, geselligen Gaben, verbunden mit hohem Geist und einer hinreissenden Beredsamkeit. An dem englischen Hofe machte er sich so beliebt, daß ihn der König zum Ritter schlug, ihm auch in einem so hohen Grade sein Vertrauen schenkte, daß er ihn in Staatsgeschäften gebrauchte, und zwar in nicht unbedeutenden. Er schloß mit dem englischen Kanzler Cottington 1630 einen Frieden zwischen Spanien und England ab, wofür er von beiden Monarchen königlich belohnt wurde.

Rubens führte ein einfaches, regelmäßiges Leben. Seine Erholungsstunden waren dem Umgange mit einigen geistreichen

Freunden gewidmet, die zu ihm kamen; denn er besuchte bloß Nothleidende, um ihnen wohlzuthun. Die übrige Zeit theilte er zwischen dem Studium und der Ausübung seiner Kunst und Wissenschaften. Seine zweite Gattin, Helene Formann, mußte ihm oft zum Modell für Frauenköpfe dienen; aber nur dann, wenn das Bild seine Helena selbst darstellen sollte, malte er es so schön und reizend, wie sie war.

Gicht und Händezittern erschwerten dem großen Künstler in seinen lezten Tagen die Arbeit, und schon 1640, in einem Alter von drei und fünfzig Jahren, raffte ihn der Tod dahin. — Unter den teutschen Gallerien besitzen die zu Wien, München, Dresden und Kassel die herrlichsten Bilder von ihm.

Johann Gensfleisch
zum Guttenberg,

der Erfinder der Buchdruckerkunst, wurde um das Jahr 1400 in Maynz geboren. Seine Familie rechnete sich zu den Patriziern. Im Jahre 1424 lebte Guttenberg zu Straßburg, wo er zwölf Jahre darauf mit Andreas Dryzehn u. A. einen Kontrakt schloß, sie alle seine geheimen und wunderbaren Künste zu lehren und zu ihrem gemeinschaftlichen Nutzen anzuwenden. Dryzehns bald erfolgter Tod machte jedoch das Unternehmen scheitern, welches vermuthlich die ersten Anfänge der Buchdruckerkunst mit in sich schloß. Da Guttenberg unter die von ihm gedruckten Sachen niemals weder seinen Namen noch die Zeit sezte, so kann auch nicht völlig bestimmt angegeben werden, wann und wo die ersten Versuche in der Kunst des Bücherdruckens gemacht worden sind; so viel ist jedoch gewiß, daß Guttenberg gegen 1438 zuerst bewegliche Typen von Holz anwendete. Im Jahre 1443 zog er von Straßburg, wo er bisher gelebt hatte, nach Maynz. Da Guttenberg sein ganzes Vermögen auf seine Erfindung bereits verwendet hatte, so ging er 1450 mit Johann Faust oder Fust, einem reichen Goldschmied in Maynz, die Verbindlichkeit ein, vermög welcher Faust das Geld hergab, um eine Druckerei anzulegen, in

welcher

Guttenberg.

welcher dann auch die lateinische Bibel zum erstenmale gedruckt wurde. Immer aber hatten sie noch nicht genug Lettern zu einem einzigen Bogen. Nach einiger Zeit entzweite sich Guttenberg mit seinem Gefährten und trennte sich wieder von ihm. Da Faust starke Vorschüsse gemacht hatte, so behielt er die Druckerei, die er dann mit Peter Schöffer von Gernsheim gemeinschaftlich fortsezte und vervollkommnete. Schöffer, ein sehr scharfsinniger und erfinderischer Kopf, merkte bald, woran es ihnen noch fehlte, und brachte es dahin, die Lettern in Blei zu gießen, statt selbe, wie bisher, einzeln auszuschneiden.

Durch Unterstützung von einem Maynzer Rathsherrn, Konrad Hummer, ward Guttenberg in den Stand gesezt, schon im folgenden Jahre wieder eine Presse anzulegen, in welcher wahrscheinlich das Werk: „**Hermanni de Saldis Speculum Sacerdotum**" (in Quart ohne Datum und Namen des Druckers) gedruckt wurde. Es sollen auch hier, wie einige behaupten, 4 Ausgaben des „Donat" gedruckt worden seyn, die jedoch von Andern der Offizin von Faust und Schöffer zugeschrieben werden. Im Jahre 1457 erschienen auch bereits die Psalmen, mit einer typographischen Eleganz gedruckt, welche hinlänglich beweist, wie schnelle Fortschritte die neuerfundene Kunst machte und mit welchem rühmlichen Fleiße sie getrieben wurde. Historisch richtig ist es, daß Guttenberg bereits im Jahre 1436, wo er sich in Straßburg aufhielt, die von ihm gemachte Erfindung beweglicher Lettern einigen Vertrauten mittheilte.

Guttenbergs Druckerei bestand in Maynz bis 1465. Um diese Zeit erhob ihn Adolph von Nassau in den Adelsstand, er starb aber schon 1468 am 24. Februar.

Guttenberg war ein Teutscher. Seine Erfindung jedoch, nicht im geringsten von bloß nationalem Nutzen, hat kein

einzelnes Land beglückt; allen angehörend, machte sie ihn zum Wohlthäter aller bildungsfähigen Völker. Welche den Geist fördernde sinnvolle Erfindung, mit Ausnahme der göttlichen Schreibkunst, möchte solcher Wirkung, so allgemeiner Anerkennung sich rühmen? Kein Denkmal verherrlicht noch den Platz, der in seiner Vaterstadt Guttenbergs Namen führt. Mit dem Jahre 1836 tritt die Buchdruckerkunst in ihr fünftes Lebenssäculum, ein Geburtsjahr, das festlich begangen zu werden verdient.

Den Manen Guttenbergs, diesem gemeinsamen Heros der Menschheit, muß 1836 werden, was die ihm nähere Nachwelt nicht zu gewähren vermochte. Das 16te Jahrhundert war in kirchlicher Zerwürfniß befangen, in der ersten Hälfte des 17ten wüthete der dreißigjährige Krieg, und hundert Jahre später litt Teutschland noch an den lezten Nachwehen desselben, nämlich an geistiger Gedrücktheit, die erst vor Friedrichs II. Heldenbahn und vor der gleichzeitig mit ihr anbrechenden Morgenröthe unserer neuen Litteratur verschwinden sollte. Jezt, wo die Morgenröthe längst zum vollen Lichte des Tages geworden, wo die Werke des teutschen Geistes in brüderlicher Wechselwirkung mit denen der wissenschaftlichsten Völker fast nur Eine große gemeinsame Litteratur ausmachen, in unserm Zeitalter, welches sich mit Recht dem schönsten altgriechischen vergleicht, da es über den Glanz der Gegenwart nicht die Heroen der Vergangenheit vergißt, jezt fordern jene wackern teutschen Männer in Maynz, welche den Ausschuß zur Errichtung eines öffentlichen Monuments für Johann Guttenberg bilden, gewiß nicht vergeblich um Beiträge hierzu auf. Es ist eine Pflicht der ganzen Mitwelt, daß sie zu diesem Unternehmen die Hand bieten möge. Nach einem deßfalls gedruckten und seit längerer Zeit verbreiteten Aufrufe, wird sich die Ausstattung des Kunstwerkes nach dem Ertrage der Beiträge richten, das entweder aus dem kolossalen Standbilde Gut-

tenbergs allein, oder aus einer Verbindung desselben mit emblematischen Figuren und Basreliefs bestehen wird. Unstreitig wäre lezteres vorzuziehen, indem sich alsdann das Kunstwerk deutlicher aussprechen und mehr zum eigentlichen Denkmale der Erfindung selbst erheben würde. Ein Monument, das dem großen Publikum verschiedener Länder sein Daseyn verdankt, bedarf freier Concurrenz unter den Meistern, es wird also nur derjenige Entwurf, der von Kennern geprüft als der zweckmäßigste und schönste sich erweist, dem Modelle zum Grunde gelegt werden.

Möchte sich dieses Denkmal, als Zierde der Vaterstadt dieses großen teutschen Mannes, recht bald erheben!

Imanuel Kant.

Kant, der Sohn eines Riemers, wurde am 22. April 1724 zu Königsberg geboren. Durch beschränkte Vermögensumstände genöthigt, studirte er daselbst seit 1740 Theologie, dann Humaniora; trat 1755 als akademischer Lehrer auf, und war von 1770 bis 1794 Professor der Logik und Metaphysik. Sieht man auf die Art und Größe seiner Wirksamkeit, mit welcher er in dem Gebiete des philosophischen Wissens eine heilsame Revolution bewirkt und durch sie allen folgenden Denkern den freien Weg zur Wahrheit gebahnt hat; sieht man ferner auf das ausgebreitete Wissen und die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse, welche der Geist dieses Mannes, der nicht über Pillau (7 Meilen von Königsberg) hinausgekommen war, umfaßte, und endlich auf den Ernst seines sittlichen Charakters, so kann behauptet werden: der Königsberger Weise gehörte der Welt und Menschheit an.

Kant war ein an Leib und Seele ganz trockener Mann. Magerer, ja dürer, als sein kleiner Körper, hat vielleicht nie einer existirt; kälter, reiner in sich abgeschlossen, wohl nie ein Weiser gelebt. Eine hohe, heitere Stirn, feine Nase und helle, klare Augen, zeichneten sein Gesicht vortheilhaft aus. Er liebte sehr eine gute Tafel in fröhlicher Gesellschaft,

und war selbst ein sehr angenehmer Gesellschafter. Durch eine weit ausgebreitete Belesenheit und einen unerschöpflichen Vorrath von unterhaltenden und sehr lustigen Anekdoten, die er ganz trocken, ohne je dabei selbst zu lachen, erzählte, auch durch ächten Humor in treffenden Antworten und Anmerkungen, heiterte er jede Gesellschaft auf, und unterhielt, wenn auch Andere schwiegen, weil man einen solchen Mann auch wohl gern allein sprechen hörte.

Kants Umgang wurde um so mehr von den besten Häusern und angesehensten Familien gesucht, da er sich durch die vollkommenste Rechtlichkeit, und den ächten Stolz, der ihm nicht nur als geistreichsten Mann des Ortes, sondern auch als einem der tiefsten Denker wohl anstand, überall in hoher Achtung zu erhalten wußte, auch im Aeussern nicht nur stets sauber, sondern selbst sehr stattlich erschien. Gegen ihn, ja auch wohl nur in seiner Nähe, würde sich gewiß nicht leicht Einer etwas Unanständiges erlaubt haben. Er paßte um so mehr in jede große und kleine Gesellschaft, da er das Kartenspiel liebte, und nicht gern einen Abend ohne seine kleine l'Hombre-Parthie zubrachte. Er hielt dieß für das einzige stets sichere Mittel, den Kopf vom angestrengten Denken abzuziehen und zu beruhigen. Schöne Künste hatte er nie geübt, und liebte sie auch nicht besonders. Es war vielmehr, als wäre er ganz reine Vernunft, oder tiefer Verstand. Damit verband er ein gränzenloses Gedächtniß, wodurch seine Vorlesungen äusserst interessant und lehrreich wurden. Er las den größten Theil des Vormittags Collegien, des Nachmittags aber selten; zwischen jeder Vorlesung machte er eine Pause von 20 Minuten. Seine Vorlesungen über physische Geographie waren besonders angenehm für junge Leute, wegen Kants unermeßlicher Belesenheit in Geschichte, Reisebeschreibungen, Romanen und andern Schriften, die nur je Materialien zur Bereicherung und Erläuterung jener Wissenschaften liefern können. Sein Gedächtniß zeigte

sich dabei in voller Stärke, denn ob er gleich die Hefte vor sich liegen hatte, sah er doch selten hinein, und sagte oft ganze Reihen von Namen und Jahreszeiten frei aus dem Kopfe her. Auch war er unermüdet in Nachtragung Alles dessen, was seine ununterbrochene Lektüre ihm Neues gewährte. Aber auch Kants Vorlesungen über abstracte Philosophie erhielten durch jenen Schatz von Erläuterungen und Beispielen, die sein Gedächtniß darbot, große Klarheit und Deutlichkeit, und seine Schriften sind Vielen wohl immer dadurch dunkel geblieben, weil er nicht für nöthig erachtete, jene Beispiele beizufügen.

Kant erreichte ein Alter von achtzig Jahren, und starb 1804.

Vor ihm war der Stoff der philosophischen Erkenntniß noch nicht genug begründet. Ueber viele Dinge war man im Irrthum befangen, und nahm Manches für wahr an, was man doch nicht mit Gewißheit wußte. Deßwegen unternahm es Kant, denkenden Köpfen den Weg zu zeigen, den sie gehen mußten, um die Gränzen philosophischer Erkenntniß nicht zu überschreiten. Dieß that er in seiner Kritik der reinen Vernunft, in welcher er auf die Anfangspunkte der Philosophie zurückging und vor Allem die Fragen untersuchte: Was kann ich erkennen? und: Was ist es, das ich ursprünglich weiß? So trennte er sorgfältig das Wissen der reinen Vernunft, das ihr angeboren ist (wie z. B., daß das Ganze größer seyn muß, als einer seiner Theile), von dem Wissen aus Erfahrung, das durch die Sinne in die Seele kommt, und das, weil die Sinne trügen können, keine vollkommene Gewißheit gibt. So sezte er nun der reinen theoretischen Vernunft ihre Schranken. Allein die Vernunft ist auch praktisch, und diese leistet, was die theoretische nicht zu leisten vermag; sie geht weit über die Schranken der

Erfahrung hinaus, und erhebt sich bis zu Gott. Dieß Alles sezte er wieder in einem besonderen Werke: Kritik der praktischen Vernunft, umständlich auseinander. Diese beiden sind Kants Hauptwerke. Er schrieb aber auch eine Kritik der Urtheilskraft; eine Rechtslehre; eine Anthropologie; eine physische Geographie; zum ewigen Frieden; eine Logik und Metaphysik; Opera ad philos.; eine Pädagogik; die Religion innerhalb den Gränzen der Vernunft; falsche Spitzfindigkeit; Träume; von der Macht des Gemüths, und noch mehr andere Schriften.

Kant gab einen neuen kräftigern Ton in der Philosophie an, sezte eine Menge andere gute Köpfe in Bewegung, und war Ursache, daß wir in zehn Jahren weiter fortrückten, als unsere Vorfahren in Jahrtausenden.

In der Königsberger Dom- und Universitätskirche, wo die Gebeine des großen Mannes ruhen, wurde seine aus cararischem Marmor von Schadow gearbeitete Büste in einer offenen Halle aufgestellt, und dadurch jene Halle zu einer **Stoa Kantiana** geweiht.

Joh. Kaspar Lavater.

Lavater, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, war der Sohn eines Arztes, der als rechtlicher Mann in hoher Achtung stand, und wurde am 15. November 1741 zu Zürch geboren. Die Mutter, eine lebhafte Frau von gutem Verstande und starken Leidenschaften, hielt das ohnehin mehr zarte als kräftige Gemüth des Knaben, durch launenhafte Strenge nieder.

Dieser, blöde unter seinen Gespielen, ungelehrig in der Schule, am behaglichsten in stillen Träumereien und im einsamen Spiele, verrieth Anlagen der Phantasie und des Bildungstriebes, doch sonst nichts Bedeutendes. Dabei nahm sein hülfesuchendes Herz früh die Richtung zu Gott; Bibellesen und Gebet wurden ihm Bedürfniß, und schon als Schüler der untern Gymnasialklassen fingen seine Erfahrungen von der Erhörung seiner bestimmtesten Bittgebete an, womit es meist sehr natürlich zuging. Merklich besser gedieh die Entwickelung seines Geistes in den obern Klassen, wo er Breitinger und Bodmer zu Lehrern hatte. Beobachtungen über den Menschen im wirklichen Leben, waren ihm viel anziehender, als tiefes Eindringen in den Geist des Alterthums. Menschen beobachten, über seinen und Andrer

Seelenzustände wachen, lehren und zur Frömmigkeit ermuntern, wurde das Lieblingsgeschäft, das er an und mit seinen Freunden betrieb. Als 21jähriger Jüngling sprach er sich durch eine auffallende Probe von Thatkraft und Unerschrokkenheit mündig. Einen durch hohe Verbindungen geschützten Beamten, den Landvogt Grebel, dessen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rügen Niemand gewagt hatte, klagte er 1762 in Gemeinschaft mit Heinrich Füßli, dem nachher in England berühmt gewordenen Maler, erst ohne sich zu nennen, dann öffentlich bei der Regierung an, und sein Unternehmen gelang. Die Uebervortheilten wurden von Grebel entschädigt, und die muthigen Rächer des Unrechts mit ausgezeichneter Achtung belohnt.

In Gesellschaft Füßli's machte er 1763 eine Reise über Leipzig und Berlin nach Schwedisch-Pommern zu dem berühmten Gottesgelehrten Spalding, um in dem Umgange mit diesem würdigen Manne seine Bildung als Geistlicher zu vollenden. Mehrere Monate vergingen ihm hier unter theologischen und ästhetischen Studien, und konnte auch Spaldings Ruhe und Klarheit nicht auf sein feuriges Wesen übergehen, so verdankte er diesem Aufenthalte doch manchen Wink über die würdige Verwaltung des Predigtamtes, und dieser Reise überhaupt eine nähere Bekanntschaft mit der teutschen Literatur. Dieß zeigte sich bald nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt 1764, wo er nun seine Zeit zwischen jener freundschaftlichen Seelsorge, biblischen Studien und poetischen Versuchen theilte.

Klopstock's und Bodmer's Musen hatten sein nicht gemeines Dichtertalent angeregt, das sich nun täglich in Liedern ergoß, und gleich Anfangs die ernste Richtung auf Religion und Vaterland nahm, die es sein ganzes Leben hindurch behielt. Seine anerkannt trefflichen „Schweizerlieder," die 1767, und die „Aussichten in die Ewigkeit,"

die 1768 zuerst erschienen, erwarben ihm eine Menge Verehrer, die, hingerissen von dem Zauber seiner phantasiereichen Darstellung, ihm nachsahen, daß er in den leztern sich oft in kühnen Muthmassungen verlor und die Aufschlüsse über das Jenseits schuldig blieb, die sein zuversichtlicher Ton zu versprechen schien.

So wirkte er schon in einem ausgebreiteten Kreise, als ihn die Sorgen für das häusliche Leben in Anspruch nahmen, denn schon 1766 war er der Gatte einer frommen und liebenswürdigen Frau geworden. Drei Jahre darauf kam er als Diakonus an die Waisenhauskirche zu Zürch, und erwarb sich durch Predigten voll Geist, Leben und Glaubenszuversicht, in der herzerwärmenden Sprache inniger Ueberzeugung vorgetragen, lauten und allgemeinen Beifall, an welchem ganz Teutschland Antheil nahm, als 1772 diese Reden im Druck erschienen. Dabei fuhr er auch fort, Lieder voll Herzlichkeit und religiöser Wärme zu dichten.

Die anziehende Kraft seines Umgangs, die sittliche Reinheit und Einfachheit seines Lebenswandels, so wie endlich die unermüdete, aufopfernde Herzensgüte, mit der er überall zu nützen suchte, und besonders in der Wohlthätigkeit gegen Arme, eher zu viel als zu wenig that, machten ihn zum Manne des Volks, und zum Liebling seiner Gemeinde, und die in seinem immer geschäftigen Kopfe sich drängenden Plane gingen auf ein immer sich erweiterndes Wirken hinaus.

Der Scharfsinn, womit Lavater von Jugend auf den innern und äussern Menschen beobachtet und verglichen hatte, brachte ihn nach und nach zu der Ueberzeugung, das Gesicht sey der Spiegel der Seele, und aus den Zügen der Physiognomie, sogar aus dem Profil, lasse sich der Charakter einer Person beurtheilen. Daß hierin wirklich etwas Wahres

liege, weiß Jedermann, und bei näherer Untersuchung findet sich, daß der Mensch wirklich das ist, was er äusserlich scheint. Kein Wunder, denn starke Leidenschaften verzerren die Gesichtszüge, und machen nach und nach, daß dieselben bleiben. Eben so gibt die Seelenruhe, die Heiterkeit, die Gutmüthigkeit, der Verstand, die Dummheit, die Schlauheit dem Gesicht einen besondern Ausdruck. Allein dieser Ausdruck kann auch von andern Ursachen herrühren, oder eine Folge von dem seyn, was der Mensch sonst war, nun aber nicht mehr ist: daher lassen sich bloß Vermuthungen auf die Beschaffenheit der Gesichtszüge gründen; Lavater, gewohnt, jede Erscheinung so viel als möglich zu verallgemeinen, kam auf den Einfall, die Linien des Menschenprofils für zuverlässige Merkmale des Charakters zu erklären, und die Physiognomik, die bisher, was sie auch noch ist, nur eine Zusammenstellung bescheidener, auf ähnliche Fälle gegründeter Vermuthungen gewesen war, zur Wissenschaft zu erheben. Daher sammelte er seit dem Jahre 1770 durch seine weit ausgebreitete Correspondenz Schattenrisse bekannter Personen, als Belege zu der neuen Wissenschaft, womit in der Folge die gelehrte Welt überrascht werden sollte. Bei dieser seiner Sammlung ging er besonders auf Christusköpfe aus. Denn mit der Grundidee seines Strebens, die Menschheit, an die er kindlich glaubte, nach dem sittlichen Vorbilde Jesu herzustellen, hing in seinem menschenfreundlichen Herzen die Charakterkunde aus den Gesichtszügen ebenfalls eng zusammen.

In die Zeit dieses physiognomischen Treibens fällt 1774 seine Reise in das Emser Bad, der wir eine höchst anmuthige Episode in Göthe's „Leben" (Bd. 3.) verdanken. Mit Göthe, der schon unter seine Correspondenten gehörte, mit Basedow, Jung-Stilling, Jakobi und andern bedeutenden Männern Teutschlands befreundete sich Lavater auf dieser Reise näher. Sein Name war schon so bekannt und geehrt,

daß er von Hohen und Niedern gesucht, bewundert, gefeiert wurde. Noch höher aber stieg sein Ruhm nach der Erscheinung seiner „physiognomischen Fragmente, eines Prachtwerks, welches Bildnisse und Schattenrisse von der Hand der verdientesten Künstler verherrlichten. Wie eine Götterspräche wirkte der Schwung des schwülstigen, in poetischen Kraftworten und begeisterten Ausrufungen hinrollenden Styls, in dem Lavater diese Bilder erklärte und das Geheimniß der Physiognomik enthüllte. Eine französische Uebersezung wurde bald nöthig, und was in jener für geheime Wissenschaften noch sehr empfänglichen Zeit nur gelehrt, geschmackvoll und gebildet hieß, nahm Theil an einer Entdeckung, die nichts Geringeres als ein Stein der Weisen für das gesellige Leben zu werden versprach. Denn wenn sie Probe hielt, so konnten ihre Eingeweihten das Innere jedes Menschen, der ihnen vorkam, in seinen Zügen ohne große Mühe lesen. Spuren des Genie's, Scharfsinn, Vergleichungsgabe und tiefe Blicke ins menschliche Herz sind, wie überhaupt Allem, was Lavater schrieb, auch seiner Physiognomik nicht abzusprechen; nur konnte bei kälterer Prüfung die Unhaltbarkeit des ganzen Entwurfs dem ruhigen Forscher nicht lange verborgen bleiben. Denn wenn auch Jedermann die Schönheit in denselben Linien des Profils gefunden hätte, an die sich Lavater band, so wurde doch die Wahrheit des als physiognomische Regel aufgestellten Satzes, daß äussere Schönheit und Häßlichkeit ein treuer Abdruck der inneren sey, durch eine Menge lügenstrafender Ausnahmen verdächtig. Lavater selbst scheint später von dem starken Glauben daran zurückgekommen zu seyn, und während er die Heilkunde des innern Menschen immer eifriger betrieb, seine Studien über die Züge des äussern in eine unschuldige Kunstliebhaberei verwandelt zu haben.

Unerschütterlich hielt er dagegen an der ihm eigenen Ansicht des Christenthums, die, aus seinen Phantasieen über

die biblischen Lehren mehr, als aus diesen selbst erwachsen, neue Deutung mit steifer Orthodoxie, philosophische Erörterung mit Aberglauben wunderlich vermischte. Der Grundzug dieser Ansicht war sein Glaube an die Möglichkeit sinnlicher Erfahrungen von den unsichtbaren Kräften, die das Christenthum in der geistigen Welt erweckt hat.

Ein lebhafter Briefwechsel in Gewissensangelegenheiten machte ihn zum Seelsorger frommer Familien in allen Gegenden Teutschlands, und seine Reisen wurden Triumphzüge eines Propheten, an den sich überall die Gottseligen drängten, um das Wort des Lebens aus seinem Munde zu vernehmen, denn er ließ sich leicht bewegen, in fremden Städten und an fürstlichen Höfen Predigten und Andachtsübungen zu halten. Ein ehrenvoller Ruf zum Diakonat bei der reformirten Gemeinde in Bremen, den er aus Liebe zu seiner Vaterstadt, in welcher er 1775 Pfarrer an der Waisenkirche, und 1778 Diakonus an der Peterskirche geworden war, eben ausgeschlagen hatte, gab ihm Veranlassung zu einer Reise nach dieser Stadt, in welcher er wie ein Heiliger aufgenommen, und von der Obrigkeit sowohl, als von der Bürgerschaft, mit Beweisen von Hochachtung und Verehrung überhäuft wurde. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt wurde er zum ersten Prediger an der Peterskirche ernannt.

Von nun an machte sich Lavater theils durch seine Predigten und Schriften, theils durch Privatwirksamkeit in Wort und That um das Vaterland immer mehr verdient. Er war es, der in den gefährlichen Zeiten der Revolution am lautesten und unerschrockensten für Recht und Ordnung sprach, die Willkühr der Machthaber rügte, die aufrührischen Bewegungen des Volkes stillte. Durch seine Freimüthigkeit kam es endlich dahin, daß er eines verrätherischen Einverständnisses mit Oesterreich und Rußland angeklagt und

gefangen nach Basel abgeführt wurde. (1799.) Allein er vertheidigte sich ohne Menschenfurcht, mit Kraft und männlichem Muthe; nie wurde den Direktoren der Schweiz die Wahrheit derber und bündiger gesagt.

Nach einigen Monaten kehrte der edle Mann, freigesprochen, nach Zürch zurück, und fuhr fort zu lehren und zu wirken, bis seine Amtsthätigkeit auf die schrecklichste Weise gehemmt wurde. Der französische General Massena hatte nämlich am 26. September 1799 Zürch wieder eingenommen. Lavater bemühte sich, den Unordnungen, die mit einem solchen Ereigniß verbunden sind, so viel in seinen Kräften stand, Einhalt zu thun. Während er aber auf der Straße beschäftigt war, die herumschwärmenden Soldaten durch freundliche Worte und Erfrischungen, die er ihnen reichte, zu beschwichtigen, schlug einer das Gewehr auf ihn an, und schoß ihn durch die Seite. Schwer verwundet wurde der würdige Mann nach Hause gebracht. Die Wundärzte verzweifelten noch nicht an der Möglichkeit seiner Wiederherstellung, und wirklich fristeten sie ihm noch über ein Jahr das Leben.

Er hatte Anfangs auf seinem Krankenlager noch Kraft genug, zu schreiben und zu dichten, im Jahre 1800 wurden aber seine Schmerzen immer empfindlicher; die Wunden wollten sich nicht schließen, in keiner Stellung, keiner Lage fand der fromme Dulder mehr Ruhe, der wunde Rücken krümmte sich, jeder Tag mehrte seine Leiden, und doch ertrug er sie mit einer Gelassenheit, einer Ergebung, einer Heiterkeit des Geistes, aus der sich zur Genüge ergab, daß ihm das Christenthum kein leerer Name war. Endlich riß sich am 2. Jänner 1801 seine fromme Seele los von den Banden des Leibes, und entfloh himmelwärts.

Daß eine so von Grunde aus fromme, edle und gute Seele, wie Lavater, allgemein betrauert wurde, läßt

sich leicht denken. In den Augen Vieler machte ihn sein Martyrertod vollends zu einem Heiligen, denn es vereinigten sich auch in ihm alle die Eigenschaften, welche die Kirche von ihren Heiligen fordert, und die Meisten, die sie verehrt, wurden von ihm an Adel des Geistes und Herzens und ungeheuchelter Frömmigkeit weit übertroffen. Die veredelte schweizerische Treuherzigkeit seines Betragens, die stille Begeisterung und tiefe Sanftmuth seines Blickes, die ausgezeichnete Anmuth seiner Lippen, die etwas vorgebogene Haltung seines schlanken, wohlgebildeten Körpers, der Ausdruck einer Menschenfreundlichkeit und Güte, die die Uebergewalt seines Geistes milderte, ohne sie zu verläugnen, die jungfräuliche Reinigkeit und Zartheit seines ganzen Wesens, Alles dieß gab seiner Person so viel Feierliches und Wohlthuendes, daß man sich ihm gegenüber unwillkührlich von Ehrfurcht und Liebe ergriffen fühlte. Dazu kam eine seltene Faßlichkeit und Verständlichkeit im Gespräche, eine geistige Hoheit und Salbung, die auf der Kanzel jedem seiner Worte Gewicht gab, die Uebereilungen seines Eifers im Fluße der Rede bedeckte, und selbst im geselligen Umgange ungezwungen hervorblickend, keinen Spötter gegen ihn aufkommen ließ, eine sittliche Grazie, die auch seine Scherze adelte und jeden Zirkel, in den er eintrat, in Ordnung erhielt, endlich die Fülle seines Gedankenganges, die oft überraschend und immer anregend und erwärmend auf seine Umgebungen wirkten.

Seine Aussichten in die Ewigkeit hatten ihn bei der Menge längst in den Ruf höherer Seherkräfte gesezt, und in seinen Erbauungsschriften waltete neben tiefer Menschenkenntniß und ungemeiner moralischer Kraft, wirklich das göttliche Leben, das die Gemüther überzeugt, erquickt und tröstet. Seine Predigten über das Buch Jonas und über die Liebe, die Handbibel und Lieder für Leidende, die Betrachtungen über die wichtigsten

Stellen in den Evangelien, gehören zu den besten Erbauungsbüchern in der teutschen Literatur.

Ein Christ zu seyn, war Lavaters Wissenschaft und sein Ruhm. Den Schätzen der Gelehrsamkeit verdankte er wenig; er schuf mehr, als er las, und was er war, wurde er von Innen heraus. Glaube und Liebe waren die Grundsätze seiner Natur; Johannes von Müller, der ihn den Kirchenvater unter den neuern Theologen nennt, konnte mit Recht sagen, er kenne kaum Einen, der wahrhafter und stärker glaube, tiefer fühle und inniger umfasse, als Lavater.

Johan-

Johannes v. Müller

war der Sohn eines Predigers zu Schaffhausen, dem er den 3. Januar 1752 geboren ward. Seiner Mutter, einer Frau von aufgewecktem Geiste, verdankte er den frommen Sinn, und ihrem Vater, einem geschichtskundigen Geistlichen, Johannes Schoop, die Richtung auf den nachmaligen Beruf seines Lebens. Noch ehe der Knabe lesen konnte, hatte er aus den Gesprächen seines Großvaters, um den er am liebsten war, die Hauptbegebenheiten der Schweizergeschichte gelernt, und das Alles umfassende Wohlwollen, die heitere Weltansicht und leidenschaftliche Neigung zur Geschichte blieb ihm als großväterliches Erbtheil eigen. Knaben seines Alters suchte er wenig. Ueber Johann Hübners Geographie und Welthistorie vergaß er Essen, Trinken und Schlaf. Die aufgehende Sonne traf ihn schon über seinen Büchern an. Gutherzig und freundlich, gewann er die Liebe Vieler, und bildete unter dem Einflusse einer schlichten, alterthümlichen Erziehung von Innen heraus ein Talent, das in den gelehrten Schulen seiner Vaterstadt wenig Reiz und Nahrung finden konnte. Schon in seinem neunten Jahre bewies er seine Gabe, schnell und richtig aufzufassen, treu zu behalten und sinnreich zusammenzustellen, indem er es unternahm, schon dazumal die Geschichte von Schaffhausen in Fragen und Antworten, nach Hübners Manier, zu schreiben. Aus

diesem Historiker hatte er bald die Epochen der Universal- und Staatengeschichte inne; Rollin und Boysen fielen ihm glücklicherweise in die Hände, um dieses Fach auszufüllen, und den alten Classikern, die er im dreizehnten Jahre verstohlen zu lesen begann, verdankte er Begeisterung für Freiheit und sittliche Größe, Klarheit und Ordnung im Denken, Geschmack und Kraft im Ausdruck.

Zum Studium der Theologie bestimmt, ging er im 18. Jahre schon nach Göttingen, wo Michaelis, Walch, Leß und Miller seine Lehrer, ein Theolog wie Mosheim zu werden sein Ziel, Exegese und Kirchengeschichte seine Lieblingswissenschaften wurden. Bald nachher gewann ihn Schlözers Umgang ganz und für immer der historischen Forschung.

Im Jahre 1771 ins Vaterhaus zurückgekehrt, wo er als Kandidat in Schaffhausen mit Beifall predigte, übernahm er 1772 die Professur der griechischen Sprache am Gymnasium zu Schaffhausen. Schon jezt widmete er seine Muse den schweizerischen Urkunden und Jahrbüchern; zugleich war er Mitarbeiter an der „Allgemeinen teutschen Bibliothek," und stand mit vielen Gelehrten im Briefwechsel. Durch den Einfluß, den Karl Viktor von Bonstetten auf den Gang seines Geistes und seiner Schicksale gewann, reifte in ihm der Entschluß, die Geschichte seines Volkes zu schreiben. Müller schloß mit diesem, um 7 Jahre ältern, höchst liebenswürdigen Manne den berühmt gewordenen Freundschaftsbund, dessen Denkmale in den herrlichen „Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund" der Nachwelt aufbehalten sind.

Auf Bonstettens Empfehlung kam Müller 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin Calendrini in Genf; aber schon 1775 tauschte er Tronchin's Haus mit einer

freiern Verbindung, in die ihn Francis Kinloch aus Südcarolina zu gemeinschaftlichen Studien zog. Zu Chambeisy, einem Landhause am Genfersee, brachte er mit diesem gleichgesinnten Jünglinge das glücklichste Jahr seines Lebens zu, und stiftete mit ihm und seinen Verwandten in England eine dauernde Freundschaft. Voltaire und andere Heroen der neuen französischen Literatur wurden ihm damals persönlich bekannt. Da Kinloch 1776 nach Nordamerika zurückging, nahm der große Naturforscher Bonnet, der zu Genthod am Genfersee einer ehrenvollen Muße genoß, Müller in sein Haus. 1778 lebte er auf Bonstettens Landgütern zu Tougemont und Valeires ganz in den Alten, und vollendete die schon 1774 angefangenen Excerpte aus 44 Folianten und 24 Quartanten der Hallerschen Urkundensammlung und andern Handschriften zur Schweizergeschichte.

Der Winter rief ihn wieder nach Genf. Um sich hier ein kleines unabhängiges Einkommen zu verschaffen, hielt er vor jungen Männern, meist Engländern, unter denen sich auch der nachmalige Sprecher des Unterhauses, Charles Abbot, befand, Vorlesungen über Universalhistorie. Er trug sie erst ethnographisch, dann synchronistisch in französischer Sprache vor, arbeitete sie dreimal zu gleichem Zwecke um, und schrieb sie endlich 1797 zu Wien in teutscher Sprache auf, in welcher Gestalt sie unter dem Titel: „Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten“ in drei ersten Bänden seiner Werke 1810 erschienen sind.

Seinen Rang unter den Historikern sollte jedoch ein anderes größeres Werk bestimmen. Der erste Band der Schweizergeschichte wurde vollendet, und da er den Genfern durch eine Reise in Geschäften ihrer Republik nach Solothurn den lezten Dienst der Dankbarkeit geleistet, wandte er sich nach Bern, wo nach vielen ärgerlichen Händeln mit der Censur sein Werk endlich unter dem falschen Verlagsorte

Boston, 1780 ans Licht kam. Eine bessere Empfehlung konnte ihm auf der Reise, die er nun nach Berlin unternahm, nicht vorausgehen. Die achtungsvolle Aufnahme der Gelehrten und Großen in Berlin, wo er seine „Essais historiques" herausgab, und in der Folge derselben mit Friedrich II. eine Unterredung hatte, war jedoch nicht hinlänglich, ihm den Verdruß getäuschter Hoffnungen zu vergüten. Auf eine Anstellung in der Berliner Akademie gefaßt, sah er sich nach langem Bewerben mit dem Anerbieten eines kleinen Schulamtes abgefunden. Dazu kam noch eine hämische Recension in den „Göttingischen Anzeigen" und vaterländische Mißurtheile über seine Schweizergeschichte, endlich die Unruhen in Genf.

In Gleims Armen zu Halberstadt und in der Auszeichnung des herzoglichen Hofes zu Braunschweig fand er jedoch den Trost, dessen sein reizbares Herz so sehr bedurfte, und nahm nun die Anstellung, die ihm der General und Staatsminister von Schlieffen als Professor der Geschichte am Carolinum zu Kassel verschaffte, im May 1781 an.

Immer geneigt, über das, was eben in der Politik Noth thut, zum Publikum zu sprechen, wie er schon in seinen „Essais" über die Genfer Unruhen gethan, stellte er 1782 in den „Reisen der Päbste," einer kleinen, aber an Stoff zu den wichtigsten Betrachtungen ungemein reichen Schrift, die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürstliche Gewaltherrschaft dar.

Seine noch in diesem Jahre als Rath und Unterbibliothekar erfolgte Anstellung hatte er Schlieffens Fürsorge zu danken; als aber dieser die Curatel der Bibliothek 1783 abgab, und die Pflicht der Dankbarkeit ihn von neuem nach Genf zog, nahm er während eines Sommeraufenthaltes zu Genf 1783 seine Entlassung, um seine Schweizergeschichte

in der Nähe der Quellen fortsezen zu können. So trat er nach einer dreijährigen Abwesenheit reifer und ruhiger in die alten Verhältnisse zurück und wiederholte zu Genf seine Vorlesungen über Universalhistorie.

Im Jahre 1784 ging er auf Bonstettens Gut Valeires in die Einsamkeit, wo er den ersten Band seiner Schweizergeschichte zur neuen Ausgabe umarbeitete und im zweiten rasch vorwärts rückte, um sich dann 1785 durch Reisen Erholung zu schaffen, und den Winter in Bern zu seyn.

Kaum hatte er in Genf die während der Fortsezung seiner Hauptarbeit um seines Fortkommens Willen gehaltenen Vorlesungen über die alte Geschichte mit einer Abschiedsrede voll des glühendsten Patriotismus beendigt, als ihn der Churfürst Karl Joseph nach Maynz einlud. Heynes und Sömmerings Empfehlung hatten diesen Ruf bewirkt. Müller lehnte daher, weil eine angemessene Anstellung in der Schweiz sich immer nicht finden wollte, das Anerbieten einer Pension vom Berner Adel ab, und trat im Februar 1786 als Hofrath und Bibliothekar in Maynz seine Dienste an, wo er noch in diesem Jahre die neue Ausgabe des ersten und den zweiten Band der Schweizergeschichte zu Stande brachte und vom Churfürsten immer mehr in die öffentlichen Geschäfte gezogen wurde. Hierdurch in die Verhandlungen über den Fürstenbund verwickelt, suchte er die Gemüther durch eine Abhandlung im „teutschen Museum" für 1786 „Zweierlei Freiheit," zu erwärmen, zeigte in der „Darstellung des teutschen Fürstenbundes," 1787, welcher Geist ihn beseelen solle, und sprach in den „Erwartungen Teutschlands vom Fürstenbunde," 1788, das Leid der Edlen über die Trümmer dieses losen Gebäudes aus. In diesen anonym erschienenen Schriften erkannte man bald die Meisterhand des staatsklugen Geschichtsschreibers und den Grund des seltenen Vertrauens, mit dem sein Churfürst ihn

beehrte. Obgleich reformirter Protestant und Laie, wurde er 1787, wegen Dalbergs Wahl zum Coadjutor, nach Rom beordert, dann in der Kabinetskanzlei angestellt, 1788 zum geheimen Legationsrath und bald nachher zum geheimen Conferenzrath ernannt.

Im Jahre 1788 ließ er die erste Abtheilung des dritten Bandes seiner Schweizergeschichte erscheinen; eine Bürgschaft für den gewissenhaften Gebrauch seiner Zeit, und die Anstrengung, mit welcher er arbeitete. Diese Anstrengungen zogen ihm 1789 eine langwierige Krankheit zu, von der er nur genas, um bei Leopolds Kaiserwahl 1790 sich wieder in das Gewühl der Geschäfte zu stürzen. Die Zumuthung, auch im Finanzfache zu arbeiten, und besonders ein Verdruß mit Albini, bewog ihn gegen Ende dieses Jahrs seinen Abschied zu suchen. Doch der Churfürst erhob ihn zum geheimen Staatsrath, Referendar und Direktor der churrheinischen Kreisarchive, und eine ganz ungesuchte Gunst des Kaisers erhob den schlichten Mann im Jahre 1791 zum Edlen von Müller zu Sylvelden und zum Reichsritter. Noch nicht 2 Jahre hatte er in diesen neuen Würden gearbeitet, als der Revolutionskrieg über Teutschland hereinbrach.

Bei seiner Rückkehr von einer Geschäftsreise nach Wien fand Müller im October 1792 Maynz in französischen Händen und mit den Geburtswehen des Republikanismus ringend. Die Liebe des Volks, das seine Verdienste um die Regierung des Landes und das Wohl vieler Einzelnen nicht vergessen konnte, und Custine's Einladung, sich an die Spitze der neuen Verwaltung zu stellen, kamen ihm hier entgegen. Müller aber, der französischen Revolution von Anfang an abhold und seinem für die Erhaltung der alten Verfassungen entschiedenen politischen Charakter getreu, verweigerte jede Theilnahme und ging mit seinen größtentheils geretteten literarischen Schätzen nach Wien, wo er, nach-

dem sein Churfürst ihn endlich dem Kaiser überlassen hatte, als Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei angestellt wurde.

„Die Gefahren der Zeit," „Mantua" und die „Ausbeute von Borgoforte," und von 1797 „das sicherste Mittel zum Frieden," waren Meisterstücke der politischen Beredsamkeit, den demosthenischen Philippiken vergleichbar. Müller sprach darin für Oesterreichs und Teutschlands Ehre und Rettung kühn, stark und herzandringend. Die zweite Abtheilung des dritten Bandes der Schweizergeschichte gab er 1795 heraus und lieferte, um doch irgendwo vom Herzen sprechen zu können, fleißig Recensionen in die „Jenaische Literaturzeitung," unter der Chiffre: Ths.

Neuen Kummer machte ihm das Schicksal der Schweiz. Da Oesterreich 1796 im Begriffe schien, sie zu besezen, begehrte der gewissenhafte Mann seinen Abschied, weil, wenn sein Vaterland Unrecht leide, er der unterdrückenden Macht nicht glaube unverdächtig dienen zu können. Doch bald, überzeugt von Oesterreichs Redlichkeit, blieb er in der Hoffnung, der Schweiz besser in Wien die Dienste zu leisten, die seine Stellung möglich zu machen schien.

Da sein Widerstand gegen die wiederholten Bekehrungs-Versuche ihm in Wien jede Aussicht auf höhere Beförderung verschloß, trat er im Herbst 1800 in Denis's Stelle als erster Custos der kaiserlichen Bibliothek. Hier fühlte er sich wieder in seinem Elemente, arbeitete mit Freuden den noch fehlenden Realkatalog dieser prächtigen Bibliothek aus und sezte seine Schweizergeschichte dabei fort. Dieß Behagen wurde jedoch 1803 schmerzhaft gestört. Ein junger Mensch, den er durch achtjährige Wohlthaten verpflichtet hatte, brachte ihn durch den unerhörtesten Betrug mittelst falscher Briefe, in denen Müller nur den Erguß der Freundschaft

eines geachteten Mannes von hohem Stande gesehen, um den größten Theil seines Vermögens, und nur ein glücklicher Zufall vereitelte den Anschlag, den man zu derselben Zeit auf sein Leben gemacht hatte. Da an Ersatz nicht zu denken war, so mußte er für seinen arglosen Glauben an die Menschheit durch Geldverlegenheiten bis an seinen Tod büßen. So ward ihm Wien immer mehr verleidet, und da er sich überdieß durch die Censur in der Fortsezung der Herausgabe seiner Schweizergeschichte gehemmt und wegen seines Protestantismus von weiterer Beförderung bei der Bibliothek abgeschnitten sah, glaubte er den Ruf zum wirklichen Mitgliede der Berliner Akademie und Historiographen des Hauses Brandenburg mit dem Titel eines geheimen Kriegsrathes annehmen zu dürfen.

Er verließ Wien im May 1804, sah in der Schweiz noch seinen heißgeliebten Bruder und unter andern Jugendfreunden auch den in Genf anwesenden Amerikaner Kinloch zum lezten Male, und begann dann in Berlin ein, ganz den Wissenschaften gewidmetes Leben. Hier vollendete er, nebst mehreren andern Werken, den vierten Band seiner Schweizergeschichte, und die neue Ausgabe der drei ersten Bände.

1806 erhielt er den Auftrag, die Geschichte Friedrichs II. zu schreiben, und war gerade am Beginnen, als die Schlacht bei Jena alle Blicke von der Vergangenheit auf eine gewaltsam entscheidende Gegenwart richtete.

Müller war lange genug in Teutschland, um die Fehler zu kennen, die das Reichsband zerrissen und Frankreich groß machten; er hatte keine Gelegenheit verabsäumt, zur Eintracht zu ermahnen und vor fremdem Uebergewichte zu warnen, ja noch zur lezten Zeit, da andere Wege versperrt wurden, in der Vorrede zu „Mahomeds Posaune des heiligen Kriegs“ von Hammer und in seiner Recension kräftig

auf den Nationalgeist zu wirken gesucht. Daß die Stimme der Geschichte und der ächten Staatsweisheit nicht gehört worden war, mußte ihn mehr befremden als der Eintritt unausbleiblicher Folgen. Es wurde ihm jezt klar, die Zeit der alten, so lange sie bestanden, von ihm hochgehaltenen Formen sey nun vorüber, und er hielt es für gerathener, der neuen Zeit mit Fassung und Hoffnung auf Gott, der sie kommen ließ, entgegenzugehen, als einzeln unsinnig wider eine Gewalt anzuströmen, der das von sich selbst verlassene Volk nichts mehr entgegenzusezen wußte.

Die Sorge für sein literarisches Eigenthum hielt ihn in Berlin zurück, als die Sieger einzogen. Die Humanität, mit der sie ihn vor den Lasten des Kriegs schützten, erheischte seinen Dank; der Geist und die Kenntnisse, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn den 20. November berief, entwickelte, die Güte, mit der er ihn behandelte, flößten ihm Achtung und Vertrauen ein. Weder Versprechungen noch Geschenke wurden ihm gegeben, man achtete nur den Gelehrten und den verständigen Politiker in ihm, der nur gegen das System, nie gegen Personen gesprochen; von den Privatabsichten und Planen, die den Kaiser und seine Diener bei diesem Betragen leiten mochten, hatte Müller keine Ahnung.

Dieß alles trug sich zu, ohne daß er es im mindesten gesucht, und er baute auch nichts darauf, nur meinte er in der Rede, die er den 29. Januar 1807 in der Akademie: „De la gloire de Frédéric," hielt, den gesunkenen Muth der Preussen durch stärkende Mahnungen, und die Schonung des Siegers, der Friedrich an Glück und Feldherrngröße damals nicht unähnlich war, durch auszeichnende Beziehungen ansprechen zu müssen. Diese Rede, an Kunst und Gemüth dem Trefflichsten, was die Alten in derselben Gattung geleistet haben, vergleichbar, wurde wegen einigen den Zeit-

umständen ganz angemessenen Wahrheiten, indeß Teutschland sie mit Bewunderung aufnahm und Göthe sie übersezte, ein Anlaß zu den gehässigsten Verläumdungen gegen den Verfasser in Berlin. Man wollte es ihm nicht verzeihen, Cicero's Rolle, da Cäsar obsiegte, dem Schicksale Cato's vorgezogen zu haben.

Bei diesen Umständen wurde es ihm nicht schwer, Berlin zu verlassen, und einem Rufe des Königs von Würtemberg, an die Universität zu Tübingen zu folgen. Auf der Reise nach Tübingen erreichte ihn ein französischer Kourier, der ihn schon dort und in Berlin aufgesucht hatte, in Frankfurt, mit dem Befehl, schleunigst nach Fontainebleau zu kommen und ein wichtiges Amt zu übernehmen.

Müller, von einem Rufe, an den er so wenig gedachte, daß er sogar seine ganze fahrende Habe nach Tübingen vorausgeschickt hatte, aufs Aeusserste überrascht, gab im ersten Erstaunen, daß Napoleons eigene Wahl auf ihn gefallen, und in der Nothwendigkeit, sich auf der Stelle zu erklären, die Antwort: er komme.

Am 12. November war er in Fontainebleau und schon mit sich einig, Tübingen und die literarische Thätigkeit jeder andern Bestimmung vorzuziehen. Allein umsonst wendete er sich mit den dringendsten Gegenvorstellungen an den Minister Maret; der Wille des eben in Italien beschäftigten Kaisers, der den Westphalen einen angenehmen Minister zu geben dachte, litt keinen Widerspruch, und schon den 17. November erhielt Müller zu Paris die Bestallung als königl. westphälischer Minister-Staatssekretär. In diesem mit Scheu und Gram übernommenen Amte mußte er am folgenden Morgen, wo der König Jerome ihm das Großkreuz des Löwenordens verlieh, zu arbeiten anfangen und im Dezember nach Kassel gehen. Allein hier zeigte es sich bald, wie sehr der Beruf, dieß neue Königreich zu organisiren und

Geschäfte zu führen, zu denen eben so viel Jugendkraft als Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Einzelnen erforderlich war, seiner ganzen Natur widerstrebte. Seine Gesundheit litt, mehrere Male verlor er die Besinnung, und einst mitten in einer Unterredung die Sprache.

Endlich wurden seine dringenden Bitten um Entlassung gehört, und im Januar 1808 ernannte ihn der König zum Staatsrath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts. Aber auch in dieser, seinen Wünschen angemessenen Stelle sah er sich in seinen Hoffnungen, die er von der neuen Ordnung der Dinge gefaßt hatte, schmerzlich getäuscht. Anstatt zu bauen, mußte Müller gegen gewaltsames Zerstören ankämpfen und für seine Amtstreue die bittersten Kränkungen erfahren; doch erhielt er noch manche zum Untergange bestimmte wissenschaftliche Anstalt durch seine kühne und unermüdete Gegenwirkung. So verdankt ihm Marburg sein Bestehen, Göttingen und Halle die Sicherung ihrer Dotationen, und das Corps der Professoren von den aufgelösten Universitäten neue Anstellungen oder Fortdauer ihres Gehalts. Dessenungeachtet nagten Gram und Mißmuth über verfehlte Plane, die Sorge der Schuldenlast, in welche ihn die lezten Veränderungen gestürzt hatten, der herzzerreissende Anblick der unter dem französischen Geistesdruck um sich greifenden Barbarei an seinem Leben und brachen die Kraft seines Innersten, deren lezte Funken noch in der Vorrede zu der 1808 erschienenen ersten Abtheilung des fünften Bandes der Schweizergeschichte aufflammen.

Rührende Zeugen von dem Kampfe seines sonst so freudigen Herzens mit seinen Erfahrungen sind seine vertrauten Briefe aus dieser Zeit. Noch einen Trost gab ihm die alte Anhänglichkeit und Sorgfalt seiner Freunde in der Schweiz. Sie machten den Plan, ihn mit einer mäßigen Pension ins Vaterland zu ziehen, wo er sich in unabhängiger

Muße ganz der Vollendung seiner Schweizergeschichte widmen sollte. Er war bereit; die Tagsatzung, die hierüber Beschluß fassen wollte, versammelte sich den 5. Juny 1809 und erfuhr den 8. seinen Tod.

An den Folgen seiner sitzenden Lebensart und starken Anstrengung hatte Müller schon in frühern Jahren gelitten und seine gewöhnlichen Uebel, Augenweh und Rothlauf, nicht geachtet. Seit 1808 wurde er jedoch mit dem Gedanken einer nahen Auflösung vertrauter und schrieb sein Testament, das unverdächtigste Zeugniß seiner Denkungsart, nieder, worin er mit der Gewissenhaftigkeit eines einfachen, redlichen Bürgers sein Haus bestellte und über die Tilgung seiner Schulden verfügte.

In solchen Sorgen, doch gestärkt durch ungeheuchelte Frömmigkeit, starb er in seinem 57sten Jahre an einem mit Entzündung des Gesichts und unaufhörlichem Schluchzen verbundenen Gallenfieber in der Frühe des 29. Mai's 1809. Seine lezten Worte waren: „Alles, was ist, ist von Gott, und Alles kommt von Gott.“

Bei seiner Beerdigung hielt der Minister Siméon, der nebst dem französischen Gesandten Reinhard, dem Staatsraths-Auditor von Bosse, Müllers Sekretär, und den Freunden aus der alten Zeit, Dohm und Schlieffen, zu seinen wenigen Vertrauten in Kassel gehörte, eine Standrede, voll von Beweisen, wie sehr sein Werth auch auf dem lezten Schauplatz seines Wirkens anerkannt ward.

Der König Ludwig von Bayern kaufte als Kronprinz Müllers Grabstätte auf dem Kirchhofe zu Kassel, um ihm ein Denkmal zu errichten.

Müllers Aeusseres war mehr einnehmend, als Ehrfurcht gebietend. Eine kleine fleischige Gestalt, ein rundes Gesicht,

eine heitere, erhabene Stirn und ein Paar hervorstehende, große, blaue Augen voll Munterkeit und zuvorkommender Herzensgüte milderten die Ueberlegenheit seines Geistes. Mit dem Anstande eines feinen Weltmannes, der in der Unterhaltung Jeden zu erfreuen und in die angenehmste Lage zu versezen wußte, verband er die aufrichtige Theilnahme des wahren Menschenfreundes, und eine Gutmüthigkeit, die, oft zu freigebig im Loben und Wohlthun, oft zu rasch im Vertrauen, wohl zuweilen mißbraucht ward und ihn unfähig machte, Ränke anzuspinnen und Beleidigungen zu erwiedern. Besonders nahm er sich gern aufkeimender Talente an und stand mit Rath und That edlen Jünglingen bei, die sich ihm anschlossen.

Der Orientalist von Hammer in Wien, die Historiker Pfister, von Hormayer und Dippold, von denen der erstere im Quellenstudium, die beiden andern in der Manier der Darstellung seine Schüler wurden, bildeten sich unter seiner Leitung heran. Verheirathet war er nie; die Stelle der Weiberliebe füllten die Wissenschaften und die Freundschaft in seinem Herzen aus. Freund wurde er jedem Edlen und Gleichgesinnten, der ihm nahe kam, mit ganzer Seele. Die besten unter den Zeitgenossen standen mit ihm in diesem glücklichen Verhältnisse; am nächsten sein würdiger Bruder, der Oberschulherr und Professor Joh. Georg Müller zu Schaffhausen, ausser ihm Bonstetten, Gleim, Fr. H. Jakobi, Herder, H. Füßli, Graf d'Antraigues, A. von Humboldt und viele andere Gelehrte und Staatsmänner.

Wie redlich er es meinte, zeigen seine vertrauten Briefe, die im 4. — 7. und 13. — 18. Bande seiner Werke aufbewahrt sind, und einen Schatz merkwürdiger Notizen und genialer Gedanken enthalten.

Daß auch der jezige König von Bayern, der Erzherzog Johann, der bei Saalfeld gefallene Prinz Louis von Preussen,

unter seine Freunde gehörten, gereicht diesen nicht weniger als Müller zur Ehre.

Allerdings blieb das Gefühl seines eigenen Werthes nicht ohne Antheil an diesen Bündnissen, und seine von Jugend auf entschiedene Vorliebe für den Umgang der höchsten Stände, seine Freude an hohen Ehrenstellen, sein Streben nach Ruhm wurden ihm nicht selten als Stolz ausgelegt. Doch wird man den nicht eitel nennen dürfen, der die Vorzüge, die er anerkannt wissen wollte, wirklich besaß.

Eine Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eisernem Fleiß und schöpferischer Phantasie, von kritischem Scharfsinn und willigem Glauben, von ruhigem Ernst und glühender Empfindung: Eigenschaften, wie die Natur und der menschliche Wille sie selten hervorbringt, und noch seltener in Einem Individuum verbindet, wurden an Müller bewundert.

In einer Zeit, die sich entschieden zur Oberflächlichkeit neigte, drang er in die Tiefe des Wissens und führte die Werke seiner historischen Kunst auf dem Grunde und in der Farbe der Zeit selbst auf, die er beschrieb. So entstanden die „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft;" von Anbeginn zwar nur bis auf 1489 fortgesezt, doch reich und groß genug, ihren Verfasser unsterblich zu machen. Selbstständigkeit, Tiefe, Vollständigkeit, ein reines, starkes Wahrheitsgefühl, das nie einer Neigung dienstbar ward, und eine Bescheidenheit, die ihn auch in mancher als fabelhaft verschrieenen Quelle noch Goldkörner historischer Wahrheiten finden ließ, zeichnen seine Forschung, hohe Würde und Eigenthümlichkeit, Leben und Feuer, gedrungene Kraft und fruchtbare Kürze seinen Vortrag aus. Die durch eigene Studien erworbene Kenntniß der Kriegskunst und die lebensvolle Anschaulichkeit in seiner Beschreibung der Schlachten

ist ganz einzig in ihrer Art; und unter den Vorzügen seiner historischen Methode hervorragend das Verdienst, die Schauplätze der Begebenheiten, Sitten und Bildungsgang der Völker, mit Einem Worte, das ganze Leben der Vorwelt mit allen seinen Bedingnissen in das Gebiet der Geschichte gezogen und ihr die Würde einer Lehrerin des Menschengeschlechtes wieder gegeben zu haben. In diesem Sinne wollte er die Weltgeschichte schreiben und begann zu dem Ende 1781, alle Alten, deren die meisten und besten schon seine Vertrauten waren, von Moses und Homer an nach der Zeitfolge in den Ursprachen zu lesen und historische Materialien daraus zu excerpiren.

Bei diesem großen Unternehmen ging ihm aus den biblischen Schriften über den unendlichen Werth der positiven Religion und des Christenthums insbesondere, welchen ihm ein Anfall von Aufklärerei und der Verkehr mit der französischen Literatur seit 1771 in etwas verschattet hatte, ein neues Licht auf, und die Begeisterung der Religiosität, die ihn damals ergriff, reifte in der Schule der Erfahrung zu der unerschütterlichen Frömmigkeit heran, die seinem nie unterlassenen Morgengebete erfrischende Kraft, seinem Innern die Weihe eines heiligen Ernstes und seinem Leben mit der Welt die, bei großen Genieen neuerer Zeit oft vermißte, feste Haltung des guten Christen und ehrlichen Mannes gab.

So durchwandelte er mitten unter den Geschäften und Zerstreuungen seiner äussern Verhältnisse, ohne der Gegenwart jemals fremd zu werden, beharrlichen Schrittes das Gebiet der hebräischen, griechischen und römischen Literatur, die Reihen der Kirchenväter und der Schriftsteller des Mittelalters im Orient und Occident, und hatte eben, durchgedrungen bis auf die Periode der Reformation, den 1833sten Autor excerpirt, als der Tod diese unermeßliche historische Vorarbeit, deren Ertrag bei 17,000 enggeschriebenen Folio-

seiten anfüllt, unterbrach. Diesem Hauptgeschäfte seines Lebens, auf welches der Plan seiner gesammten geistigen Thätigkeit gebaut war, verdankt er eine Gelehrsamkeit, in der kein Historiker seiner Zeit ihm gleichgekommen.

Die bekannten Jahrtausende der Vergangenheit waren in seinem bewunderungswürdigen Gedächtniß vollkommen geordnet; eine Welt von Thatsachen und Daten stand vor seiner Einbildungskraft in lebendiger Gegenwart wie Erinnerungen von gestern.

Mit den unsterblichen Alten, unter denen Müller dem Thucydides am Nächsten steht, wird er die Periode, wo es Mode ward, gering von ihm zu denken, überleben und bei der Nachwelt das Bedauern erwecken, daß er mitten in der Entwickelung der größten Idee, zu der die Muße der Geschichte begeistern kann, hinweggerafft wurde, ohne einen Erben seines Geistes, seiner Kenntnisse und Entwürfe zu hinterlassen.

Karl der Fünfte,

römischer Kaiser und König von Spanien.

Karl V., einer der berühmtesten teutschen Kaiser, war zu Gent in den Niederlanden am 24. Februar 1500 geboren. Seine Mutter, eine spanische Prinzessin, vererbte an ihn das Königreich Spanien nebst einem Theil von Amerika; sein Vater Philipp, Erzherzog von Oesterreich, oder vielmehr sein Großvater, Kaiser Maximilian I., hinterließ ihm die österreichischen Erblande, und nach des Letztern Tode wurde er auch teutscher Kaiser.

Karl hatte in seiner Jugend keine große Neigung zum Studiren; desto mehr Freude bezeigte er an ritterlichen Uebungen; übrigens fehlte es ihm nicht an Verstand und Fähigkeiten, die man auch nach besten Kräften auszubilden suchte. Besonders gut wurde er zu den Staatsgeschäften angeleitet. Ein berühmter Staatsmann, der Cardinal Ximenes, besorgte während Karl's Minderjährigkeit die Verwaltung des Königreichs Spanien, und wurde ihm ein treffliches Vorbild.

Nach seiner Krönung als teutscher Kaiser beschäftigten ihn zuerst die teutschen Religionsangelegenheiten, denn kurz zuvor hatte Luther seine Reformation angefangen. Dann entspann sich ein mehrjähriger Krieg zwischen ihm und dem fran-

zösischen König Franz I., der ihm den Besitz von Mailand, von den Niederlanden und von Navarra streitig machte. Franz wurde aber in dem vierten Jahre dieses Kriegs bei Pavia geschlagen, gefangen genommen, und nach Spanien abgeführt, wo er nur unter sehr harten Bedingungen seine Freiheit wieder erlangte.

Bald darauf wurde Karl in einen andern Krieg mit dem Pabst Clemens VII. verwickelt, der ein Bündniß wider ihn geschlossen hatte, weil ihn Karl's große Macht beunruhigte. Sein feindseliges Benehmen hatte aber für ihn sehr üble Folgen; denn Rom wurde von einem kaiserlichen Heere unter der Anführung des Connetable von Bourbon belagert, erstürmt, geplündert und mit der wildesten Grausamkeit behandelt. Der Pabst selbst wurde in der Engelsburg, in die er sich geflüchtet, so ausgehungert, daß er seine Eßlust mit Eselsfleisch stillen, und am Ende seine Freiheit theuer erkaufen mußte.

Karl V. war nicht bei dem Heere; es wurde ihm aber alles treulich berichtet. Im Herzen mochte er sich nicht wenig freuen, seinen Feind so gedemüthigt zu sehen; äußerlich aber stellte er sich, als wäre er schmerzlich betrübt, daß seine ungezogenen Soldaten sich so gröblich an der päbstlichen Heiligkeit und der schönen Stadt Rom vergangen hatten, und legte sogar mit seinem ganzen Hofe Trauerkleider an.

Im Jahr 1530 suchte er auf einem Reichstag zu Augsburg die Protestanten mit den Katholiken auszusöhnen. Sein Zweck wurde aber verfehlt, und die protestantischen Fürsten schlossen mit einander zu ihrer Vertheidigung den sogenannten schmalkaldischen Bund, wodurch sie sich verbindlich machten, mit vereinten Kräften ihre Religionsfreiheit zu vertheidigen.

Karl schlug sich jezt eine Zeit lang mit den Türken herum, die ihn angegriffen hatten; und im Jahr 1535 unternahm er sogar einen Feldzug über das Meer gegen Tunis, und befreite 20,000 Christensclaven, die ihm alle für diese ritterliche Heldenthat sehr verbunden waren.

Mit dem französischen König Franz lebte er bald im Krieg, bald in edler Freundschaft. Er fürchtete sich nicht, von Spanien aus, mit einem geringen Gefolge mitten durch Frankreich nach den Niederlanden zu reisen. Franz hätte ihn leicht festhalten, und ihn seine eigene Gefangenschaft in Spanien schwer entgelten lassen können. Dieß wäre aber eine unritterliche That gewesen, und Karl wußte wohl, daß sein edler Gegner einer solchen nicht fähig sei.

Da ihm der Zug gegen Tunis so gut gelungen war, so bekam er Lust, auch die algierischen Freibeuter für ihre frechen Seeräubereien zu züchtigen. Vielleicht wäre es ihm auch gelungen; allein er unternahm seinen Zug in einer unschicklichen, stürmischen Jahreszeit. Schon war sein Heer an das Land gesezt, und um die Stadt Algier aufgestellt. Er erwartete noch sein Geschütz und seine Zelten von den Schiffen; allein ehe diese an das Land gebracht werden konnten, erhob sich ein schrecklicher Sturm, der die ganze Flotte zerstreute; und ein ungeheurer Platzregen, der aus dem dichten Gewölke herabstürzte, drohete sein ganzes Heer zu ersäufen. Dieses mußte die gewaltigen Regengüsse unter freiem Himmel aushalten, und bis an die Knöchel im Wasser stehen. Bald ward es noch ärger. Denn nun stürmte die türkische Reiterei aus der Stadt heraus, hieb in die Feinde ein, und jagte sie alle in die Flucht. In dem elendesten Zustande mußten sich nach 3 Tagen die Ueberreste des schönen Heeres wieder einschiffen, und sich glücklich fühlen, wenigstens noch einen Theil der zerstreuten Fahrzeuge zur Ueberfahrt gefunden zu haben.

Karl richtete in der Folge seine Waffen gegen seine protestantischen Unterthanen in Teutschland. Er wollte nämlich, da die gütlichen Vorstellungen nichts fruchteten, und die Lutheraner durchaus nicht mit den Katholiken zu einem Vergleich zu bewegen waren, die evangelische Religion mit Gewalt unterdrücken.

An der Spitze der Protestanten stand damals der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, und der Landgraf Philipp von Hessen-Kassel, mit welchen sich die andern evangelischen Fürsten durch den schmalkaldischen Bund vereinigt hatten. Sie besaßen ein Heer von 70,000 Mann, und hätten Anfangs den Kaiser, der viel schwächer war, leicht überwältigen können; allein aus übel verstandener Schonung ließen sie ihre Vortheile unbenutzt. Dafür wurden sie in der Folge, als er sich hinlänglich verstärkt hatte, von ihm selbst angegriffen. Zuvor aber ließ Karl den Kurfürsten von Sachsen in die Reichsacht erklären, nahm ihm die Kurwürde und seine Kurlande, und gab beides dem Herzog Moritz von Sachsen, einem nahen Verwandten des Kurfürsten. Moritz sezte sich auch gleich in den Besitz des Kurfürstenthums, wurde aber wieder daraus vertrieben.

Nun eilte ihm der Kaiser selbst zu Hülfe. Es war im Jahr 1547. Sein Zug war von Oberteutschland aus so rasch, daß er dem Kurfürsten Johann Friedrich ganz unerwartet kam, und dieser nicht einmal Zeit behielt, sich nach seiner Festung Wittenberg zurückzuziehen. Noch unterwegs wurde er eingeholt, und bei dem Flecken Mühlberg zu einer Schlacht gezwungen, die äußerst unglücklich für ihn ablief. Er wurde überwunden, bekam einen starken Säbelhieb ins Gesicht, und wurde gefangen genommen. Kaiser Karl empfing ihn sehr unfreundlich, ließ ihn harte Worte hören, ihn vor ein Kriegsgericht ziehen, und das Todesurtheil über ihn sprechen. Nur durch die Abtretung seiner sämmtlichen Lande und seiner Kurwürde an den Herzog Moritz konnte der unglückliche Fürst sein Leben retten.

Zugleich mit ihm wurde der Herzog von Braunschweig-Lüneburg gefangen, den Karl aber etwas milder behandeln ließ. Desto strenger war er gegen den Landgrafen Philipp von Hessen-Kassel, das zweite Haupt des schmalkaldischen Bundes. Dieser mußte ihm öffentlich vor allen Fürsten, Ge-

neralen ꝛc., die damals um den Kaiser waren, zu Halle auf den Knieen Abbitte leisten, sich ihm auf Gnade und Ungnade unterwerfen, und ihn anflehen ihm zu verzeihen. Er mußte mehrere Jahre in Gefangenschaft schmachten.

Dieß verdroß den neuen Kurfürsten Moritz, der ein Schwiegersohn des gefangenen Landgrafen war, zumal da sich Philipp blos auf seine Vorstellungen vor dem Kaiser so tief gedemüthigt hatte. Da nun Karl auf Moritzens Fürbitten nicht hören wollte, auch noch mehrere andere Gewaltschritte wider die Protestanten unternahm, die dem Kurfürsten nicht gefielen, so schloß er heimlich ein Bündniß mit dem König von Frankreich, und machte Anstalt, seinen Schwiegervater und seinen Religionsgenossen, den Protestanten, mit Gewalt Hülfe zu verschaffen.

Beinahe 5 Jahre waren seit der Schlacht von Mühlberg und Philipps Gefangennehmung verflossen. Der Kaiser hielt sich damals krank in Innsbruck auf, hatte nur sehr wenige Truppen bei sich, und ahnete von Moritz, den er für seinen Freund hielt, nichts Böses, zumal die freundlichsten Briefe von ihm einliefen. Der Heuchler suchte ihn aber damit nur einzuschläfern, um seinen Wohlthäter desto sicherer an dem Orte seines Aufenthaltes zu überrumpeln. Karl wurde gewarnt; er sezte aber ein so festes Zutrauen in Moritzens Treue, daß er keinem Gerüchte glauben wollte, bis die sichere Nachricht einlief, derselbe rücke mit einem Heere an, und die Franzosen seien bereits in Lothringen eingefallen.

Eiligst mußte nun der Kaiser, von Gichtschmerzen gequält, in der Nacht eine Sänfte besteigen, und sich nach Trient, und von da weiter nach Kärnthen flüchten. Bald darauf erschien Moritz zu Innsbruck, und gab das kaiserliche Schloß seinen Soldaten zur Plünderung preis. Der Kaiser befand sich in solcher Verlegenheit, daß er 1552 einen Vertrag mit dem Kurfürsten eingehen, und sich verbindlich ma-

chen mußte, den Landgrafen Philipp wieder in Freiheit zu se=zen, den geächteten protestantischen Fürsten die Acht zu erlas=sen, und allen Uebrigen zu verzeihen.

Nach so vielen und langen Kriegen sehnte sich endlich Kaiser Karl V. nach Ruhe. Er hoffte sie nur in einem Klo=ster und in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt zu finden. Daher legte er erst die spanische, dann die teutsche Krone nie=der. Jene überließ er seinem einzigen Sohne Philipp; diese 1556 seinem Bruder Ferdinand. Hierauf schiffte er sich nach Spanien ein, und wählte zu seinem Aufenthalt ein Kloster bei Placencia in Estramadura. Dort vertrieb er sich die Zeit mit mechanischen Arbeiten, dem Anbau eines Gärtchens, und mit kleinen Spazierritten. Täglich wohnte er zweimal dem Gottesdienste bei. Erbauungsbücher waren seine einzige Lectüre; Betrachtungen über die Nichtigkeit der menschlichen Größe, über Vergänglichkeit, Tod und Grab, sein einziger Gedanke. So versank er nach und nach in die finsterste Schwer=muth. Um sich noch vertrauter mit diesem Gedanken zu ma=chen, nahm er sich vor, noch bei seinen Lebzeiten seine Tod=tenfeier begehen zu lassen. Angethan mit einem Sterbekleide, umgeben von seinen Dienern im Trauergewand, legte er sich in einen Sarg, ließ sich in die Kirche tragen, eine Todtenmes=se über sich lesen, und Sterbgesänge von den Mönchen an=stimmen. Nach den gewöhnlichen Todtengebeten wurde er mit Weihwasser besprengt; die ganze Leichenbegleitung entfernte sich, und die Thüren wurden geschlossen. Nichts fehlte, als daß er auch noch wäre in die Gruft beigesetzt worden. Dieß geschah zwar nicht; Karl aber blieb noch eine Zeit lang, gleich einem Todten, in seinem Sarge liegen. Am Ende erhob er sich, warf sich betend vor dem Altare auf die Kniee nieder, und ging wieder in seine Zelle zurück. Bald nach dieser Feierlich=keit befiel ihn ein Fieber, an dem er den 31. September 1558 starb.

Fr. Gottlieb Klopstock.

Klopstock, der erhabenste aller teutschen Dichter, wurde am 2. Julius 1724 zu Quedlinburg geboren, wo sein Vater königl. preussischer Commissionsrath war. In der Folge zog aber die Familie nach Friedeburg bei Wettin an der Saale, welches Amt der Vater gepachtet hatte, und hier war es, wo Klopstock in ländlicher Stille und im Genuß der Natur sein Knabenalter verlebte, und in den Anfangsgründen des menschlichen Wissens von einem Hauslehrer unterrichtet wurde. In seinem 13. Jahre besuchte er das Gymnasium in Quedlinburg. Im 16. Jahre kam er auf die Schulpforte bei Naumburg. Hier entwickelte sich zuerst sein Karakter als Mensch und Dichter. Er vervollkommnete sich in den alten Sprachen, gewann immer mehr Vorliebe für die klassischen Schriftsteller, machte selbst mehrere Versuche und faßte schon den Entschluß, ein großes episches Gedicht zu fertigen, obgleich er in der Wahl des Stoffes nicht mit sich einig werden konnte, und ihm damals vorzüglich Heinrich der Vogler als würdiger Gegenstand einer Epopäe vorschwebte.

Im Jahre 1745 ging er nach Jena, um Theologie zu studieren, und entwarf schon im Stillen die ersten Gesänge des „Messias“, denn dem Heiland der Welt selbst hatte er sich

entschloßen, seine Lieder zu weihen. Im folgenden Jahre zog er von Jena, wo er sich nicht länger gefiel, nach Leipzig, wo er Cramer, Schlegel, Rabener, und Andere mehr kennen lernte, die damals die „Bremischen Beyträge“ herausgaben, in welchen die drei ersten Gesänge seines „Messias“ 1748 erschienen. Da mehrere seiner Freunde ins Vaterland zurückkehrten, so wollte auch er nicht länger in Leipzig bleiben, und ging nach Langensalza zu einem Verwandten, über dessen Kinder er die Aufsicht übernahm. Hier lernte er ein Mädchen kennen, das sein Herz fesselte, und das er unter dem Namen Fanny so oft besungen hat. Seine heiße Liebe blieb unerwiedert, und der Schmerz darüber versenkte ihn in eine lange Schwermuth.

Die Erscheinung seiner Messiade erregte außerordentliches Aufsehen. Ein Theil verehrte den Sänger des „Messias“ wie einen heiligen Dichter und Propheten des alten Bundes; man sah sein Werk als Religionsbuch an, und den Dichter nannte man nur mit Ehrfurcht. Andere, namentlich alte Theologen, glaubten, die Religion werde durch seine verwegenen Dichtungen entweiht.

Daß auch tadelnde Kritiken erschienen, ist um so weniger zu verwundern, je weniger damals das richtige Verständniß dieses Gedichts bei der Neuheit und Originalität der Form und des Geistes zu erwarten war.

Den größten Eindruck machte die Messiade in der Schweiz; der Verfasser wurde daher von dem Dichter Bodmer, einem seiner eifrigsten Bewunderer und dessen Freunden nach Zürich eingeladen. Klopstock, der schon längst gewünscht hatte, die herrliche Schweiz mit ihren Naturschönheiten zu sehen, folgte der Aufforderung, und machte 1750 die Reise mit dem Philosophen Sulzer. Bei seiner Ankunft wurde er mit offenen Armen empfangen. Sie boten Alles auf, ihn festzuhalten. Man bewunderte ihn mit einer Art heiliger Ehrfurcht. Hier auf

Schweizerischem Boden wuchsen seine hohen Ideen von Vaterland, Freiheit und deren heldenmüthigem Vertheidiger, Hermann, empor.

Noch befand sich Klopstock in der Schweiz, als er von Friedrich V., König von Dänemark, mit einem Gehalt von 400 Thalern, nach Kopenhagen berufen wurde, um seinen Messias zu vollenden. Er reiste 1751 ab, machte seine Reise über Braunschweig und Hamburg, und hier lernte er, eine geistreiche Leserin seiner Gedichte, Margaretha Moller, die Tochter eines dortigen Kaufmanns, kennen. Sie war es, die er von jezt an, unter dem Namen Meta und Cidli, besang. Erst nach 3 Jahren, die Klopstock mit Auszeichnung und Ehre in Kopenhagen zubrachte, ward die Geliebte seine Gattin. Im Jahre 1754 verband er sich mit Meta. Leider genoß er das Glück der ehelichen Liebe nicht lange: Der Tod entriß sie und ein noch ungebornes Kind dem Dichter 1758, an dem sie mit der reinsten, innigsten Liebe hing; er begrub sie in dem Dorfe Ottensee bei Hamburg, und sezte ihr dort die einfach schöne Grabschrift:

Saat gesäet von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen.

Abwechselnd hielt sich nun Klopstock bis zum Jahre 1763 zu Braunschweig, Quedlinburg, Blankenburg auf, dann kehrte er nach Hamburg zurück, wo er, unter dem Titel eines dänischen Legationsraths und badenschen Hofraths lebte, seinen Messias vollendete und 1764 seine „Hermannsschlacht“ dichtete. Später beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die teutsche Sprache.

Im Jahre 1792 vermählte er sich mit einer geprüften Freundin, einer gebornen von Dimpfel und verwittweten Frau von Winthem. Im Winter fand er sein höchstes Vergnügen am Schlittschuhlaufen, wobei er aber selbst einmal in die höchste Lebensgefahr kam.

Klopstock's Ende war wie sein Leben. Mit voller religiöser Ueberzeugung, mit Ruhe und Ergebung starb er den glücklichen Tod des Gerechten und Guten, den er selbst im 12. Gesange seiner Messiade besungen hat, am 14. März 1803 sanft und ohne Schmerzen in dem seltenen Alter von 79 Jahren.

Schon als Jüngling kündigte sich Klopstock durch Alles, was er sang, als einen Dichter höherer Abkunft an. Nur ein Geist, wie der seinige, konnte die Idee zu seinem Messias so fassen, und so ausführen, wie Er es that. Von keinem andern Dichter hatte er das Muster dazu geborgt, und keiner hatte je ein größeres Meisterwerk geschaffen. Einfalt und Hoheit im Ausdruck vereinigt sich in demselben mit heiligem Religionsgefühl; kühner Schwung der Gedanken wechselt ab mit patriarchalischem Idyllenton, und wirkt bald rührend, bald erschütternd auf das Herz.

Man kann ihn den Pindar der neuen Poesie nennen; aber er übertrifft diesen an Fülle und Tiefe der Empfindung, so wie die Seelenwelt, die er schildert, die von dem griechischen Dichter dargestellten Gegenstände an innerer Größe übertrifft. Seine geistlichen Lieder sind zum Theil in unsere Gesangbücher und schon früher in den Mund des Volkes übergegangen. Seine Tragödien, die mehr zum Lesen, als für die Bühne bestimmt schienen, haben ihren eigenen Werth. Auch durch seine „Fragmente über teutsche Dichtkunst und Poesie“ hat er sich um unsere Nation ein bleibendes Verdienst erworben. Vorzüglich aber als Odendichter und Sänger des Messias wird er ewig unser Stolz bleiben.

Seine Säcularfeier ist den 2. Juli 1824 zu Quedlinburg und zu Altona würdig begangen worden, und ein Denkmal ward ihm in Quedlinburg gesezt.

Friedrich Wilhelm,

der große Kurfürst genannt.

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, mit dem Beinamen des Großen, war am 6. Februar 1620 geboren. Nach dem Tode seines Vaters, Georg Wilhelm, trat er, 20 Jahre alt, am 1. December 1640 die Regierung an. Er änderte sogleich das bisherige System und benahm sich in dem noch fortdauernden 30jährigen Kriege, da er von beiden Parteien gleich viel zu fürchten hatte, mit solcher Klugheit, daß er sich Achtung und seinen Ländern Erleichterung verschaffte, obgleich ein Theil derselben noch lange von fremden Truppen besezt blieb. Im Jahre 1641 schloß er, der österreichischen Genvorstellung ungeachtet, mit Schweden einen Neutralitätsvertrag, überließ aber seine Cavalerie dem Kaiser, dem sie den Eid der Treue geleistet hatte. Durch den Waffenstillstand mit Hessen-Kassel (1644) erhielt er die von Hessen besezten Oerter in Kleve und in der Grafschaft Mark zurück.

Im Jahre 1647 vermählte er sich mit der oranischen Prinzessin Louise Henriette (gebor. den 17. November 1627, gest. den 8. Juni 1667, Verfasserin des Liedes: Jesus meine Zuversicht).

Obgleich nach Absterben der Herzoge von Pommern (1637) dieses Land an Brandenburg hätte fallen sollen, so war es doch von den Schweden besezt worden, und Friedrich Wilhelm

war genöthigt, im westphälischen Frieden (1648) Vorpommern, die Insel Rügen und einen Theil von Hinterpommern an Schweden zu überlassen, wogegen er, nebst dem Reste von Pommern und der Grafschaft Hohenstein, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin als weltliche Fürstenthümer bekam, und das Erzstift Magdeburg ihm, nach dem Tode des damaligen Administrators, des Prinzen August von Sachsen, als Herzogthum versprochen ward.

Friedrich Wilhelm fing nun an, seine Kriegsmacht auf einen bessern Fuß zu sezen. In den Krieg, welchen Schweden 1655 mit Polen führte, ward auch er, wegen des Herzogthums Preußen, verwickelt. Anfangs war er auf der Seite des Königs von Schweden, Karl Gustav, und half diesem 1656 die 3tägige Schlacht bei Warschau gewinnen, wofür er verschiedene Vortheile erhielt; als aber Rußland und Oesterreich sich für Polen erklärten, änderte auch er sein System und schloß am 19. September 1657, unter Oesterreichs Vermittelung, zu Welau einen Vertrag mit Polen, das ihm die völlige Souverainetät einräumte, auch ihm die, nach dem Absterben der Herzoge von Pommern, als polnische Lehen eingezogenen Herrschaften Lauenburg und Bütow, jedoch als Lehen, überließ, wogegen er das ihm von Schweden eingeräumte Ermeland abtreten mußte. Die preußischen Stände waren mit dieser, ohne ständische Genehmigung getroffenen Veränderung unzufrieden und verweigerten dem Kurfürsten den Huldigungseid, weßhalb er zu Königsberg die Festung Friedrichsburg anlegen ließ. Karl Gustav's plötzlicher Tod befreite ihn von einem Gegner, der wahrscheinlich die Bedingungen des Welauer-Vertrags nicht ungeahndet gelassen haben würde; so aber wurde im Frieden zu Oliva (1660) jener Vertrag bestättigt, und festgesezt, daß die gemachten Eroberungen gegenseitig herausgegeben werden sollten.

Der Kurfürst wandte nun seine ganze Sorgfalt auf die Begründung des Wohlstandes und des Handels in seinem

Staate; dabei sandte er dem Kaiser 2000 Mann gegen die Türken zu Hülfe.

Im Jahre 1672 trat er mit der Republik der Niederlande in ein Bündniß, als diese von Ludwig XIV. bedroht wurde; auch trug er dazu bei, daß sich zu Braunschweig der Kaiser, Dänemark, Hessen-Kassel und andre teutsche Fürsten mit ihm zur Vertheidigung der Niederlande gegen Frankreich verbanden. Obgleich nun die Franzosen größtentheils, nach dem Vordringen des Kurfürsten in Westphalen, die Republik verliessen, so ward doch der Feldzug der Teutschen durch die Langsamkeit der österreichischen Feldherren und durch ihre Eifersucht auf den Kurfürsten vereitelt.

Der Kurfürst mußte aus Mangel an Lebensmitteln sich zurückziehen und seine westphälischen Länder den Verheerungen der Feinde überlassen. Als nun auch die Oesterreicher von ihm sich trennten, und die holländischen Hülfsgelder ausblieben, sah er sich zu dem Vertrage von Vossem, einem Dorfe bei Löwen, am 6. Juni 1673 genöthigt, nach welchem Frankreich Westphalen zu räumen und dem Kurfürsten 800,000 Livres zu zahlen versprach, der Kurfürst dagegen dem Bündnisse mit Holland entsagte, und Frankreichs Feinden weder mittelbar noch unmittelbar beizustehen versprach, sich aber vorbehielt, im Falle eines Angriffes, dem teutschen Reiche Hülfe zu leisten.

Dieser Fall trat schon 1674 ein, wo der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen ward. Bereits vorher hatte sich der Kurfürst mit Oestreich, Holland und Spanien näher verbunden. Die beiden leztern versprachen ihm für ein Corps von 16,000 Mann Hülfsgelder. Mit diesem Corps ging er im August 1674 nach Elsaß und verband sich mit der Reichsarmee. Der kaiserliche Feldherr Bournonville vermied aber eine Schlacht, so sehr sie der Kurfürst wünschte, worauf der verstärkte Türenne das teutsche Heer bei Mühlhausen im Sundgau besiegte und es nöthigte, Elsaß zu räumen.

Während nun der Kurfürst in Franken in Winterquartieren stand, verwüstete im Dezember 1674, von Frankreich angeregt, ein schwedisches Heer von 16,000 Mann, unter Wrangel, Pommern und die Mark. Der Kurfürst ging ihm mit 5600 Mann entgegen, schlug am 18. Juni 1675 bei Fehrbellin 11,000 Schweden, und befreite dadurch sein Land. Obgleich nun der Kaiser, wegen dieses Einbruchs, gegen Schweden die Acht und einen Reichskrieg erklärte, so war er doch eifersüchtig über des Kurfürsten Vordringen in Pommern. Der Kurfürst war deshalb geneigt, so wie Spanien und Holland, zu Nimwegen (1678) einen Separatfrieden mit Frankreich abzuschließen. Da aber Frankreich von ihm verlangte, Schweden alle Eroberungen zurückzugeben und dasselbe für die Kriegskosten zu entschädigen, so trat er mit Dänemark und Münster zu einem neuen Bündnisse zusammen, und vollendete durch die Einnahme von Greifswald und Stralsund (1678) die Eroberung von ganz Pommern. Eben so warf er im Januar 1679 die unter Horn in Preußen eingefallenen Schweden zurück. Noch stand er mit Dänemark allein im Felde gegen Schweden. Da verlangte Ludwig XIV., daß er mit Schweden Frieden schließen und alle Eroberungen herausgeben solle; als der Kurfürst dies verweigerte, ward er durch 30,000 Franzosen, welche in Kleve einfielen, zum Frieden von St. Germain am 29. Juni 1679 genöthigt, in welchem er alle Eroberungen von Schweden herausgab, dagegen aber die wenigen Oerter und Zölle erhielt, welche Schweden seit dem westphälischen Frieden in Hinterpommern besaß, und von Frankreich 300,000 Kronenthaler als Entschädigung.

Als in der Folge Ludwig XIV. durch seine Reunionskammern mehr Bezirke im Elsaß und Lothringen an sich riß, bewirkte Friedrich Wilhelm 1684 den Waffenstillstand auf 20 Jahre, welcher zwischen Teutschland und Frankreich abgeschlossen ward. Doch traten zwischen ihm und Frankreich neue Mißhelligkeiten ein, als er sein Bündniß 1685 mit Holland

erneuerte und die reformirten Flüchtlinge aus Frankreich, etwa 14,000, in seine Staaten aufnahm, welche zu dem Wohlstande derselben bedeutend beigetragen haben. Jene Mißverständnisse veranlaßten ihn, sich Oesterreich, obgleich er von demselben bisher wenig unterstützt worden war, wieder zu nähern; noch mehr aber bestimmte ihn dazu die Hoffnung, für die 3 schlesischen Fürstenthümer, Liegnitz, Brieg und Wolau, deren Fürst 1675 ohne Erben gestorben war, und welche, in Folge einer alten Erbverbrüderung, an Brandenburg hätten fallen sollen, aber von Oesterreich eingezogen worden waren, entschädigt, und in den Besitz des Fürstenthums Jägerndorf gesezt zu werden, das der Kaiser, nachdem er den Fürsten Johann Georg, aus dem Hause Brandenburg, 1623 in die Acht erklärt, ebenfalls an sich gezogen hatte. Für alle diese Ansprüche erhielt Friedrich Wilhelm 1686 den Schwiebuser-Kreis, machte sich jedoch schriftlich zur künftigen Rückgabe desselben verbindlich, die auch unter seinem Nachfolger eintrat.

Zur Unterstützung des Kaisers im Türkenkriege sandte darauf 1686 der Kurfürst 8000 Mann unter dem General von Schöning, welche sich bei der Belagerung und Stürmung der Stadt Ofen auszeichneten.

Im Innern des Landes hatte der Kurfürst besonders Ackerbau, Viehzucht und Gartenbau befördert; er verpachtete die Domainengüter, welche bis dahin gewöhnlich durch Amtsschreiber bewirthschaftet worden waren; die französischen Flüchtlinge unterstützte er kräftig und gewann in ihnen 20,000 arbeitsame Staatsbürger, welche Fabriken und Manufacturen anlegten und wüste Flecke urbar machten. Wenn auch der Erfolg des 1683 auf der afrikanischen Küste von dem Major von der Gröben angelegten Forts Friedrichsburg den Erwartungen der von dem Kurfürsten gestifteten afrikanischen Handelsgesellschaft nicht entsprach, so war doch die Thätigkeit des Kurfürsten, den Handel des Staats weiter zu verbreiten, da-

bei unverkennbar. Berlin wurde durch mehrere Anlagen und Gebäude unter ihm verschönert; er gründete die Bibliothek daselbst, und 1655 die Universiät zu Duisburg. Ueberhaupt war Friedrich Wilhelm nicht allein groß als Krieger, sondern noch größer als Landesvater. Er starb zu Potsdam am 29. April 1688 im 69. Lebensjahre, und hinterließ seinem Sohne Friedrich III. — dem ersten König von Preussen — einen Schatz von 650,000 Thalern, und ein kriegerfahrnes Heer von 28,000 Mann. Die schöne Statue des großen Kurfürsten in Berlin hat Johann Jacobi 1700 gegossen.

Maximilian der Grosse.

Maximilian der Große, auch der Erste, Kurfürst von Bayern, Sohn Herzogs Wilhelm V., geboren zu Landshut 1573, brachte daselbst seine Jugend zu, lernte die lateinische, französische und italienische Sprachen fertig sprechen, verstand auch die spanische, studierte bis 1591 zu Ingolstadt, machte Reisen und trat 1596 die Regierung des Herzogthums Ober- und Niederbayern an, welche ihm sein erst 1626 verstorbener Vater aus Frömmigkeitseifer abtrat. Mit Vaterstolz blickte Wilhelm auf den herrlichen Sohn, der ausgezeichnet durch große Talente, einen reichen Schatz von Kenntnissen, lebhafte Thätigkeit, seltene Gewandtheit in Geschäften und unerschütterliche Festigkeit in Ausführung seiner Unternehmungen besaß. Strenge seiner Sitten, Lebendigkeit seiner Gottesfurcht wurden des ganzen Hofes Gesetz. Er selbst las, prüfte und entschied, was dem Lande und dem geringsten Unterthan noth war.

Als Maximilian sein Reich zu verwalten anfing, befand sich ganz Teutschland in einer fürchterlichen Gährung. Aus dieser Gährung konnte man sich einen nahen, allgemeinen Vertilgungskrieg weissagen. Maximilian wollte dem Augenblicke gewachsen sein. Das Herzogthum hatte kein stehendes Heer, die gemeine Landwehr übte sich vor dem Beginnen und nach der Vollendung der Feldarbeit im Gebrauche der Waffen.

Aus dieser Mannschaft bildete er einen Kern beständig besoldeter Krieger.

Nebst dem Heerwesen verbesserte der Herzog auch die Landstrassen, stellte einen eigenen Handelsrath auf, nöthigte den Hof sich in bayersche Zeuge zu kleiden, ermunterte den Bergbau, ließ fremdes Gesindel über die Gränze jagen, schaffte die Strafen des Ertränkens und Lebendigverbrennens ab, und lebte in rastloser Thätigkeit sieben Jahre lang mit seinem Volke in einem glücklichen Zustande.

Ehe noch Maximilian Heereskraft und Waffen seines Volkes neu gebildet hatte, trug ihm Kaiser Rudolph II. schon auf, die Reichsacht an der Stadt Donauwehrt zu vollziehen.

Die Behandlung von Donauwehrt erfüllte die Protestanten mit Groll gegen die Katholiken, so, daß sie endlich einen Verein unter dem Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz am Rheine schlossen. Diesem Vereine sezten die Katholiken unter Maximilian von Bayern den heiligen Bund entgegen. Der Krieg brach im Jahre 1618 aus. Prag gerieth in Aufruhr, ganz Böhmen folgte dieser Stadt. Ferdinand, der Erzherzog aus Steyermark, empfing die Krone Teutschlands; aber Böhmen entzog ihm die seinige, und bot sie dem 23jährigen Pfalzgrafen, Friedrich V. am Rheine. Beide Theile suchten den Herzog Maximilian, welcher sehr reich und mit einem vortrefflichen Kriegsheer versehen war, auf ihre Seite zu ziehen. Der Herzog schloß sich an den Kaiser Ferdinand II., den ein Aufstand in Oberösterreich in Verlegenheit sezte.

Dahin führte im Jahre 1620 Maximilian sein Heer, das 26,000 Fußgänger und 5500 Reiter zählte. Den Vortrab befehligte Alexander von Haslang, die Hauptmacht Tilly; vor dem Herzoge aber wurde die Hauptfahne mit dem Muttergottesbilde getragen.

Das Volk im Lande ob der Ens plünderte Klöster, Städte und Schlösser; Maximilian brachte es ohne vieles

Blutvergießen in die gesetzlichen Schranken, stellte die katholische Religion in dem Lande wieder her, und nahm mit Einwilligung des Kaisers Oberösterreich auf so lange als Unterpfand, bis die Kriegskosten vom Hause Oesterreich erstattet waren.

Nun zog er, verstärkt durch 20,000 Oesterreicher, das böhmische Gebirg hinauf. Vor Pilsen begannen mörderische Gefechte. Plötzlich erkrankten Tausende an Ruhr und Fiebern; auch der tapfre Haslang. Langer Novemberregen, hierauf strenge Kälte und Mangel an Lebensmitteln vermehrten die Zahl der Schwächlinge und Todten. Beinahe 20,000 Mann starben auf solche Weise. Endlich brach der blutige achte November des Jahres 1620 an.

An den Ufern der Moldau, eine Stunde von Prag, lagerten 20,000 Böhmen auf dem weißen Berge in neu aufgeworfenen Schanzen. Maximilian, auch im Unglücke noch auf die Seinigen vertrauend, sah den Feind, und gab das Zeichen zur Schlacht aus 12 Kanonen, die Apostel genannt. Mit dem Feldgeschrei: „Heilige Maria!“ geschah um Mittagszeit ein allgemeiner Angriff. Halbstündiges Feuern auf der weiten Schlachtlinie. Jähling drang von böhmischer Seite der Fürst Christian von Anhalt mit ungarischen Reitern in die österreichischen Geschwader, und erhob Siegesgeschrei. Maximilian blickte dahin, und Oberst Graf von Scharfenstein, flog mit 500 bayerschen Reitern heran, und zerstob in Blitzesschnelle die triumphirenden Schaaren. Der Sieg war erkämpft. Hierauf geschah der Einzug in Prag. Tilly empfing den Oberbefehl über das Kriegsvolk, Maximilian hingegen kehrte mit 2000 Mann Fußgänger, 200 Reiter und 1500 beuteladenen Wagen nach München zurück. Der Böhmerkönig, Friedrich V., wurde in die Reichsacht erklärt, verlor die Kurwürde und die obere Pfalz. Beides ward gegen Wiederabtretung des Landes ob der Ens für 13 Millionen Kriegskosten an den Herzog von Bayern abgetreten.

Maximilian zog für den Kaiser siegreich gegen den König von Dänemark zu Felde, der gekommen war, sich der protestantischen Fürsten gegen ihre Unterdrücker anzunehmen, und nöthigte ihn 1629 zum Frieden.

Nicht so glücklich war er aber gegen den König von Schweden, der in gleicher Absicht mit einem guten Heere den teutschen Boden betreten hatte. Nach Tillys Niederlage bei Leipzig 1631, rückte Gustav Adolph, der Schweden König, 1632 nach Bayern, nahm Donauwehrt und München in Besitz, mußte aber, von Wallenstein genöthigt, sich nach Nürnberg und Sachsen zurückziehen. Nachher drang Bernhard von Weimar in das Land ein. Maximilian wollte jezt für sein Land einen Frieden vermitteln; doch der Feind hörte seine Stimme nimmer. Nun aber vertheidigte sich Ingolstadt tapfer gegen die Stürme der Schweden. Von den Wällen her schlug eine Kugel dem Könige das Roß todt, und gegen 4000 schwedische Krieger fanden da ihr Grab. Jezt hob der König die Belagerung auf, und zog tiefer in das Land. Furchtbar hausten die Schweden in Bayern. Endlich, doch spät genug, kam Hülfe von Oesterreich, und der größte Theil von Bayern wurde von dem Feinde befreit. Unter den Mauern der Stadt Nördlingen war das Lager der Schweden. Den 7. August 1634 kam es zur Schlacht, die meistens durch die Tapferkeit der Bayern gewonnen wurde. Dieser Schlachttag rettete Bayern auf einige Zeit aus der Gewalt des unmenschlichen Feindes. Den 18. März 1635 räumte endlich der Schwede mit Uebergabe der Stadt Augsburg Bayern. Schrecklich sah es in den weiten Länderstrichen aus; Armuth und Krankheit hausten furchtbar; Hungersnoth stellte sich ein, und im Gefolge derselben die Pest.

Indeß wurde der Krieg in den angränzenden Ländern immer fortgeführt. Im Jahre 1643 den 14. November überraschte der bayersche Oberfeldherr Mercy die Franzosen, die es wieder mit den Schweden hielten, in ihren Winterquartieren

bei Tuttlingen an der Donau. Die Franzosen verloren in mörderischer Schlacht alle Artillerie, alles Feldgeräth, die ganze Bagage und 6000 Gefangene.

Maximilian schloß endlich im Jahre 1647 einen Waffenstillstand. Darüber wurde Kaiser Ferdinand III. böse, und zum Dank für 28jährige Dienste, die der Kurfürst ihm und seinem Vater erwiesen hatte, versuchte man nun die bayerschen Krieger in des Kaisers Dienste zu ziehen. Als aber die Bayern diese Absicht merkten, rief eine Schaar der andern zu: „Wer will an Max Verräther sein?“ Und kein Bayer verletzte die angeborne Treue.

Die Schweden trieben bald ihre Forderungen an Oesterreich höher, als je, weil es von Bayern verlassen war; aber Oesterreich sollte nicht sinken, das wollte Maximilian nicht, und so befahl er noch im Jahre 1647 seinem Heere aufzubrechen, und dem Kaiser zu helfen. Doch im Mai des nächsten Jahres war dieses Heer von den vereinigten Franzosen und Schweden beinahe ganz vernichtet. Die Trümmer davon zogen sich hinter den Inn zurück. Endlich gingen 24,000 Bayern und Oesterreicher bei Vilshofen über die Donau und vertrieben die Feinde. Im Jahre 1648 erfolgte zu Osnabrück in Westphalen der Friede.

Nun war Kurfürst Maximilian 76 Jahre alt, der einzige teutsche Fürst, welcher die Beendigung des 30jährigen Krieges erlebte; er hatte in demselben eine der wichtigsten Rollen gespielt. Durch friedliche Denkmäler sein Land zu verherrlichen, vergaß der große Mann selbst in den Stürmen der Zeit nicht. Unter ihm begann der stehende Soldat; deßwegen baute er Kasernen. Das Josephsspital und die heutige Residenz in München sind seine Werke; acht Städte ließ er befestigen, die Salzwasserleitung von Reichenhall nach Traunstein in bleiernen Röhren durch Hanns Reifenstuhl sieben Stunden weit über Berg und Thal fortführen; neue Schulgebäude entstan-

den auf sein Geheiß, und das prächtige Grabmal in der Frauenkirche zu München erhob sich für Kaiser Ludwig den Bayer. Im 79. Jahre seines Alters reiste er noch einmal nach Ingolstadt, welcher Ort ihm besonders lieb war; er hatte da die schönsten Stunden seiner Jugend genossen.

Aber Erkältung warf ihn auf das Sterblager, und er gab sanft und des Lebens müde den 27. September im 53. Jahre seiner Herrschaft den Geist auf.

Seine erste Gemahlin war eine Prinzessin von Lothringen, die zweite eine Tochter des Kaisers Ferdinand II.

Merkwürdig sind dieses Fürsten Monita paterna, die er für seinen Sohn und Nachfolger Ferdinand unter dem Titel: »Anleitung zur Regierungskunst,« aufgesezt hat.

Karl Wilh. Ferdinand,

Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Dieser merkwürdige Fürst, der besonders in den ersten Feldzügen der Franzosen eine bedeutende Rolle spielte, wurde am 9. Oktober 1735 geboren. Er war der älteste Sohn des Herzogs Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel und der preussischen Prinzessin Philippine Charlotte, einer Schwester des großen Friedrich.

Der berühmte Abt Jerusalem, Hofprediger zu Wolfenbüttel, übernahm die Erziehung des jungen Prinzen, und unter seiner Leitung besuchte derselbe, von dem 12. Jahre an, das Collegium Carolinum. Bei den trefflichen Anlagen des Prinzen ging der Unterricht an ihm nicht verloren; vielmehr erlangte er sehr ausgebreitete Kenntnisse in den Sprachen, der Geschichte, der Mathematik und den Kriegswissenschaften. Bald gab ihm der Ausbruch des 7jährigen Kriegs Gelegenheit, auch seinen Muth zu versuchen und seine Talente in Anwendung zu bringen. Er führte in Person die braunschweigischen Truppen zu dem verbündeten Heere, das den König von Preussen unterstüzte, erstürmte in dem sonst unglücklichen Treffen bei Hastenbeck eine von den Feinden schon eroberte Batterie wieder, half seinem Oheim Ferdinand den Sieg bei Crefeld erkämpfen und nahm thätigen Antheil an

allen seinen Thaten. Dafür wurde er aber auch von dem großen Friedrich in einer Ode besungen, und sah sich durch Ruhm und Achtung belohnt.

Gleich nach dem Frieden 1764 vermählte sich der Prinz mit einer Prinzessin von Wallis, die ihm einen sehr ansehnlichen Brautschatz zubrachte; gleichwohl lebte er, ohne großen Aufwand zu machen, ganz in der Stille, den Wissenschaften und Künsten. Er trat in preussische Kriegsdienste und wurde General der Infanterie; behielt auch diese Stelle, als er 1780 nach dem Tode seines Vaters die Regierung seines Landes übernahm. Den herzoglichen Thron bestieg er mit dem ernsten und festen Vorsatze, das Wohl seiner Unterthanen zu befördern. Darum machte er sich zur ersten Angelegenheit, die Staatsausgaben zu beschränken, und die Finanzen in Ordnung zu bringen. Er zog einen Theil seiner Hofhaltung ein, und machte noch viele andere Reformen, wodurch aber Unzufriedenheit entstand, weil seine Ersparnisse wirklich bisweilen ins Kleinliche gingen, ob sie gleich das allgemeine Beste zum Zwecke hatten, und da, wo das Wohl des Landes es erforderte, z. B. beim Schulwesen, kein Aufwand gescheut wurde. Der Herzog nahm auch persönlichen Antheil an den Arbeiten seines Kammer- und Geheimenraths-Collegiums, ließ sich, wo es nöthig war, die Akten vorlegen, prüfte mit eigenen Augen und übte durchgehends strenge Gerechtigkeit. In allen Dingen war das Beste des Landes sein eifrigstes Bestreben, leider aber hatte er nicht das Glück, seinen Zweck ganz zu erreichen.

Auch als preussischer Feldherr blieb er nicht müssig. Im Jahre 1787 galt es einen Feldzug nach Holland. Die Gemahlin des damaligen Erbstatthalters, eine Schwester des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preussen, war auf einer Reise nach dem Haag von den sogenannten Patrioten, oder vielmehr Feinden der verfassungsmäßigen Ordnung, angehalten und beleidigt worden. Der Herzog erhielt den Auftrag, mit

einem preussischen Heere die Aufrührer zu Paaren zu treiben, und wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Dieß geschah auch sofort mit dem glücklichsten Erfolge. Am 13. September rückte der Herzog von Westphalen aus, in Holland ein, und schon am 10. October hielt er seinen Einzug in Amsterdam. So war nun bald die alte Verfassung wieder hergestellt und der Erbstatthalter in seine Rechte eingesezt.

Wenige Jahre darauf beim Ausbruche der Revolution in Frankreich, ließ sich König Friedrich Wilhelm II. bewegen, seine eigene Macht mit der österreichischen zu vereinigen. Wen konnte man aber mit besserer Hoffnung eines glücklichen Erfolgs an die Spitze der vereinigten Heere stellen, als den Bändiger der aufrührischen Holländer? Es wurde also dem Herzog Ferdinand von Braunschweig die Oberbefehlshaberstelle übertragen. Er übernahm sie, näherte sich 1792 den Gränzen Frankreichs, und ließ ein drohendes, in einem etwas zu stolzen Ton abgefaßtes Manifest vor sich hergehen, das die Eigenliebe der Franzosen verlezte, und eine sehr üble Wirkung that, indem es Erbitterung in den Gemüthern erregte, und zu einem entschlosseneren Widerstande reizte.

Des Herzogs kühner Plan war, von Lothringen aus, rasch auf Paris loszugehen, der unvorbereiteten, volkreichen Stadt die Zufuhr abzuschneiden, sie durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen, und so die Revolution in ihrem Keime zu ersticken. Alles ging Anfangs nach Wunsch. Die Festung Longwy, Frankreichs eisernes Thor, wie einer der ehemaligen Könige sie nannte, mußte sich ihm am 23. August 1792 ergeben, und neun Tage darauf wurde auch Verdun eingenommen. Schon ließen sich durch ganz Teutschland Siegeslieder hören; noch aber waren die steilen Gebirge und die Wälder der fruchtarmen Champagne bei der ungünstigsten Witterung zu durchziehen, und es hatte sich indessen ein starkes Heer Franzosen bei St. Menehould, unter Dumouriez, und ein anderes unter Kellermann gesammelt. Der Herzog rückte gegen

sie an; er wünschte eine Schlacht, deren Gewinn ihm wahrscheinlich die Thore von Paris geöffnet haben würde; allein Dumouriez wollte nicht das Schicksal Frankreichs in einer einzigen Schlacht auf das Spiel sezen, und lieber den Feind durch Mangel und Krankheiten aufreiben lassen. Er vermied daher sorgfältig ein Treffen. Der Herzog verordnete hierauf einen Angriff gegen General Kellermann, der auf den Anhöhen von Valmy stand; allein dieser wurde von Dumouriez unterstützt, und es blieb bei einer heftigen Kanonade. — Unter solchen Umständen war nun der Zug nach Paris unausführbar. Die Seuchen fingen an unter den Heeren zu wüthen, und schon stellte sich der Hunger ein. Es mußte daher ein Vertrag mit den feindlichen Feldherren geschlossen, und der Rückzug nach Teutschland angetreten werden, am 29. September 1792.

Noch waren die Heere unterwegs, als der französische General Custine sich, von Landau aus, der Stadt Mainz bemächtigte. Diese wichtige Festung den Händen der Franzosen zu entwinden, war das angelentlichste Bestreben der Verbündeten in dem folgenden Feldzuge. Indessen der eine Theil des preussischen Heeres unter Kalkreuth die Belagerung übernahm, bemühte sich der Herzog die Festung Landau zu erobern. Ein Angriff des Generals Moreau bei Pirmasens wurde zurückgeschlagen, die Linien bei Weissenburg von Wurmser und dem Herzog erstürmt, und die Belagerung von Landau begonnen. Den herbeigeeilten Ersatz unter Hoche schlug der Herzog bei Kaiserlautern. Bald darauf (1793) legte er, ungehalten auf die österreichischen Heerführer, mit denen er in Mißverständnisse gerathen war, die Oberbefehlshaberstelle nieder.

Der Herzog widmete sich nun ganz wieder als Landesvater dem Wohl seines Staates, bis ihn im Jahre 1806 der unglückliche französisch-preussische Krieg in einem Alter von 71 Jahren nochmals in das Feld zurückrief. Er scheute sich

nicht, es ungeachtet der Abnahme seiner Kräfte, mit einem rüstigen sieggewohnten Gegner, wie Napoleon, aufzunehmen. Er erhielt aber gleich zu Anfang des Treffens bei Auerstädt, wo er mit dem Könige kommandirte, eine schwere Wunde, die ihn unfähig machte, die Schlacht zu leiten. Noch in demselben Jahre starb der fürstliche Greis an den Folgen seiner Wunde zu Ottensee bei Hamburg, d. i. am 10. November 1806.

Prinz Friedrich Heinrich Ludwig von Preussen,

ein Bruder des großen Friedrichs, wurde am 18. Januar 1726 zu Berlin geboren. Sein Vater, König Friedrich Wilhelm I., ein rauher Krieger, ließ ihn auf eine harte und unwürdige Art erziehen. So herrlich sich auch in der Folge das Talent dieses Prinzen entwickelte: so behielt er doch von dieser ersten Erziehung her die schlechte teutsche Mundart, die er sprach, und eine gewisse Ungewandtheit in seinen Ausdrücken. Eben so, wie sein unsterblicher Bruder, schien Prinz Heinrich zum Krieger geboren. Im Jahre 1742 machte er seinen ersten Feldzug als Oberster bei der Armee, die unter den Befehlen des Marschalls Schwerin und des Königs in Mähren eindrang, und wohnte der Schlacht bei Czaslau bei. Zwei Jahre darauf, da das Kriegsfeuer aufs Neue aufloderte, zeichnete sich Heinrich, kaum 18 Jahre alt, schon durch die muthige Vertheidigung der Stadt Tabor in Böhmen aus, die nur mit einer schwachen Mauer umgeben war, und 1745 am 4. Juni half er den glänzenden Sieg bei Hohenfriedberg gegen das österreichische Heer unter dem Prinzen von Lothringen erkämpfen.

Nun folgte ein 11jähriger Friede. In dieser Zeit berief der große Friedrich den Prinzen zu sich nach Potsdam, wo er

in einem glänzenden Kreise geistvoller Männer als Weiser und als Landesvater lebte. Da fand nun endlich Heinrich, was er an dem väterlichen Hofe so lange und so schmerzlich entbehrt hatte, Nahrung für seine glühende Wißbegierde. Hier legte er sich mit rastlosem Eifer, und mit dem schönsten Erfolge, nicht nur auf die angenehmen, sondern auch auf die nützlichen Wissenschaften und Künste. Er trieb Musik und Malerei, beschäftigte in gleichem Verhältniß seine Einbildungskraft und seinen scharfsinnigen Geist, bildete seinen Charakter, und suchte sich durch den Schwung, den er nahm, zu der Höhe der Männer emporzuheben, die ihm als Muster vorschwebten.

Im Jahre 1752, in einem Alter von 26 Jahren, vermählte er sich mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel.

König Friedrich, der ihn liebte, ließ ihm jezt zu Berlin einen prächtigen Pallast bauen, und übergab ihm das Schloß und Domainengut Rheinsberg, wo er selbst einst so lange glücklich gewesen war.

Wenige Jahre darauf begann der siebenjährige Krieg, und der Prinz fand nun Gelegenheit, jene Theorien anzuwenden, die er während des Friedens studiert hatte. In der Schlacht von Prag war es Heinrichs unerschütterlicher Muth, sein unter allen Gefahren und Zufälligkeiten fester und sicherer Blick, wodurch dieser glänzende Tag entschieden wurde. In der Schlacht bei Roßbach erhielt er eine ehrenvolle Wunde, die ihn nöthigte, eine Zeit lang, in Leipzig liegen zu bleiben. Gleich nach der Genesung wurde er aber an die Spitze von des Königs zweitem Heere gestellt, und von nun an theilten die Brüder, sich einander gegenseitig unterstüzend, und nach einem gemeinschaftlichen Plane handelnd, die Gefahren und den Ruhm des Krieges.

Prinz Heinrich hatte 1758 den Auftrag, mit 25,000 Mann, Sachsen, Hanover, Braunschweig und Hessen, folglich auch die Mark Brandenburg und das Herz der preussischen

Staaten zu decken. Einem weit überlegenen Feinde gegenüber wußte er durch kluge Manoeuvers, und indem er durch kleine Gefechte, in denen er immer den Vortheil hatte, seine Gegner ermüdete, die Fortschritte derselben zu verzögern, und so viel Zeit zu gewinnen, daß der König seine Zwecke erreichen und ihm zu Hülfe kommen konnte. Den glänzenden Feldzug von 1759 eröffnete er angriffsweise. Er drang in Böhmen ein, zerstörte die Magazine der Oesterreicher, und wandte sich hierauf gegen die Reichsarmee, die in Franken stand, wo er ein Gleiches that.

Im folgenden Jahre stand er mit 40,000 Mann gegen die Russen; nach mehreren geschickten Märschen entsezte der Prinz Breslau, und zeigte eben darin die Ueberlegenheit seines Talents, daß er seine Zwecke erreichte, ohne eine Entscheidung zu wagen, die ungünstig für ihn hätte ausschlagen können. Weniger glänzend, wiewohl höchst lehrreich für das Studium, war der Feldzug von 1761, in welchem sich der Prinz durch die Schwäche seines Heeres ganz auf die Vertheidigung beschränkt sah.

1762 eröffnete er den Feldzug durch mehrere wohlberechnete Angriffe, in denen er die Oesterreicher zurückschlug; diesem glücklichen Anfange folgten einige Unfälle, die man jedoch nur der geringen Anzahl seiner Truppen zur Last legen kann, mit welchen er eine sehr ausgedehnte Linie vertheidigen mußte. Aber der Angriff und die Eroberung des Lagers bei Freiberg und der Sieg am 15. October, den der Prinz hier erfocht, trugen nicht wenig bei, den Frieden herbeizuführen.

Nach dem zu Hubertsburg abgeschlossenen Frieden, eilte Prinz Heinrich ruhmgekrönt in den Schooß der Ruhe zurück. Das Schloß zu Rheinsberg, wurde durch ihn der Sitz der Philosophie und der Musen; aber sein zu großes Vertrauen auf Personen, die dessen unwürdig waren, verursachte häusliche Verwirrungen, die seine Ruhe störten und ihn veranlaßten, eine Gemahlin von sich zu entfernen, die wenigstens seine Nachsicht zu verdienen schien.

Im Jahre 1771 machte er der Kaiserin Katharina einen Besuch in Petersburg, wo eben der Plan, Polen zu theilen, zur Sprache kam. Ohne Auftrag beförderte er denselben und gewann die Zustimmung seines Bruders, des Königs.

In dem bayerschen Erbfolgekriege befehligte der Prinz ein Heer, welches im Juli 1778 nach Dresden marschirte, sich daselbst mit den Sachsen vereinigte und in Böhmen einfiel. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn zum Rückzug, und der Friede zu Teschen 1779 machte dem Krieg ein Ende.

1784 ging der Prinz nach Paris, unter dem Vorwande den glänzendsten Hof von Europa zu sehen, eigentlich aber, um eine Verbindung vorzuschlagen, welche die Vergrößerungs= Plane Oesterreichs einschränken möchte. Die Unentschlossenheit des Kabinets von Versailles vereitelte diesen Plan, der Prinz kehrte zurück, und der Tod des großen Königs veränderte die Gestalt der Dinge.

Als Friedrich Wilhelm II., sein Neffe, den Thron bestieg, fand Prinz Heinrich nicht mehr dieselbe Achtung und Anerkennung seiner Verdienste; er wurde von den Geschäften entfernt, und wollte sich nach Frankreich zurückziehen, als die innern Unruhen dieses Landes ihn daran verhinderten.

Die Undankbarkeit seines Neffen vergaß er zu Rheinsberg in dem Umgange mit Philosophen, Gelehrten und Künstlern.

Der Krieg, den Preussen gegen Frankreich unternahm, hatte nicht die Beistimmung des Prinzen, dessen Erfahrung jedoch nicht gehört wurde. Alt und hinfällig erwartete er in stiller Ruhe und heiterer Muße das Ende seines Lebens, das dem Glücke des Staates und allen geselligen Tugenden gewidmet gewesen. Er starb zu Rheinsberg den 3. August 1802 im 76. Jahre, nachdem Friedrich Wilhelm II. längst schon im Grabe moderte.

Leopold Joseph Maria,

Reichsgraf von Daun.

Kein österreichischer Heerführer zeichnete sich in dem siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen so rühmlich aus, als Graf von Daun.

Er war ein Sohn des Grafen Ulrich Philipp Lorenz von Daun, dem er im Jahre 1705 geboren wurde, und der ihn nach dem Hinsterben seiner andern Kinder mit doppelter Sorgfalt erziehen ließ. Sein Großvater und Oheim hatten dem kaiserlichen Hofe als Generalfeldmarschalle gedient; gleichen Ruhm erwarb sich sein Vater, dessen glänzendste Periode in den spanischen Erbfolgekrieg fällt. Leopold Joseph verdunkelte den Glanz seiner Vorfahrer.

Bei reiferen Jahren trat der junge Graf in den Malteserorden, und im Jahre 1736 wurde er kaiserlicher Kämmerer. Seine ersten Lorbeeren suchte er in dem Kriege wider die Türken 1737 bis 1739 zu erkämpfen, wo aber dem österreichischen Heere unter dem General von Seckendorf nicht viel Kränze blüheten. Doch die Fehler seiner Vorgesezten waren für seinen denkenden Geist nicht minder lehrreich, als es ihre Siege gewesen waren.

Schon ein Jahr nach der Beendigung dieses Krieges starb Kaiser Karl VI., und es begann der östreichische Erbfolgekrieg.

Vier Mächte hatten sich verbunden der Königin Maria Theresia, die väterlichen Erblande zu entreissen. Sie bemächtigten sich Schlesiens, der Hauptstadt von Böhmen, und eines Theils von Oesterreich. Es galt nun, sie wieder aus den Ländern zu vertreiben. General Khevenhüller eilte mit einem Heere Ungarn und italienischer Truppen herbei, und verjagte die Franzosen und Bayern glücklich aus dem Oesterreichischen, sogar aus ganz Bayern; Prinz Karl von Lothringen und Lobkowitz aber standen gegen die Preussen, die Italiener und Sachsen in Böhmen, drückten die Franzosen über die Moldau, und trieben sie bis über den Rhein zurück. Graf Daun, der in diesem Kriege als Feldmarschall-Lieutenannt diente, trug viel zur Wiedereinnahme Prags, zur Eroberung Bayerns und zur Verjagung der Franzosen bei. Durch seinen Uebergang über den Rhein, und seinen geschickten Rückzug über diesen Strom, erwarb er sich die Generalfeldzeugmeisterwürde, wozu auch seine Vermählung mit der Gräfin von Fux, einem Liebling der Königin Maria Theresia, viel beigetragen haben mag, und in diesem Posten blieb er bis zum siebenjährigen Kriege, der im Jahre 1756 ausbrach.

Daun wurde schon im zweiten Jahr desselben (1757) zum Feldmarschall erhoben, und machte alsbald durch den berühmten Sieg bei Kollin, den er über Friedrich den Großen davon trug, seiner neuen Würde Ehre. Die Preussen belagerten nämlich Prag, und Daun war aus Mähren herbeigeeilt, die Stadt zu entsetzen. Der König ging ihm mit einem Theil seines Heeres bis Kollin entgegen, wo er ihn sieben Mal auf den Hügeln angriff, auf welchen Daun sich mit seinem ganzen Heere verschanzt hatte, bis endlich eine gräßliche Niederlage allen fernern Versuchen Einhalt that. Friedrich mußte sich mit einem Verluste von 11,000 Mann zurückziehen, die Belagerung von Prag aufheben, und ganz Böhmen räumen. Zweimal war Daun in dieser Schlacht verwundet worden, und doch zu Pferde geblieben, bis die

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Feinde sich vom Schlachtfelde entfernt hatten den 18. Juni 1757.

Noch furchtbarer machte er sich das Jahr darauf seinen Feinden durch den Ueberfall bei Hochkirchen, wo Friedrich II. eine gefahrvolle Stellung, Daun gegenüber, genommen hatte. Der österreichische Feldherr wurde den Fehler des Feindes gewahr, und machte sogleich in der Stille der Nacht Anstalt, ihn zu benutzen. Die Preussen wurden umzingelt, und ihre Vorposten und Feldwachen überwältigt. Am 14. October um 5 Uhr Morgens, da noch kaum der Tag dämmerte, fingen die Kanonen an zu donnern, und die Preussen wurden von ihren eigenen Kugeln zerschmettert; denn schon hatte sich der Feind ihres Geschützes bemächtigt, und es zu ihrem Verderben benuzt. An allen Enden herrschte Unordnung. In Nacht und Nebel gehüllt, kannten sie noch nicht ganz die Größe der Gefahr, sie suchten sich zu sammeln und zu vertheidigen; als aber der Nebel fiel, sahen sie sich von allen Seiten umzingelt und angegriffen. Alle längere Gegenwehr war vergeblich; nach einem fünfstündigen Gefechte mußten sie dem Feinde ihr ganzes Lager, mit einem Verluste von 10,000 Mann, 101 Kanonen und den größten Theil ihrer Munition überlassen, und eine andere Stellung nehmen. — Der ruhmvolle Ausgang dieses Kampfes tröstete den Feldmarschall Daun über sein Unglück in der Schlacht bei Leuthen, die das Jahr vorher (5. Decbr. 1757) weniger durch seine eigene, als des allzuraschen Herzogs Karl von Lothringen Schuld, war verloren worden.

Das Jahr nach dem Ueberfall bei Hochkirchen gelang es dem Grafen, ein ganzes Korps Preussen unter dem General Fink bei Maxen gefangen zu nehmen. Ein sehr schmerzlicher Verlust für den König (21. Novbr. 1759).

Neue Lorbeeren schienen ihm in der blutigen Schlacht bei Torgau zu grünen (3. Nov. 1760). Auch hier hatte er

König Friedrich zum Gegner. Nach einem langen gräulichen Kampfe sahen sich endlich die Preussen genöthigt, zu weichen; ihr König war verwundet, und zu Tausenden lagen ihre Waffenbrüder auf dem Schlachtfelde. Schon erfüllte das Triumphgeschrei der Oesterreicher die Luft, schon waren Couriere mit der großen Siegesnachricht nach Wien abgefertigt worden, als der preussische General Ziethen noch einen verzweifelten Angriff auf die Höhen von Siptitz wagte, auf welchen die österreichischen Batterien angelegt waren, und sie erstürmte. Plötzlich wendete sich jezt der Sieg. Das Daunische Heer gerieth in Unordnung, die zurückweichenden Preussen kehrten um, fielen mit neuem Ungestüm über den bestürzten Feind her, und vollendeten seine Niederlage. Daun selbst wurde schwer verwundet. Der Verlust war groß.

Gleichwohl zürnte die Kaiserin nicht dem sonst so hoch verdienten Heerführer; im Gegentheil, sie fuhr ihm bei seiner Zurückkunft nach Wien, nach geendigtem Feldzuge entgegen, und begrüßte ihn mit den Worten: „Ich habe das Vergnügen haben wollen, die Erste zu seyn, Ihnen sowohl zu Ihrer Ankunft, als zu Ihren neu erworbenen Verdiensten Glück zu wünschen, und mich von dem Zustande Ihrer Gesundheit, die mir sehr viel Kummer macht, zu überzeugen.“

Dauns Wunde wurde wieder geheilt, und er lebte allgemein verehrt noch bis zum Jahre 1766; mit jener Schlacht schloß sich aber seine kriegerische Laufbahn, auf der er sich immer seines großen Gegners würdig gezeigt hatte. Nie wagte Daun leichtsinnig eine Schlacht; immer verfuhr er mit der größten Behutsamkeit, die bisweilen für Scheu ausgelegt wurde, den angebotenen Kampf zu bestehen; allein weder Feigheit, noch Unentschlossenheit, sondern die Würdigung der Talente, der Kriegserfahrenheit seines Feindes, und das Bewußtseyn seiner eigenen Verantwortlichkeit, bestimmte ihn, so zu handeln.

Die Kaiserin Maria Theresia verehrte in ihm den größten ihrer Heerführer, den Verbesserer ihres Fußvolks, den treuesten Rathgeber in jeder Verlegenheit des Kriegs. Er besaß ihre Gnade im höchsten Grade wohlverdient. Irren aber würde man sich, wenn man glaubte, er habe im Bewußtseyn eines so großen Ansehens Alles um sich her zittern gemacht; nein, er war vielmehr ein Biedermann, der Niemand schadete, gegen Niemand das Wohlwollen der Kaiserin mißbrauchte. Ganz Teutschland sah in ihm einen der größten Feldherren seiner Zeit, und einen der würdigsten und gefährlichsten Gegner Friedrichs des Großen.

Karl August,

Fürst von Hardenberg.

Karl August, Freiherr von Hardenberg, wurde am 31. Mai 1750 in Hanover geboren, nach Beendigung seiner Studien in Leipzig und Göttingen, trat er 1770 als Kammerrath in vaterländische Dienste. In dieser Eigenschaft hielt er sich längere Zeit in Wetzlar, Regensburg, Wien, Berlin auf, und erwarb sich noch mehrere nützliche und lebendige Kenntnisse auf seinen Reisen durch Frankreich, Holland und England. Reich an Erfahrungen wurde er nach seiner Zurückkunft, in seinem 28. Jahre, als geheimer Kammerrath angestellt, und einige Jahre später zum wirklichen geheimen Rath des Herzogs von Braunschweig ernannt.

Dieser Fürst sandte ihn 1786 mit dem bei ihm niedergelegten Testamente Friedrichs II. nach Berlin, wo er durch sein Benehmen und seine Talente eine so günstige Aufnahme fand, daß der Herzog sich seiner oft bediente, um seine Angelegenheiten am Berliner-Hofe zu betreiben. Schon im Jahre 1787 wurde Freiherr von Hardenberg Präsident des Braunschweigischen Kammeralcollegiums, und behielt diese Würde bis zum Jahre 1790, wo er, auf Empfehlung des preussischen Hofes, als Staatsminister in die Dienste des Markgrafen von Ansbach und Baireuth trat. Bald fand er hier Gelegenheit

dem Könige von Preussen die genossene Auszeichnung durch wichtige Dienste zu vergelten, und ihm neue Beweise seiner hohen Talente als Staatsmann zu geben.

Bekanntlich legte 1791 der Markgraf die Regierung nieder, worauf seine Länder mit den preussischen Staaten vereinigt wurden. Hardenberg ward nicht allein von der preussischen Regierung in der bisherigen Würde bestättigt, sondern auch zum geheimen Staats- und dirigierenden Minister ernannt, und nahm 1792, als der König von Preussen die Regierung daselbst antrat, die Huldigung im Namen desselben an. In der Folge machte die Verwaltung dieser Provinzen, wegen der auswärtigen Beziehungen, Verabredungen mit dem Cabinetsministerium nöthig, daher ernannte ihn der König zum Cabinetsminister.

Als hierauf der Krieg gegen Frankreich begonnen hatte, berief ihn der König ins Hauptquartier nach Frankfurt am Main, wo er den Winter hindurch für die Bedürfnisse des Heeres sorgen half. Dann wurde er zum k. Commissär in politischen Angelegenheiten ernannt, und blieb in dieser Eigenschaft das Jahr hindurch am Rhein. Im Anfange von 1795 sandte ihn der König nach Basel, wo er nach dem Tode des Grafen von Golz die Friedensunterhandlungen betrieb und am 5. April den Frieden zwischen Preussen und der französischen Republik abschloß, wofür er den schwarzen Adlerorden erhielt.

Hierauf kehrte Hardenberg nach Franken zurück. Er vereinfachte nicht allein die innere Einrichtung, sondern bemühte sich auch, vielfache Gränzstreitigkeiten mit den benachbarten teutschen Reichsständen auszugleichen. Nach dem Regierungsantritte Friedr. Wilhelm III. wurden das Justiz- und geistliche Fach der fränkischen Provinzen dem preussischen Justizministerium und Oberconsistorium untergeordnet, und das Finanzdepartement mit dem Generaldirectorium vereinigt. Der Minister blieb zwar Chef dieser Provinzen, ward aber nach

Berlin versezt, wo man ihm beim Cabinetsministerium die Leitung aller fränkischen, auswärtigen, Hoheits- und öffentlichen Angelegenheiten, so wie die Lehenssachen übertrug. Ausserdem wurde er nach dem Tode des Ministers von Werder (1800) Chef des magdeburg-halberstädtischen, und nach dem Ableben des Ministers von Heinitz Chef des westphälischen Departements, nebst dem von Neufchatel, und endlich für immer Curator der Kunst- und Bauakademie.

Der Berliner-Hof war um diese Zeit fast der Mittelpunkt aller Verhandlungen der europäischen Mächte unter des Grafen von Haugwitz Leitung geworden, der bekanntlich für Frankreich gestimmt war. Als aber dieser Minister die Erlaubniß erhielt, sich auf seine Güter zurückzuziehen, bewirkte Hardenberg, daß das preussische Cabinet eine überwiegende Neigung für England annahm. Dies bewog den Grafen Haugwitz seinen Abschied zu nehmen, worauf im August 1804 Hardenberg völlig an dessen Stelle trat. Das Bestreben des Ministers war damals, Preussen die Neutralität zu erhalten; erst als die französischen Truppen das ansbachische Gebiet verlezten, änderte er sein System. In einer Note vom 14. Oktober 1805 an den Marschall Duroc erklärte er sich über jenen Eingriff in das Völkerrecht eben so bündig als kräftig. Darauf ward die Convention von Potsdam zwischen Rußland und Preussen (3. November 1805) geschlossen, und man traf Rüstungen zum Kriege, dessen Ausbruch jedoch durch den Waffenstillstand von Austerlitz verhindert wurde. Auch versprach er dem englischen Minister am preussischen Hofe, Lord Harrowby am 22. Dezember, daß die englischen Truppen völlig sicher in Hanover stehen bleiben könnten, die dem Könige von Preussen, auf den Fall, daß er von Frankreich angegriffen würde, Beistand leisten sollten.

Unterdessen hatte Preussen den 15. Decembr. 1805 durch Haugwitz in Wien eine Convention mit Napoleon geschlossen, vermöge welcher seine Neutralität durch die vorläufige Besitz-

nahme Hanovers eine festere Grundlage erhalten sollte. Eine Folge dieser Uebereinkunft war, daß Hardenberg seine Stelle wieder an Haugwitz überließ und, entfernt vom Cabinet, durch anhaltende Thätigkeit in dem übrigen Theile seines Wirkungskreises, als Chef des magdeburgisch-halberstädtischen Departements zu wirken fortfuhr.

Allein unerwartete Ereignisse führten Preussen 1806 dennoch zum Kriege. Hardenberg wurde zu den Verhandlungen gezogen, die vor dem Ausbruche desselben zu Charlottenburg stattfanden, und machte einige Reisen in Aufträgen des Hofes; doch hatte er keinen Antheil am Ausbruche des Krieges, sondern lebte auf seinem Gute Tempelhof bei Berlin.

Nach dem 14. October begab er sich zu dem König und übernahm, da der General von Zastrow, der an Haugwitz's Stelle den auswärtigen Angelegenheiten vorstand, 1807 seine Entlassung begehrte, auf Kaiser Alexanders Wunsch das Portefeuille. Nach dem Frieden von Tilsit bat er um seine Entlassung, blieb eine Zeit lang an den Gränzen von Rußland und kehrte dann nach Tempelhof zurück, von wo ihn der König am 6. Juni 1810 zur Würde eines Staatskanzlers berief. Die Verdienste, die er sich als solcher um den Staat erwarb, wird die Nachwelt urparteiisch würdigen. In seinen äußern Verhältnissen suchte er Preussen seitdem möglichst eng mit Frankreich zu verbinden; allein er ergriff die entgegengesetzte Partei, als nach dem Rückzug des französischen Heeres aus Rußland 1813 ihm ein günstiger Zeitpunkt dazu gekommen zu sein schien.

Welche glückliche Folgen daraus für Preussen erwachsen sind, ist allgemein bekannt. Hardenberg unterzeichnete den Pariser-Frieden. Darauf erhob ihn sein König, zu Paris am 3. Juni 1814, in den Fürstenstand. Er begleitete die verbündeten Monarchen nach London, nahm am Congreß in Wien einen wesentlichen Antheil und wirkte mit zu den Verträgen in Paris 1815.

Hardenberg war ein Staatsmann von glänzenden Talenten und großen Eigenschaften, der eine hohe Idee zu fassen und auszuführen wußte, und ohne Privatrücksichten das Beste des Monarchen redlich wollte, der ihn seines Vertrauens gewürdigt hatte. Seine Ernennung zum Präsidenten des neuerrichteten Staatsraths, seine Sendung in das Großherzogthum Niederrhein 1817, seine Theilnahme an dem Congreß in Aachen 1818, in Karlsbad 1819, in Wien 1820, so wie die Feststellung des neuen preussischen Abgabensystems vom 30. Mai 1820 und die Organisation des Staatsarchivwesens, gehören ebenfalls in die Geschichte seiner Staatsverwaltung. Die Entwerfung einer ständischen Verfassung für die preussische Monarchie konnte er nicht vollenden. In den letzten Jahren nahm er, nebst dem Staatsminister Grafen Bernstorff, an den Congressen zu Troppau, Laibach und Verona Theil. Von Verona aus machte er eine Reise durch Norditalien, wurde in Pavia krank und starb in Genua den 27. November 1822 an einer Lungenentzündung.

Die Verdienste dieses großen Staatsmannes um die Monarchie anerkennend, ließ der König an dessen Sterbetage 1824 die Büste desselben in dem Versammlungssaale des Staatsraths aufstellen. Als Dotation hatte er ihm schon im November 1814 die ehemalige Commenthurei Lietzen und das Amt Quilitz, mit dem Namen Neuhardenberg, verliehen.

Fürst Hardenberg hatte von 1807—10 Memoiren über seine Zeit, von 1801 bis zum Frieden von Tilsit, geschrieben und das Manuskript vor seinem Tode dem Staatsrath Schöll anvertraut. Der König hat dasselbe mit dem königlichen Wappen versiegelt, in dem Staatsarchive niedergelegt, und verboten, es vor 1850 zu eröffnen.

Im Jahre 1824 errichtete Graf de la Rivallière aus Paris dem Fürsten in der Dorotheenkirche zu Berlin ein Denkmal mit der Büste Hardenbergs von Wichmann.

Wenzel Anton,

Fürst von Kaunitz,

kaiserl. königl. Staats- und Conferenzminister.

Wenzel Anton, Fürst von Kaunitz, Graf zu Riedberg, Ritter des goldenen Vließes, des heil. Stephansordens Großkreuz, k. k. Staats- und Conferenzminister, geheimer Hof- und Staatskanzler, stammt aus einem altgräflichen Hause, dessen Stammhaus die Herrschaft Kaunitz in Mähren, 2 Meilen von Brünn, ist. Sein Großvater Andreas Dominik Graf von Kaunitz ꝛc., geboren zu Wien 1655, war k. k. erster Bothschafter bei der Friedensversammlung zu Ryswick und starb 1705. Dessen Sohn, Maximilian Ulrich, geboren 1679, Gesandter am römischen Hofe und an einigen Kreisen des teutschen Reiches; endlich Landeshauptmann in Mähren und Reichshofrath, starb den 10. September 1746. Durch die Heirath mit einer gebornen Erbgräfin von Ostfriesland und Riedberg brachte er die Grafschaft gleichen Namens an die Familie Kaunitz, hatte aber darüber langwierige Prozesse mit dem Könige von Preussen, als Nachfolger in der Grafschaft Ostfriesland. Aus dieser Ehe entsprangen 19 Kinder, unter welchen Wenzel Anton, der fünfte Sohn, geboren zu Wien 1711, unter seinen Brüdern der jüngste war; er wurde daher dem geistlichen Stande gewidmet und mit einer Domherrnstelle zu Münster bekleidet.

Als aber seine Brüder theils im Felde, theils auf dem Krankenbette gestorben waren, und er dadurch der einzige Stammhalter seines Hauses wurde, verließ er den geistlichen Stand und widmete sich den Staatsgeschäften. Seine geistigen Fähigkeiten, unterstüzt durch einen schönen und starken Körperbau und große Gewandtheit in allen Gattungen von Leibesübungen, entwickelten sich nach Wunsch. Er studierte Anfangs zu Wien, hierauf zu Leipzig und auch einige Zeit zu Leyden.

Im Jahre 1732 trat er seine Reisen nach England, Frankreich und Italien an, und 1735 ernannte ihn Kaiser Karl VI. zum Reichshofrath und nicht lange darauf zum zweiten kaiserlichen Commissarius am Reichstage zu Regensburg.

Als nach dem Tode dieses Kaisers 1740 sein Amt dadurch aufhörte, begab er sich auf seine Güter in Mähren. Nach dem Regierungsantritte der Königin Maria Theresia eröffneten sich ihm glänzende Aussichten. Er wurde 1741 nach Rom an den Pabst Benedict XIV. und von da nach Florenz geschickt, und er entledigte sich seiner geheimen Aufträge zum Beifalle der gegenseitigen Parteien.

Am Ende 1742 ging er als Gesandter nach Turin, um das Vertheidigungsbündniß zwischen Oesterreich und Sardinien gegen die bourbonischen Höfe desto enger zu knüpfen, welcher Verbindung auch endlich England beitrat.

Die Art wie er diese verschiedenen Aufträge ausgeführt hatte, erregte eine solche Meinung von seinen Ministertalenten, daß man ihm bald noch wichtigere Geschäfte anvertraute. Er wurde 1744 zum österreichischen Minister am Hofe Herzogs Karl von Lothringen, des Generalgouverneurs der österreichischen Niederlande, ernannt. Da kurz darauf die Gemahlin desselben, Erzherzogin Maria Anna, starb, so übernahm er, in Abwesenheit des Herzogs, die einstweilige Regierung der öster-

reichischen Niederlande, welche damals um so bedenklicher zu führen war, als Frankreich schon den Krieg erklärt hatte, und die Niederlande den französischen Einfällen am ersten ausgesezt waren. Im Februar 1745 ward er zum wirklichen bevollmächtigten Minister daselbst ernannt, und verwaltete diesen schwierigen Posten zur Zufriedenheit der Niederländer, bis die französischen Waffen vordrangen.

Als sich im Februar 1746 Brüssel den Franzosen ergeben mußte, erhielt Kaunitz für das Gouvernement und die wenigen österreichischen Truppen eine besondere Kapitulation, welche ihnen freien Abzug nach Antwerpen gewährte, von wo er, als auch diese Stadt sich den Franzosen ergeben mußte, nach Aachen ging. Hier bat er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, die Kaiserin um seine Entlassung.

Kaum nach Wien zurückgekehrt, erschien Kaunitz schon wieder als k. k. Gesandter bei dem Friedenscongresse zu Aachen. Bekanntlich wurde die Unterhandlung daselbst nur zwischen den Bevollmächtigten von Frankreich, England und Holland gepflogen, und so eifrig betrieben, daß die übrigen Minister, und auch Kaunitz, ausgeschlossen wurden. Lezterer protestirte daher gegen die Präliminarien und trat denselben später als die übrigen Minister bei.

In dieser ganzen Unterhandlung erwarb er sich durch seine Geschicklichkeit und Offenheit die Achtung der verschiedenen Gesandten, uud legte den Grund zu seinem großen Ruhme als Diplomat.

Nach dem Aachner-Frieden wurde Kaunitz zum wirklichen k. k. Conferenz- und Staatsminister ernannt und 1749 mit dem Orden des goldnen Vließes belohnt.

Dann legte er als Gesandter am französischen Hofe 1750 — 1752 durch sein kluges, gewinnendes Benehmen den Grund zur Aussöhnung des österreichischen und französischen Hofes, wodurch er das Bündniß von 1756 vorbereitete.

Im Jahre 1753 zum Hof- und Staatskanzler und überdies 1756 zum niederländischen und italienischen Kanzler ernannt, leitete Kaunitz nicht nur alle auswärtigen Staatsangelegenheiten Oesterreichs unter Maria Theresia, sondern hatte auch auf die innere Verwaltung den größten Einfluß.

1764 wurde er vom Kaiser Franz I. mit seinen männlichen Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt in den Reichsfürstenstand erhoben. So lange Maria Theresia lebte, war das Vertrauen dieser Monarchin zu Kaunitz unbegränzt. Als aber Kaiser Joseph allein regierte, ehrte er zwar den Minister mit allen äußerlichen Zeichen der Achtung, befolgte jedoch nicht immer dessen Rathschläge. Die mißlungenen Versuche, die Schelde zu eröffnen und Bayern einzutauschen, so wie der unglückliche Krieg mit den Türken, waren davon die Folgen. Noch schwächer ward Kaunitz's Einfluß unter Leopolds II. Regierung. Das hohe Alter und die Abnahme seiner Kräfte bewogen ihn endlich, beim Antritte der Regierung Franz II. die Würde als Hof- und Staatskanzler niederzulegen.

Kaunitz hatte einen ausgebildeten Verstand. Seine Beurtheilung war langsam, aber desto reifer, und daher seine endliche Entscheidung fast immer richtig. Voltaire war sein Lieblingsschriftsteller, und Rousseau, der einige Wochen lang sein Privatsecretair in Paris gewesen war, wurde sehr von ihm geschätzt. Die dramatische Literatur der Franzosen liebte er leidenschaftlich; weniger kannte er die teutsche Literatur, obgleich er derselben, nachdem Wieland aufgetreten war, viel Aufmerksamkeit schenkte.

Der teutschen Sprache war er kundig; in der französischen lebte er. Er sprach auch italienisch; das Lateinische las und verstand er; in seiner Jugend war ihm die englische Sprache nicht fremd gewesen. Die große Encyklopädie wurde fleißig von ihm gebraucht, um daraus für seine gesellschaftliche Unterhaltung Stoff zu holen und um einen Faden zu haben, dem er seine und seiner Freunde Ideen anreihen konnte. Er

schuf in der Lombardei und in den Niederlanden Akademien. Fremde Gelehrte fanden bei ihm Zutritt. Er brachte den verdienstvollen Geschichtschreiber der Teutschen, den würzburgischen Hofrath Schmidt, nach Wien. Noch entschiedener war seine Neigung für die Kunst und für die Künstler von seiner Lebensart. Die vortrefflich eingerichtete Kunstschule zu Wien ist fast ganz seine Schöpfung. Er trug viel dazu bei, daß der Kupferstecher Schmuzer durch Wille in Paris gebildet und nach seiner Zurückkunft der Stifter und Director einer Lehrschule der Kupferstecherkunst wurde, aus welcher so viele schätzbare Künstler hervorgegangen sind. Mit Mechel aus Basel, der zu Wien die Bildergallerie ordnete, besonders aber mit dem Historienmaler Casanova, lebte Kaunitz, bei ihrem Aufenthalte in Wien, in einem täglichen, fast vertrauten Umgange.

Kaunitz war in seinen jungen Jahren ein schöner Mann, und hatte eine von jenen Physiognomien, die Ehrfurcht einflößen. Unter seinen moralischen Eigenschaften rühmt man von ihm Treue und Redlichkeit. Vornehm und trocken war er oft gegen Fremde von seinem Stande, dagegen gütig und herablassend gegen Niedere, ernst aber gegen Alle, und immer, besonders in Anwandlungen von Unmuth, kurz und derb. Es erinnert sich Niemand, ihn, besonders in seiner spätern Zeit, lachen gesehen zu haben. Nie hat wohl ein Minister an irgend einem Hofe ein größeres Vertrauen auf längere Zeit genossen, als Kaunitz an dem seinigen. Dies Vertrauen war auf die vollkommenste Ueberzeugung von seiner Rechtschaffenheit und seinen Einsichten gegründet. Unter Josephs II. Regierung kam er nicht mehr nach Hofe, sondern der Kaiser ging, wenn er ihn sprechen wollte, zu ihm, und dies geschah sehr oft. An den kirchlichen Reformen Josephs nahm Kaunitz den thätigsten Antheil. Zu Rom war man sogar überzeugt, daß sie alle von ihm allein ausgingen; deßwegen wurde er in der Ministerialcorrespondenz nie anders als il ministro eretico (der ketzerische Minister) genannt.

Als der Pabst in Wien war, reichte er dem Fürsten, aus einem Uebermaaße von Politik nicht den Rücken der Hand, sondern das Innere derselben zum Küssen dar, welches ehemals für die größte Gnadenbezeigung galt. Der Fürst that aber, als ob er nichts von dieser Etiquette verstände, und drückte die ihm von dem Pabste dargebotene Hand nach altteutscher Sitte.

Er starb am 27. Juni 1794 an Entkräftung, mit dem Nachruhme eines vielerfahrenen hochverdienten Ministers und dem noch schönern eines edeln Menschen.

Johann Joachim
Winkelmann,
Teutschlands berühmtester Alterthumsforscher.

Winkelmann war der Sohn eines Schuhmachers zu Stendal in der Altmark, wo er am 9. December 1717 geboren wurde. Auch die äusserste Dürftigkeit konnte seine früh erwachte Neigung zum Studieren nicht unterdrücken. Er besuchte die Schule seines Geburtsorts, deren würdiger Rector ihn bald lieb gewann und zu sich ins Haus nahm; und als dieser alte Lehrer blind geworden, war Winkelmann sein Führer und Vorleser und genoß dafür seine belehrende Unterhaltung.

Mit einem guten Grunde im Griechischen und Lateinischen ging er 1735 nach Berlin auf das kölnische Gymnasium, und wanderte von dort nach Hamburg, um aus der berühmten Fabricius Bibliothek einige alte Classiker zu erstehen, wozu er sich das Geld unterwegs bei Pfarrern und Gutsbesitzern erbat. Zu Ostern 1738 bezog er die Universität Halle, lebte während seines 2jährigen Aufenthalts daselbst von einem kleinen Stipendium und von Unterstützungen, und da ihn das Studium der alten Literatur und schönen Wissenschaften mehr anzog als die Theologie, so vernachläßigte er die Colegien, besuchte aber desto fleißiger die Bibliotheken und beschäftigte sich

Joh. Winkelmann.

mit den Alten. So trieb er es auch in Jena, wo er ein Jahr zubrachte, und Italienisch und Englisch lernte. 1742 ging er als Hauslehrer zu dem Oberamtmann Lamprecht zu Heimersleben bei Halberstadt. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit Geschichtsstudien.

1743 wurde er Conrector an der Schule zu Seehausen in der Altmark. Fünf Jahre behielt er dieses kleine Schulamt, und sezte seine Lieblingsstudien fleißig fort. Da er aber hier nicht weiter kommen konnte, so schrieb er an den kursächsischen Minister Graf Bunau, und trug sich ihm als Bibliothekar an. Allein der Graf hatte schon einen Bibliothekar, doch erbot er sich, ihn als Bibliothekssekretair anzunehmen, und ihm jährlich 80 Thaler Gehalt zu geben. Winkelmann, dem es nicht um Geldgewinn, sondern um Befriedigung seiner Wißbegierde, und Erweiterung seiner Kenntnisse zu thun war, ging ohne Bedenken den Antrag ein, und trat im Jahr 1748 seinen neuen Posten auf dem Gute des Grafen zu Nöthenitz bei Dresden an. Bald erwarb er sich durch den Eifer, womit er die schon berühmte Bibliothek in Ordnung brachte und vermehrte, die ganze Gunst seines Gebieters.

Die Nähe von Dresden und der Umgang mit berühmten Kunstfreunden und Künstlern, mit denen er dort in Bekanntschaft kam, machte seinen eigenen Kunstsinn rege. Besonders viel verdankte er Männern wie Lippert, dem Sammler alter geschnittener Steine, und Oeser, dem trefflichen Maler. Durch sie lernte er die verschiedenen Kunstschulen, den Charakter der Künstler, und die verschiedenen Manieren kennen. —

Sein höchster Wunsch war nun, eine Reise nach Rom zu machen, und dort seinen Forschungsgeist, der so gern in das Alterthum zurückschwebte, an Gegenständen der schönen Künste zu üben. Der päpstliche Nuntius am Dresdener Hofe, Archinto, versprach ihm reichliche Unterstützung, unter der Bedingung, daß Winkelmann die Religion ändern sollte;

als aber die Bedingung erfüllt war, blieb die Unterstützung aus. Dafür hatte er von dem Hofe zu Dresden eine Pension von 200 Thalern erhalten, womit er vergnügt die weite Reise antrat. Noch vor seinem Abgang von Dresden gab er eine mit Beifall aufgenommene Schrift, über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke heraus.

Zu Rom war Winkelmann an den berühmten Maler Raphael Mengs empfohlen, mit dem er bald in freundliche Verhältnisse kam. Er wurde mehreren kunstliebenden Cardinälen, die ihn in seinen Forschungen ermunterten, und sogar dem Papste selbst vorgestellt, der ihn gnädig aufnahm.

Mit rastlosem Eifer widmete sich nunmehr Winkelmann dem Studium der Kunstalterthümer, und sein unermüdeter Fleiß führte ihn täglich auf neue Beobachtungen. Er hatte einen regen Sinn für Schönheit und Kunst mitgebracht; hier in Rom fand derselbe reichliche Nahrung, und bei der einfachsten und mäßigsten Kost, selbst bei Entbehrung fast aller Bequemlichkeiten, fühlte sich doch Niemand glücklicher, als er. Winkelmann lebte unabhängig und war ganz Herr seiner Zeit; allein die gewöhnlichen Tagsstunden genügten seiner Arbeitsamkeit nicht; er nahm auch die Nacht zu Hülfe, und legte sich öfters gar nicht zu Bette, sondern schlief nur einige Stunden auf einem Ruhestuhl, und sprang wieder auf, so bald der Tag dämmerte. Seine meiste Zeit widmete er der Betrachtung und Untersuchung der Meisterstücke im Vatican, und suchte an denselben seine Kunstbegriffe zu erweitern und zu verfeinern, seinen Geschmack zu verbessern und zu sichern. So schwebten nun bald diese vollendeten Werke seinem Geiste wie Ideale vor, an denen er sich die Grundsätze abzog, nach welchen er den Werth anderer Kunstwerke beurtheilte.

Im Jahre 1758 machte er eine Reise nach Neapel, wo ihm die Alterthümer von Herkulanum und Pompei reichen Stoff zu Bemerkungen gaben. Bald darauf folgte er einer Einladung nach Florenz, wo er die kostbare Sammlung alter geschnit-

tener Steine des Grafen von Stosch beschrieb. Von da kehrte er nach 9 Monaten nach Rom zurück, machte im Jahre 1762 mit dem Grafen Brühl noch eine Reise nach Neapel, und wurde das Jahr darauf zum Oberaufseher aller Alterthümer von Rom mit einem monatlichen Einkommen von 17 bis 20 Thalern ernannt.

Winkelmann arbeitete nun mit Begeisterung fort, und gab mehrere Werke heraus, unter welchen seine Geschichte des Alterthums schon allein hinreichend war, ihm einen unsterblichen Namen zu machen. Er sezte die Epochen derselben fest, führte die Beurtheilung der alten Kunstwerke auf gewisse Grundsätze zurück, stieß viele alte Vorurtheile über den Haufen, und erklärte eine Menge Werke des Alterthums mit Hülfe seiner trefflichen historischen und mythologischen Kenntnisse, und seiner langen Kunsterfahrung. In seinen Monumenti antichi inediti schildert er mit Entzücken die schätzbaren Ueberreste der Kunstwerke Griechenlands und Roms. Defters ließ er sich aber hier von seiner Begeisterung blenden, und über die Gränzen einer strengen Kritik hinausführen. In den sonst trefflichen Werken dieses Alterthumsforschers äußert sich auch auf eine unangenehme Art sein Mangel an historischen Hülfsmitteln durch eine Menge Fehler wider die Zeitrechnung und den wahren Verlauf der Geschichte.

Glücklich bei einem geringen Einkommen, verweilte Winkelmann in Rom bis zu dem Jahre 1768. Um jene Zeit sollte seine Geschichte der Kunst zu Berlin in einer französischen Uebersetzung erscheinen. Um dieser und noch anderer Ursachen willen unternahm er in Begleitung des Bildhauers Cavaceppi eine Reise nach Teutschland. Aber noch ehe er Regensburg erreichte, wurde er von einer solchen Sehnsucht nach Italien befallen, daß er kurz entschlossen, über Wien wieder dahin zurückkehrte. In der großen Kaiserstadt wurde er von dem Staatsminister von Kaunitz mit Auszeichnung aufgenommen, und zu Schönbrunn der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt, die sich huldvoll mit ihm unterhielt und ihn reichlich beschenkte.

Nun sezte er seine Reise nach Triest fort, wo er im Juni 1768 wohlbehalten anlangte. Unterwegs hatte sich aber ein Italiener, Namens Archangeli, ein abgefäumter Bösewicht, zu ihm gesellt, und durch erheuchelte Kunstliebe sein Vertrauen zu gewinnen gewußt. Dieser Mensch war zu Wien grober Verbrechen wegen zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und des Landes verwiesen worden. Archangeli übernahm die Besorgung der Reiseangelegenheiten, während Winkelmann im Gasthofe blieb. Am 8. Juni zwischen 1 und 2 Uhr saß er schreibend am Tische, als der Italiener in sein Zimmer trat, um ihm seine plötzliche Abreise anzuzeigen und Abschied zu nehmen. Er bat ihm zuvor noch ein Mal die goldene Medaillen zu zeigen; aber während Winkelmann vor dem Koffer kniend, sie hervorlangen wollte, warf jener ihm eine Schlinge um den Hals, und da es ihm nicht gelingen wollte, ihn zu erdrosseln, versezte er ihm fünf Stiche in den Unterleib, worauf er, ohne Etwas mitzunehmen, entsprang. Winkelmann verschied wenige Stunden darauf, nachdem er sein Testament gemacht und den Cardinal Albani zum Universalerben eingesezt hatte.

Seine Handschrift zur zweiten Ausgabe der „Geschichte der Kunst," die er bei sich führte, kam in den Besitz der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste in Wien; seine übrigen Papiere kamen in die Bibliothek des Hauses Albani; 1799 führten sie die Franzosen nach Paris, von wo sie jedoch wahrscheinlich zurückgekehrt sind.

Winkelmanns Geist ist in seinen Schriften ausgeprägt, die eben so schätzbar durch gehaltvollen Inhalt als körnigen, einfachen Ausdruck sind. Ihr unvergängliches Verdienst besteht darin, daß sie zuerst die Grundsätze der Kunst aufstellen und die Werke derselben nach ihrem wahren, durch jene Grundsätze bedingten Wesen und ihrem Zusammenhange unter einander darstellen. Rosette hat ihm in Triest 1820 ein Denkmal errichtet.

Ritter Christ. von Glück.

Dieser Tondichter, dem die lyrische Scene ihren Glanz und ihre dramatische Vervollkommnung verdankt, stammt von einer angesehenen Familie in der Oberpfalz, wo er auf dem Dorfe Weissenwangen an der böhmischen Gränze 1714 geboren wurde. Sein Vater war Jägermeister beim Fürsten Lobkowitz.

Von Jugend an widmete er sich der Musik, und zeigte bedeutende Anlagen; aber erst seit seinem 40. Jahre ließ er seine unsterblichen Meisterwerke ans Licht treten.

Glück studierte in Prag die Anfangsgründe der Musik und sang im Chore mit, und bald spielte er mehrere Instrumente trefflich, besonders behandelte er das Violoncell mit großer Feinheit und Fertigkeit. In der Folge reisete er nach Italien, und studierte dort die Composition unter San-Martini, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß er bald zu Mailand mit einer von ihm selbst gesezten Oper „Artaxerxes“ auftreten konnte. Das Publikum hatte aber so wenig Zutrauen zu der Arbeit eines Jünglings von seinen Jahren, daß es schwer zu bewegen war, das Stück aufführen zu lassen. Freudig sah es sich aber durch ein Meisterwerk überrascht, das schon jezt den künftigen großen Künstler verkündete.

Glück's Ruhm war nun gegründet. Er blieb aber nicht in Mailand, sondern ging nach Venedig, wo er zuerst mit gleichem Beifall seinen „Demetrius“ aufführen ließ. Von nun

an glänzten Glück's Opern auf allen großen Schaubühnen Italiens, zu Rom, Neapel, Mailand, Parma u. s. w. und erhielten sich lange in ihrem Ansehen.

Im Jahre 1745 reisete er nach England, trat dort mit seiner neuesten Oper: „der Sturz der Giganten“ auf, und gab noch mehr andere Werke heraus. Hier hatte der Umgang des Dr. Arne und dessen Frau, einer trefflichen Opernsängerin, großen Einfluß auf die Einfachheit seiner Produktionen.

Die bisher berührte Periode war in Hinsicht der Menge seiner Produktionen die fruchtbarste. In dem Zeitraume von 18 Jahren, schrieb er an 45 Opern, in allen aber zeigte sich noch nicht die Größe und Tiefe, die der Dichter der Töne in seinen spätern Werken entwickeln sollte. Von nun an nahm er sich vor, sich von dem italienischen Opernschlendrian loszumachen, und nach einem eigenen Systeme zu arbeiten. In den italienischen Opern ist nämlich die Musik Alles, das Drama selbst aber Nichts. Nach Glück's Ansichten sollte aber Beides gleich interessant sein, und sich einander unterstützen und heben, so daß aus dieser Vollkommenheit beider vereinigter Theile die Vollkommenheit des Ganzen hervorgehen möchte. Daher wollte er vor allen Dingen die Musik vereinfachen, und die unnützen Läufe und Passagen, die zu nichts dienen, als die Handlung aufzuhalten, und die Kunst des Sängers bis zur Ermüdung der Zuhörer geltend zu machen, weglassen.

Mit diesen Gedanken ging er nach seiner Rückkehr aus England nach Wien, wohin ihm der Ruhm seines Namens vorausgeeilt war, und wo er als kaiserlich-königlicher Hof- und Theaterkapellmeister angestellt wurde. Hier gab er seine Opern: Helena, Paris, Orpheus, und ließ in allen sein großes, unerschöpfliches Genie bewundern. Mit Bewilligung Kaisers Franz I., der ihm täglich neue Beweise seiner Gnade und seines Wohlwollens gab, machte er von hier aus Reisen nach Italien und Frankreich. Auf einer dieser Reisen wurde er zu Rom von dem Papste zum Ritter des goldenen Sporns ernannt.

Zu Wien wohnte er in einem angenehmen Gartensaale, wo er Klopstock's Hermannsschlacht und mehrere Oden dieses großen Dichters, auch einige geistliche Lieder von Gellert in Musik sezte.

Bis jezt hatte es ihm an einem Drama gefehlt, an dem er sein neues Opernsystem ganz nach Wunsch hätte in Anwendung bringen können; nun aber erhielt er von einem Dichter, Bailli de Roulet, Raçine's Iphigenia, die derselbe in die Form einer Oper umgegossen hatte, mit dem Antrag, sie für das französische Theater in Musik zu setzen; dies war im Jahre 1772. Dieser Text war ganz nach Glück's Sinn. Er hatte nun fast keinen andern Gedanken mehr, als seine Iphigenia, und ließ darüber alles Uebrige liegen. Die ganze Kraft seines Genies, und alle Liebe zur Kunst, wurde aufgebothen, hier durch ein Meisterwerk seinem neuen System allgemeinen Eingang zu verschaffen, und seinen Ruhm zu verewigen. — Zwei Jahre lang beschäftigte er sich mit dieser Arbeit; endlich schrieb er nach Paris, sie sei fertig, und nun erfolgte sogleich eine Einladung an ihn selbst, so bald als möglich zu kommen, und die neue Oper aufführen zu lassen. Dies ging aber so schnell nicht, denn von der ganzen Musik stand auch noch nicht eine Note auf dem Papier. Nur in seinem Kopfe war sie fertig, denn die Gewohnheit dieses großen Komponisten war, Alles, was er dichtete, durch das Gedächtniß fest zu halten, und daran so lange zu ändern und zu verbessern, bis es ihm nach allen Theilen vollkommen genügte.

Endlich trat er die Reise an. Aber es warteten seiner zu Paris mächtige Kabalen, denn die Freunde der alten französischen Musik hatten sich verschworen, das Werk des teutschen Meisters gar nicht zur Aufführung kommen zu lassen. Glück aber, beschüzt durch die Königin Marie Antoinette, deren Musiklehrer am Wiener Hof er gewesen war, drang endlich durch, und so wurde denn im Jahre 1774 seine Iphi-

genia auf dem großen französischen Theater zum ersten Male mit rauschendem Beifall gegeben.

Die französische Musik des Lulli und Rameau, die schon durch Philidor, Monsigni und Gretry von dem komischen Theater verdrängt worden war, sah man nun ganz gestürzt, und Glück wurde von jezt an der Abgott der Nation, die nicht satt werden konnte, seinen Opern zuzuströmen. Mit nicht viel geringerem Beifall gab er noch mehr andere, wie Alceste, Armida, Iphigenia in Tauris, Echo und Narcissus ꝛc. Seine erste Iphigenia (in Aulis) wurde am 17. Mai 1782, zum hundert und fünf und siebzigsten Male aufgeführt, und sein Orpheus neun und vierzig Mal nach einander gegeben. Eine einzige Vorstellung der Iphigenia brachte einmal der Kasse eine Einnahme von 15,125 Livres. Die Bühne in Bologna nahm mit seinem Orpheus in einem Winter 900,000 Lire ein.

Ehre, Auszeichnung, Ruhm und Gold in Haufen, lohnten Glück's Verdienste. Sein Brustbild wurde neben den Büsten der beiden großen französischen Tonkünstler Lulli und Rameau und des Operndichters Quinault aufgestellt. Außer einer bedeutenden Summe als Honorar bei jedem seiner Werke erhielt er auch eine jährliche Rente von 6000 Franken. Es wurde Alles aufgeboten, und kein Aufwand gescheut, ihn zu bewegen, in Paris zu bleiben; allein Kaiser Franz wußte ihn dem Vaterlande zu erhalten, und so kehrte der verdienstvolle Künstler im Jahre 1787 nach Wien zurück. Hier empfing er unter andern Ehrenbezeigungen auch einen Besuch von dem russischen Großfürsten, nachherigen Kaiser Paul und seiner Gemahlin.

Noch in diesem Jahre seiner Rückkehr aus Frankreich, am 17. November starb Glück, an einem Schlagflusse, und hinterließ ein Vermögen von mehr als 300,000 Gulden. Ein Jahr nach Glück's Tode ward auf Befehl Ludwigs XVI. die

auf Subscription von Houdon in Marmor verfertigte Büste des großen Tonsetzers im Foyer des Operntheaters aufgestellt.

In Betreff einer ächt dramatischen Durchführung der Musik steht Glück unerreicht in seiner Kunst da, und die Tiefe und Wahrheit des Ausdrucks, welchen er sowohl in die erschütterndsten als in die sanftesten Scenen, ohne alle vulgaire Verzierungen von Cadenzen, Trillern, Läufen u. dgl. zu legen wußte, läßt sich nicht mit Worten darlegen. Glück verwarf jede Operndichtung, die sich nicht durch Wahrheit der Natur und Aufwallung der Affecten auszeichnete; wo er aber diese fand, da unterstüzte er den Dichter, und erhob den Ausdruck durch seine Töne zu der vollsten und lebendigsten Kraft. Das Dedicationsschreiben, mit welchem er seinen „Alceste“ dem Großherzog Leopold von Toscana übergab, spricht seine trefflichen Ansichten über die dramatische Musik einfach aus.

Christoph Martin Wieland.

Wieland, einer der größten, fruchtbarsten, phantasiereichsten, gefälligsten teutschen Dichter, war der Sohn eines gelehrten und sehr achtungswürdigen Predigers in der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Biberach. Hier wurde er am 5. September 1733 geboren und von seinen Eltern auf das sorgfältigste erzogen. Bei dem fähigen Kopfe des Knaben schlug der Unterricht trefflich an. Schon in seinem 7. Jahre las und verstand er den Cornelius Nepos, und in dem 13. ergözte er sich bereits an Virgil und Horaz. Er besuchte die Stadtschule und beschäftigte sich auch mit der griechischen und hebräischen Sprache. Dabei regte sich schon früh sein Dichtgeist, und zwar nicht nur in kleinen Gedichten, sondern auch in einem großen Heldengedichte, wozu er schon vor seinem 14. Jahre wenigstens den Plan entwarf, und worin er die Stadt Jerusalem besingen wollte. Bereits hatte sich in seinem Innern eine eigne Welt für ihn aufgethan, in welcher er mehr lebte, als in der Außenwelt.

Zu jener Zeit stand die Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg in einem verdienten Rufe. Der junge Wieland bezog sie daher in seinem 14. Jahre, und sezte daselbst mit großem

Eifer das Studium der Alten fort, in deren Geist er immer tiefer eindrang. Xenophon wurde sein Lieblingsschriftsteller unter den Griechen, Cicero durch seine kleinen philosophischen Werke, unter den Römern. Von den Neuern las er mit besonderer Vorliebe Steele's und Addison's Schriften, obgleich nur in einer mittelmäßigen Uebersetzung, auch Voltaire's und des Marquis d'Argen's Werke. Des Engländers Schaftesbury Geist schien in genauer Verwandtschaft mit dem seinigen zu stehen, darum hatten die Schriften dieses Mannes auch so großen Einfluß auf seine Entwickelung: der heitere Sinn, wodurch sich Wielands Schriften auszeichnen, sein spielender Witz, sein ächter Humor scheinen meistens von dem Britten auf ihn übergangen zu seyn.

Nach zwei trefflich angewandten Jahren verließ Wieland wieder Klosterbergen, und hielt sich 18 Monate bei einem Verwandten in Erfurt auf, von wo er 1750 in seine Vaterstadt zurückkehrte.

Hier lernte er jezt ein sehr vorzügliches Mädchen, Sophie von Guttermann, nachherige Madame de la Roche, kennen, und machte sie, unwillkührlich gefesselt von der Schönheit ihrer Person und den Eigenschaften ihres Geistes und Herzens, zum Gegenstande seiner ersten Liebe, seiner Gedanken, seiner Gedichte. Ihm war aber nicht vergönnt, lange um sie zu weilen, denn noch dasselbe Jahr mußte er die Universität Tübingen beziehen, wo er sich der Rechtswissenschaft widmen sollte.

Reicher an Kenntnissen, schon bei seiner Ankunft, als Andere bei ihrem Abgang von der hohen Schule, arbeitete er immer mehr an der Erweiterung derselben; doch beschäftigte er sich weniger mit dem Studium der Rechte, als mit den schönen Wissenschaften, die seiner Neigung weit mehr zusagten. Er las sehr viel, machte sich mit den neuesten Erscheinungen

in der Literatur bekannt, und bereicherte sein Gedächtniß und seine Phantasie mit einer Fülle von Bildern. Aber nicht nur von aussen nahm er Nahrung für Kopf und Herz in sich auf; er ließ auch seinen schöpferischen Geist wirken, und den gesammelten Stoff verarbeiten.

So schrieb er poetisch-philosophische Episteln an die Geliebte, und noch andere Gedichte mehr. Unter Allem, was er um jene Zeit las, machte nichts auf ihn einen so tiefen Eindruck, als Klopstock's Messiade und die Elegien dieses Dichters, die sein zart empfindendes Herz so rührend ansprachen.

Die Sehnsucht nach der Geliebten rief ihn schon nach zwei Jahren wieder in seine Vaterstadt zurück. Bald darauf kam ein Schreiben von dem gastfreien Bodmer in Zürich, der ihn einlud, als literarischer Gesellschafter einige Zeit bei ihm zuzubringen. Dieser Mann, dessen Haus ein wahrer Musentempel schien, stand in Verkehr mit den achtungswürdigsten jungen Dichtern jener Zeit, und kurz vorher war Klopstock bei ihm gewesen. Lezter hatte ihm ein Heldengedicht, Hermann, zur Beurtheilung zugeschickt, und dadurch seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wieland leistete der Einladung Folge, wurde sehr gut aufgenommen und lebte bei dem gastfreien Mann ein recht behagliches Leben, in einem kleinen, aber geistreichen Kreise von Gelehrten und Künstlern. Er wurde auch daselbst der Verfasser vieler poetischer und prosaischer Schriften. 1754 verließ er Bodmers Haus, blieb aber in Zürich als Lehrer der Söhne zweier dasigen Familien. Vier Jahre später ging er als Hofmeister nach Bern zu dem Landvogte Sinner, wo er aber nicht lange blieb. Endlich kehrte er im Jahre 1760 in seine Vaterstadt Biberach zurück.

Wieland war jezt 27 Jahre alt. Ungeachtet seiner Jugend wurde er in den Rath dieser Stadt aufgenommen. Die Ehre aber, welche ihm dadurch widerfuhr, war ihm eine

schlechte Entschädigung für den Verlust seiner Geliebten, die sich während seiner Abwesenheit mit einem Andern vermählt hatte. Zu dem Trübsinn, in den er durch dieses Mißgeschick versezt wurde, gesellte sich auch noch der Mißmuth über seine Amtsgeschäfte, welche durchaus nicht nach seinem Sinne waren. Er bedurfte daher einer mächtigen Zerstreuung durch eine angenehme Arbeit, und diese fand er in der Uebersetzung der Schauspiele Schakespeare's. Mit Geist und Glück trug er, wo nicht alle, doch 28 Stücke des großen dramatischen Dichters in unsere Sprache über. Noch war er mit dieser Arbeit beschäftigt, als ein glücklicher Zufall seine sonst so heißgeliebte Sophie wieder in seine Nähe brachte. Der ehemalige Kurmainzische Staatsminister Graf von Stadion, bei dem sich Herr de la Roche, Sophiens Gemahl, befand, wollte seine lezten Lebensjahre in ländlicher Ruhe auf seinem Gute Warthausen, in der Nähe von Biberach, beschließen. Herr de la Roche übernahm es selbst, ihm den jungen Dichter vorzustellen, und von nun an brachte Wieland seine schönsten Stunden hier zu.

In der reichhaltigen Bibliothek seines edlen Gönners fand er auch die besten französischen und italienischen Schriften, aus denen Vieles besprochen, und auf das Leben angewendet wurde. So bildete sich vorzüglich in diesem Kreise Wielands heitere, oft etwas leichtfertige Philosophie. In jene Zeit fällt die Erscheinung seines Don Sylvio, wobei ihm Cervantes Don Quixote als Muster vorschwebte, und seines Agathon, in dem der Verfasser sich selbst geschildert haben soll: ein Werk, das von Seite der Darstellung als musterhaft betrachtet werden kann. Hierauf folgte Idris und Zenide. Musarion, der neue Amadis.

Wieland, der schon so viel von der Liebe gesungen hatte, ohne selbst das Glück der Liebe genossen zu haben, fand endlich ein weibliches Wesen, wie es für sein Herz Bedürfniß war,

in seiner nachherigen Gattin, der Tochter eines Augsburger Kaufmanns, Namens Hillenbrand, der er in seinem 32. Jahre die Hand zum ewigen Bunde reichte. An ihrer Seite folgte er 1769 einem Ruf nach Erfurt als Professor der Philosophie mit einem Gehalt von 600 Thalern. Eine so geringe Summe genügte um jene Zeit zu dem Unterhalt einer Familie. Und so lebte er denn auf dieser hohen Schule in schriftstellerischer Thätigkeit und in dem Umgang mit Gelehrten, die er schäzte. Von nun an nahm aber Wielands Muse einen ernsteren Charakter an, als vorher. An die Stelle der Gesänge von Liebe traten mehr philosophische Werke, wie der Nachlaß des Diogenes von Sinope, der goldene Spiegel, und andere mehr.

Drei Jahre waren so verflossen, als Wieland auf Empfehlung des Freiherrn von Dalberg, nachherigen Fürsten Primas, nach Weimar, als Erzieher der zwei herzoglichen Prinzen, unter den Augen der verwittweten Herzogin Anna Amalia, ihrer erlauchten Mutter, berufen wurde. Er ging daher im Jahre 1772, mit dem Charakter eines Hofraths und einem Gehalt von 1000 Thalern, nach Weimar ab. Er hatte nach vollendeter Erziehung für seine überige Lebenszeit einen Gehalt von 600 Thalern zu erwarten, und dies genügte ihm. Das herzogliche Theater, und der Umgang mit achtbaren Schauspielern, veranlaßten ihn, sich jezt auch in dramatischen Werken zu versuchen. Daher die Wahl des Herkules und Alceste. Bald darauf unternahm er die Herausgabe des teutschen Merkurs.

Als Philosoph für die Welt arbeitete er mit neuer Freudigkeit fort, und bewährte sich als solcher in Allem, was er schrieb, durch Tiefe des Blicks und Feinheit der Behandlung. Es erschienen seine Geschichten des Danischmend und viele kleine Aufsätze; auch fing er wieder an, fröhlich, wie ehemals, mit der Muse der Dichtkunst zu scherzen; er schrieb

seine Erzählungen und Mährchen, auch den Oberon, der allein schon genügt hätte, seinen Namen zu verewigen. Schon früher (1773) hatte er die erfreuliche Geschichte der Abderiten geschrieben; in der Folge kamen seine Uebersetzungen aus Horaz und Lucian, sein Peregrinus Proteus, sein Agathodämon. Wieland hielt es nun auch für nöthig, die große Anzahl seiner Geisteswerke zu sammeln, zu sichten, aufs Neue durchzugehen, und noch vor seinem Tod in einer gleichförmigen Ausgabe an das Licht treten zu lassen.

Dieß geschah, und so ergab sich, daß er durch die Ausführungen dieses Unternehmens gleich gut für sich selbst und für die Lesewelt gesorgt hatte; denn durch den Ertrag einer so vollständigen und prächtigen Ausgabe sah er sich in den Stand gesetzt, in der Nähe von Weimar das hübsche Landgut Osmannstädt zu kaufen, das er von 1798 an bewohnte, im Jahre 1803 aber wieder veräußerte, weil der Ertrag seiner Erwartung nicht entsprechen wollte. Hier schrieb er sein Attisches Museum, seinen Aristipp und noch mehr andere kleine Werke, und zog dann nach Weimar zurück, wo er jezt auch Schillern fand.

Ihm waren aber hier nur noch wenige glückliche Jahre beschieden. Es kamen die Schreckenstage von 1806; der Tod raubte ihm seine fürstliche Freundin, die Herzogin Amalie; er verlor Herder und Schiller, und stand nun mit Göthe aus der vorigen schönen Zeit noch allein da. Die ehrenvolle Auszeichnung, die ihm von mehreren Seiten zu Theil wurde, war nur ein schwacher Ersatz für so vielen Kummer. Kaiser Alexander ertheilte ihm den St. Annenorden; Kaiser Napoleon schmückte ihn mit dem Kreuze der Ehrenlegion; das französische Institut ernannte ihn zu seinem Mitgliede. Dies Alles schmeichelte zwar seiner Ehrliebe; mehr Trost aber fand er in seiner literarischen Thätigkeit, womit er fortfuhr bis zu sei-

nem Ende. Er starb am 20. Januar 1813 in dem 80. Jahre seines Lebens, betrauert von Allen, die ihn persönlich kannten, und von sämmtlichen Freunden der Literatur.

Mit Wieland ging in Teutschland ein Stern erster Größe an dem literarischen Himmel unter. In Osmannstädt ruht er neben seiner Gattin, welche ihm, in 20jähriger Ehe, 14 Kinder geboren hatte.

Halle

der

Erwartung.

Lg. Graf von Armannsperg.

Joseph Ludwig
Graf von Armannsperg

wurde am 28. Februar 1787 zu Kötzting im Unterdonaukreise Bayerns geboren, sein Vater war daselbst des Churfürsten Hauptpfleger, und besaß in jener Gegend das von seinen Ahnen auf ihn übergegangene Gut Egg, dessen Burg urkundlich in die Tage Heinrichs des Stolzen und Heinrichs des Löwen zurückreicht, und Bayern in der Hussitenzeit, in den böhmischen und oberpfälzischen Fehden, sowie Karl V. in seinen italienischen, niederländischen und afrikanischen Feldzügen mehr als einen ausgezeichneten Helden gegeben hat.

Graf v. Armannsperg war auf der Hochschule zu Landshut gleichzeitig mit dem Kronprinzen, nunmehrigen König Ludwig, und mit seinen Nachfolgern im Ministerium des Innern, Eduard von Schenk und dem Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein. Er vollendete seine Studien mit Auszeichnung, trat 1808 in den Staatsdienst, und wirkte zu Regensburg 1810 und 1811 wie in Paßau, bis der Krieg von 1813 auf 1814 Seinem jugendlichen Feuereifer und Scharfblick eine wichtigere Richtung gab, während Er bayerischer Armee-Commissair in dem verhängnißvollen Wechsel von Braunau bis Hanau und bis zum Einzug in Paris war. Vom Januar bis Juni 1814 verwaltete Er unter den schwie-

rigsten Verhältnissen das Departement der Vogesen und darauf als Mitglied eines österreichisch-bayerischen Verwaltungs-Rathes das wieder teutsch gewordene Gebiet zwischen dem Rhein, der Saar und der Mosel.

Im Anfange des Jahres 1815 wurde er zum Wiener-Congresse berufen. Leider sah er dort die solenne Mystifikation des Tractats von Ried ihrer Ausführung nahen.

Jede Ausdehnung westwärts konnte Bayern nur schwächen, indem es seine Nationalität nicht stärkte, seine Abhängigkeit aber steigerte und vervielfachte. Inzwischen ahnete während des Congresses weder Graf von Armannsperg noch die bayerischen Patrioten, daß auch die feierliche Garantie des Rückfalles der Pfalz leer ausgehen, daß Bayern sich einem Vertrage, wie jener von 1816, unterwerfen, und es nicht lieber auf das Alleräusserste würde ankommen lassen. Nach diesem unverschmerzlichen Verluste diente Graf von Armannsperg 1816 im Rheinkreise als Direktor und 1817 in Augsburg, erhielt den Civil-Verdienstorden der bayerischen Krone, wurde 1820 Direktor des obersten Rechnungs-Hofes, 1823 Vice-Präsident der Regierung des Regenkreises, 1820 und 1821 Mitglied der Immediat-Commission für den Bedarf der Armee, 1823 Mitglied und Referent der, wegen der Credit-Vereine niedergesetzten Immediat-Commission zu München.

Im Dezember 1824 wurde Er im Unterdonaukreise, wo Er Gutsbesitzer war, zum Mitglied der Kammer der Abgeordneten bei der Stände-Versammlung von 1825 erwählt, erhielt bei der Präsidentenwahl eine große Stimmenzahl und wurde zum zweiten Präsidenten der Abgeordneten-Kammer ernannt. Als solcher stand er an der Spitze der gemässigten Opposition im liberalen Sinne. Bei allen wichtigen Verhandlungen sprach Er mit edler Freimüthigkeit und zeigte die umfassendste Kenntniß aller Verwaltungszweige, welche Er in einer vielfältigen amtlichen Wirksamkeit erworben hatte.

Er war es, der auf die Einführung der Landräthe drang, indem Er die wohlthätige Einrichtung im Rheinkreise und in Frankreich kennen lernte, und wie auch die innere Verwaltung zeigte, Er gab besonders bei den Erörterungen über das Abgabenwesen und die Finanz-Verwaltung Beweise seiner Einsicht und Erfahrung.

Bei dem Regierungsantritt des Königs Ludwig wurde Er nach München zu den unmittelbaren Staats-Conferenzen über die Gründung einer neuen Staatswirthschaft berufen. Er war durchgehends der Vortragerstatter in diesem, durch die verhältnißmäßig übergroßen Ausgaben der vorigen Verwaltung schwer zerrütteten Geschäfte und Reformator des Haushaltes.

Von ihm gingen die Entwürfe der verschiedenen organischen Verordnungen vom November und Dezember 1825 und Januar 1826 über die Ministerien, die Centralstellen, Kreis-Regierungen, des Rechnungs-, Bauwesen ꝛc. aus.

Am 31. Dezember 1825 wurde Er zum Staatsrathe, am 1. Januar 1826 zum Minister des Innern und der Finanzen, am 26. Merz 1828 zum lebenslänglichen Reichsrath, am 30. August unter Beibehaltung des Portefeuilles der Finanzen, zum Minister des Aeussern und des königlichen Hauses ernannt, während Eduard von Schenk das Ministerium des Innern erhielt.

Er wurde 1826 Großkreuz des russischen St. Annenordens und Commandeur des bayerischen Civil-Verdienstordens, 1828 Großkreuz des österreichischen Leopold- und der königlich bayer'schen und königl. würtembergischen Kronorden, 1829 Großkreuz des preußischen rothen Adlerordens, 1830 Großkreuz des hessischen Löwenordens.

Bei der mit dem Schlusse der äusserst bewegten Ständeversammlung des Jahres 1831 erfolgten Ministerial-Veränderung ward Er endlich dem Gesandtschaftsposten in London

bestimmt. Er lebte seit dieser Zeit auf seinen Gütern mit seiner Gattin, einer gebornen Freyin von Weichs, deren Vater auch Staatsrath und ein Mann von großen Verdiensten war. Sie ist eben so gebildet als verehrungswürdig, und will auch in Hellas Seine treue Gefährtin seyn.

Die sechs Jahre seines Ministeriums, seit der Thronbesteigung Ludwigs, werden in der Geschichte Bayerns nie untergehen. Er hat dem Lande viele Millionen erspart und doch Millionen abbezahlt. Er hat im Ministerium des Innern die noch jungen Institutionen mit freisinnigem Geiste gefördert, und was die teutsche Bundesacte (Art. 13, 16, 18, 54.) den Völkern als Lohn im Befreiungs-Kampfe vergossenen Ströme Bluts zusichert, Freiheit der Meinungen und des Gewissens, Preßfreiheit, Handelsfreiheit und ständische Verfassungen, hat Er auszubilden gestrebt.

Die Zoll-Vereine mit Würtemberg, Hessen und Preußen, die Er über das ganze südliche und mittlere Deutschland auszubreiten dachte, sind bereits jezt an ihren Früchten zu erkennen. Die von Oesterreich auf Baden hinübergewälzte Territorial-Entschädigungs-Frage, die späterhin mit der Sponheimischen Surrogats-Frage sich verband, war schon auf dem Wiener-Congresse, und vollends durch das von Bignon so scharf getadelte Schwanken während der Frankfurter Verhandlungen verdorben; doch geschah auch hierin das Mögliche.

Das lange vernachläßigte Thron-Lehnswesen und das Reichs-Herold-Amt wurden regenerirt, und den steigenden Anforderungen Roms wurde männlicher Widerstand entgegen gesetzt, so viel die Abfassung des Concordats noch dazu Boden übrig gelassen hatte.

Der Strenge seines Haushaltes, der Evidenz seiner Comptabilität wurde von Freunden und Feinden Anerkennung gelei-

stet, dagegen ertönt auch häufig die Klage, die — übrigens wohl großen Theils nur durch die Tendenz strenger Ordnung und durch die dadurch hier und da entstandene Verletzung einzelner Anforderungen hervorgerufene Klage: dieser Minister begünstige ohne Zahl und Maas die finanziellen und vorzüglich die fiscalischen Exaktionen, und bediene sich des monströsen Competenzconflicts als eines unfehlbaren Mittels, seinen Gegner in einen rechtslosen Zustand zurück zu schleudern.

Die Gelehrten warfen ihm eine ausschließende Vorliebe für die **sciences exactes** und für alles vor, was auf Industrie und Landwirthschaft Einfluß habe, dagegen aber Gleichgültigkeit gegen das höhere Wissen und vollends gegen die Kunst.

Der glühende Haß, welchen zwei durch die Ereignisse der großen Woche wieder mit erhöhter Zuversicht hervortretende Kasten von jeher unversöhnlich auf Armannsperg geworfen, die Camarilla und die Congregation (welche Letztere ihre Ansichten und Absichten in der „Eos", in der von Kerz herausgegebenen „Katholischen Litteraturzeitung", zum Theil auch in der Münchner Hofzeitung, mit der Gewißheit eines mächtigen Rückhaltes von jeher aussprach), gereicht Armannsperg vielmehr zur Ehre, und hat ihm die Zuneigung einer großen, durch Talente, Kenntnisse und Verbindungen ansehnlichen Partei erworben, die in ihm eine Schutzwehr gegen die Wiederkehr des **ancien régime** und eines verhaßten und politischen Systems zu erblicken glaubte.

Bayer vor Allem und vom ganzen Herzen, und Sprößling einer altbayerischen, historischen Familie, in seiner Geistesrichtung aber den zeitgemäßen Ideen angehörig und dem Systeme der fortschreitenden Ausbildung des konstitutionellen Lebens folgend, war Graf von Armannsperg ein glückliches Bindemittel zwischen Alt- und Neubayern, deren nachtheilige Absonderung bei der letzten Stände-Versammlung

und den dabei zum Vorschein gekommenen Addressen neuerdings aufgeregt worden ist.

Das kräftige Alter dieses rastlosen, thätigen, einsichtsvollen, uneigennützigen Staatsmannes berechtigte zu dem Glauben, daß die Dienste, die Sein Vaterland noch von Ihm zu erwarten berechtigt war, in jedem Kreise Seines Wirkens dasselbe ausgezeichnete Gepräge an sich tragen werde. Allein das Schicksal bestimmte ihn zum Vorstande der Regentschaft in Griechenland. Sein Vaterland trauert über seine Abreise und wünscht ihm das herzlichste Lebewohl.

Bavaria wird in Hellas Dich beschirmen,
Wenn auch die Meeresfluch in trotz'gen Stürmen
Ans Ufer dieses Reichs mit wilder Brandung schlägt!
Denn Bayern ruft Dir nochmal Lebewohl!!

Kaiser Heinrich I.

oder der Vogelsteller.

Der Sohn des sächsischen Herzogs Otto des Erlauchten, Kaiser Heinrich I., wurde im Jahre 876, zwei und sechzig Jahr nach Karls des Großen Tode geboren. In den Wissenschaften wurde Heinrich schlecht unterrichtet, denn er lernte nicht einmal lesen und schreiben; desto mehr Fertigkeit aber gewann er in allen ritterlichen Uebungen. Was er lernte, das lernte er recht. Er wuchs heran zu einem männlich schönen, kräftigen und tapfern Jüngling, der sich vor keinem andern fürchtete. Eine Lieblingsbeschäftigung war ihm die Jagd; hatte er Feinde zu bekämpfen, so legte er die Lanze nicht eher nieder, als bis er sie gedemüthigt hatte.

Nach seines Vaters Tod wollte ihm der damalige Kaiser Conrad I. nicht alle väterlichen Lande lassen, sondern einen Theil davon einem andern Fürsten geben, weil er besorgte, Heinrich möchte zu mächtig werden; allein die braven Sachsen nahmen sich ihres jungen vielgeliebten Herzogs muthig an, schützten ihn in dem Besitze seiner Fürstenthümer, und jagten den neuen Regenten, den ihnen der Kaiser aufdringen wollte, aus dem Lande. Heinrich blieb nun ruhig in dem Besitz seiner Staaten, denn Conrad gebrach es an Macht, es mit ihm aufzunehmen.

Heinrich fand sehr großes Vergnügen an der Vogeljagd. Einst als er eben im Harzgebirge damit beschäftigt war, ließ sich des Kaisers Bruder, Herzog Eberhard von Franken, nebst

mehreren andern edlen Deutschen, bei ihm melden. Er ließ sie, erstaunt daß man ihn in den Wäldern aufsuchte, vor sich, und sie brachten ihm die Reichskleinodien und die überraschende Nachricht, daß Heinrich auf Empfehlung eben dieses Conrads, der ihm einen Theil seiner Lande hatte wegnehmen wollen, und kürzlich gestorben war, zum deutschen Kaiser erwählt worden sey. Sein ganzes Gefolge begrüßte den neuen Kaiser mit Jubelgeschrei, die Jagd wurde sogleich eingestellt, denn ernstere Beschäftigungen nahmen den Kaiser nun in Anspruch.

In einer schrecklichen Zerrüttung befand sich damals das deutsche Reich. Von außen von allen Seiten mit Feinden umgeben, wütheten im Innern Fehden und Räubereien; Jeder that, was ihm gut dünkte, Niemand achtete die Gesetze. Unter Heinrich wurde es jedoch bald ganz anders; denn in den achtzehn Jahren, die er regierte, erhob er Deutschland wieder beinahe gänzlich von seinem Verfall, stellte die gute Ordnung wieder her, und brachte es bei dem Auslande in Ansehen und Achtung.

Zu Fritzlar wurde Heinrich zum König ausgerufen. Da nahete sich ihm der Erzbischof von Mainz mit seinem Oelfläschchen, um ihn zu salben. Heinrich aber nahm diese Ehre nicht an. „Spart, sagte er zu ihm, euer heiliges Oel für Würdigere; mir ist es schon genug, daß ich unter meinem Volke der Erste zur königlichen Würde gelangt bin.“ — Er sagte zur königlichen Würde, weil die deutschen Kaiser erst nach ihrer Krönung in Rom den Kaisertitel annahmen.

Schwaben und Bayern versagten Heinrich die Anerkennung als Regenten, weil nur die sächsischen, thüringischen und fränkischen Fürsten ihn gewählt hatten; aber schnell erschien er in Bayern und Schwaben; beide Länder unterwarfen sich ihm ohne Schwertstreich, und bald befestigte die Liebe, was Anfangs nur die Furcht bewirkte. Die Ueberzeugung gewann allgemein Raum, daß sie keinen bessern Fürsten hätten wählen können,

und so wurden sie aus seinen Feinden, seine treuergebenen Freunde.

Acht Jahre lang herrschte Heinrich über Deutschland, als die Ungarn einen furchtbaren Einfall in das deutsche Reich machten, und bis nach Thüringen vordrangen. Sie waren schon mehr als einmal da gewesen, hatten geraubt, gemordet und geplündert, und sich nicht eher wieder entfernt, bis ihnen große Geldsummen waren ausbezahlt, und ein jährlicher Tribut versprochen worden. Es war im Jahr 924. Der tapfere Heinrich lag zum Unglück damals krank im Hildesheimischen. In der Noth, worin er sich befand, wußte er sich nicht anders zu helfen, als durch einen neunjährigen Waffenstillstand, den er sich durch einen jährlichen Tribut erkaufte. Es war ihm nur daran gelegen, Zeit zu gewinnen um sich zu rüsten, darum achtete er das Geld nicht.

Die Ungarn ließen sich wirklich mit Geld abfertigen, und ihre Jahrgelder wurden ihnen redlich bezahlt. Heinrich benutzte indessen die erkaufte Frist mit großer Klugheit. Er gab seinen Kriegern bessere Waffen, übte sie im Kämpfen zu Roß und Fuß, ließ Städte und Festungen anlegen, und verordnete, daß der neunte Theil der Landleute in diese Städte und Burgen ziehen sollte, um sie gegen die Feinde zu vertheidigen, und ihnen in den Rücken zu fallen, wenn sie vorüberziehen würden. So entstanden unsere deutschen Bürger, als Burg- oder Städtevertheidiger.

Bald fand Heinrich Gelegenheit, seine Heere ernstlich in den Waffen zu üben. An der Elbe, der Saale, der Havel, hauseten wendische Völker, die sich wider ihn empörten. Er zog gegen sie zu Felde, schlug sie, und nöthigte sie, ihm unterwürfig zu bleiben. Um sie besser im Gehorsam zu erhalten, machte er den Flecken Branoibor zu einer Burg, und legte sächsische Besatzung hinein, unter der Anführung eines Mark- oder Grenzgrafen, der über die Wenden zu gebiethen hatte. So ent-

stand die Mark-Grafschaft Brandenburg. Eben so legte er gegen einen andern Wendenstamm, die Dalemincier, die Mark-Grafschaft Meißen an. Er eroberte hierauf die ganze Lausitz und Prag, die Hauptstadt der Böhmen. Dann ging er auf die Normänner in Dänemark los, eroberte Schleswig, und setzte auch dahin einen Grenz-Grafen; der König von Dänemark aber und sein Volk zwang er, christliche Lehren anzunehmen, und den Götzendienst und die abscheulichen Menschenopfer abzuschaffen.

Jezt war der Waffenstillstand mit Ungarn zu Ende. Sie schickten Abgeordnete, und verlangten einen neuen Tribut. Heinrich verlachte sie mit ihrer Forderung, und schickte ihnen statt Gold einen räudigen Hund. Hochergrimmt über diesen Schimpf, kamen die wilden Ungarn in zahllosen Heereshaufen, und fielen in Sachsen und Thüringen ein. Jezt aber fürchtete man sich nicht mehr vor ihnen, Heinrich erwartete sie festen Fußes, und schlug sie dergestalt in einer großen Schlacht bei Sondershausen, daß sie die Flucht ergreifen mußten. Er ließ den Flüchtlingen nachsetzen, und alle, die man einholte, wurden entweder niedergehauen, oder als freche Räuber an Bäume aufgeknüpft.

Um sich dankbar gegen Gott zu beweisen, für diesen und so manche andere herrliche Siege, ließ Heinrich viele Kirchen und Klöster erbauen; auch legte er die Bisthümer Brandenburg und Havelberg an. Um seinen Kriegern Beweise seiner Erkenntlichkeit zu geben, ertheilte er Befehl, daß in dem Stifte zu Quedlinburg die Töchter der Edlen, die in den Kriegen für das Vaterland gefallen waren, anständig erzogen und bis zu ihrer Verheirathung standesmäßig unterhalten werden sollten. Dieser große Mann starb im Jahre 936 zu Memleben an der Unstrut, als er eben einen Zug nach Italien beschlossen hatte. Sein Leichnam wurde zu Quedlinburg beigesetzt.

Leopold I.

deutscher Kaiser und König von Ungarn und Böhmen.

Ein Sohn Kaisers Ferdinand III. und der Prinzessin Maria Anna von Spanien, wurde Leopold I. am 9. Juni 1640 geboren. Schon seit 1655 war er König von Ungarn, aber erst vier Jahre darauf wurde er zum römischen Kaiser erwählt.

Leopold's Regierung war eine Kette von Kriegen; aber obwohl er nicht unter die kriegerischen Fürsten gehörte, führte er dieselben, durch weise und erfahrne Feldherren, zum Theil mit großem Glück.

Gleich in den ersten zehn Jahren seiner Regierung hatte er eine gefährliche Fehde mit den Türken, wozu der Fürst Ragotzy von Siebenbürgen die Veranlassung gab. Dieser Fürst wollte seinen bisherigen jährlichen Tribut von 200,000 Gulden an die Pforte nicht länger mehr bezahlen. Er warb mit diesem Gelde Truppen, verschaffte sich die Unterstützung des österreichischen Hofes, und erwartete so, was da weiter kommen würde. Sechs Jahre lang schuldete er den Türken ihre Jahrgelder; nun aber kamen sie mit Heeresmacht, sie einzufordern, schlugen seine und die kaiserlichen Truppen, und verwüsteten Mähren. Nun rückte ihnen aber der kaiserliche General Montecuculi, von 6000 Mann Franzosen unterstützt, entgegen, und schlug sie 1665 bei Sanct Gotthard am Rabfluß in Ungarn, mit solchem Glücke, daß sie 16,000 Mann und ihr ganzes Gepäcke auf dem Schlachtfelde zurück lassen mußten. Leider wurde dieser glänzende Sieg

wenig benutzt, und es wäre also besser gewesen denselben gänzlich zu unterlassen.

Der Kaiser hatte nun freie Hände gegen die unruhigen Ungarn, die sich ihre Privilegien nicht wollten schmälern lassen, und sich von der Oberherrschaft des österreichischen Hauses ganz frei zu machen suchten. Sie wollten fortan nicht einen fremden Regenten, sondern einen König aus ihrer eigenen Nation haben. Graf Emmerich von Teckeli stellte sich an die Spitze der Unruhigen, und erkaufte sich den Schutz der Türken, die ihn gegen einen jährlichen Tribut von 40,000 Zechinen zum König von Ungarn erklärten, und ihn mit einem Heere von 200,000 Mann unterstützten, das bis nach Oesterreich vordrang, und 1683 Wien belagerte. Kaum hatte der Kaiser mit seinem Hofe noch Zeit genug, nach Linz zu entfliehen.

Diesem ungeheuren Schwarm Feinde hatte Leopold nicht mehr als 33,000 Mann entgegenzusetzen; doch waren ihm noch von dem Kurfürsten von Bayern 8000 Mann und von dem Kurfürsten von Sachsen sein ganzes kleines Heer zur Unterstützung versprochen. Zu diesem deutschen Heere sollte auch noch Johann Sobiesky, König von Polen, mit 40,000 Mann stoßen.

Die Belagerung fing an, die Türken ängstigten furchtbar die Stadt; die Belagerten aber wehrten sich wie Verzweifelte. Zwölftausend Mann Besatzung, an welche sich die Bürger anschloßen, arbeiteten, unter der Leitung des tapfern Commandanten, Ernst Rüdiger von Stahrenberg, den Angriffen der Feinde entgegen. Endlich, da die Noth am größten war, und die bedrängte Stadt schon auf dem Punkte stand, sich zu ergeben, kam der lang erwartete Johann Sobiesky mit 15,000 Mann polnischen Reitern und 3000 Mann Fußvolk an. Auch noch mehr Reichstruppen waren angelangt. Nun wurde das türkische Belagerungsheer mit hohem Muthe angefallen. Dasselbe, von panischem Schrecken ergriffen, suchte in wilder Flucht dem Tode zu entlaufen, und ließ das ganze Lager mit allen Kriegs-

geräthen zurück. Kara Mustapha, der Anführer des türkischen Heeres, verlor in dem Kampfe das Leben, und alle die von ihm eroberten Städte kamen an den Kaiser zurück. Doch der Krieg war noch nicht zu Ende. Die Muselmänner erlitten vier Jahre darauf, 1687, durch den Prinzen Eugen eine zweite, noch schrecklichere Niederlage, die endlich den Frieden herbeiführte.

Jezt, da die Türken vertrieben waren, erging ein schreckliches Gericht über die ungarischen Magnaten und alle Anführer, die sie in das Land gerufen hatten. Endlich kam es dahin, daß die ungarischen Großen, im Namen des Volkes, das Königreich (vorher ein Wahlreich) für erblich erklären mußten.

Schon vor dem Türkenkriege (1671) war Leopold in einen Krieg mit Frankreich verwickelt worden, weil er das bedrängte Holland mit einem Hülfsheere gegen die Franzosen unterstützt hatte. Diese Fehde fiel, durch Verruchlosigkeit eines Ministers, sehr unglücklich aus. Die deutschen Provinzen am Rhein wurden schrecklich von den Feinden verwüstet, und am Ende mußte sich der Kaiser in dem Frieden von Nymwegen (1678) von dem französischen Hofe Gesetze vorschreiben lassen. — Ein zweiter Krieg mit Frankreich begann 1687, und endete 1697 mit dem Friedensvertrag zu Ryswik; der dritte und letzte aber, dessen Ende Leopold nicht erlebte, brach 1701 aus. Dieß war der berühmte spanische Successionskrieg.

Mit Karl II. starb nämlich in Spanien die österreichische Regentenlinie aus. Das Königreich hätte daher nach den Erbfolgegesetzen an die österreichisch-deutsche Linie fallen sollen; allein der letzte König hatte einen Enkel von Ludwig XIV. zum Erben eingesetzt; dieser führte ihn sogleich mit einem französischen Heere nach Spanien, und ließ ihn von dem Throne Besitz nehmen. Da nun Kaiser Leopold dieses Testament nicht anerkannte, und seine Rechte mit Waffen-Gewalt geltend zu machen suchte, so entspann sich ein blutiger Krieg, an dem auch

England, Holland und das deutsche Reich Antheil nahmen, und der theils in Spanien, theils in Deutschland, theils in Italien und in den Niederlanden geführt wurde, bis ihm endlich 1714 der Friede von Rastadt ein Ende machte. Leopold erlebte in demselben wenigstens noch die berühmte Schlacht bei Hochstädt oder Blindheim, 1704, in welcher die Franzosen durch den englischen Heerführer, Herzog von Marlborough und den Prinzen Eugen, seinen eigenen Feldherrn, eine schmähliche Niederlage erlitten, und aus Deutschland verjagt wurden. Im Jahre darauf 1705 starb Kaiser Leopold.

Leopold war nicht zum Regenten, sondern zum geistlichen Stande erzogen worden; er war ein frommer und gelehrter Fürst, aber weder Krieger noch Staatsmann. Allein in der Wahl seiner Herrführer und Staatsminister war er ungemein glücklich. Durch diese herrschte er im Innern seiner Staaten und über die Fürsten des deutschen Reichs mit großer Gewalt. Der Reichstag zu Regensburg war beinahe ganz von dem Reichshofrathe in Wien abhängig. Leopold wählte für sich allein einen Kurfürsten, und erhob einen andern zur Königswürde. Er drohte den widerspenstigen Fürsten mit dem Reichsbanne, und stellte die kaiserliche Würde, die durch den westphälischen Frieden sehr in ihrem Ansehen geschmälert worden war, in ihrem vollen Glanze wieder her.

Leopold war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, und spielte und komponirte selbst sehr brav. Schon hatte er auf dem Sterbebette sein Todtengebet verrichtet, als er nochmals seine Musiker hereintreten ließ, um unter den Tönen ihrer Instrumente seine Seele hinschweben zu lassen.

Er hinterließ zwei Söhne, Joseph und Karl, die beide nacheinander seine Nachfolger wurden.

Joseph I.

deutscher Kaiser.

Kaiser Joseph I., einer der thätigsten Regenten des österreichischen Hauses, war ein Sohn Kaiser Leopold's I., dem er am 26. Juli 1678 von der pfälzischen Prinzessin Eleonore Magdalena geboren wurde. Der junge Prinz machte schnelle Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften, und erlangte bald eine meisterhafte Geschicklichkeit in allen Arten von Leibesübungen. Sein heller Blick in Religionssachen wurde nicht durch mönchische Erziehung verfinstert; darum schützte er in der Folge mit gleicher Gerechtigkeit seine protestantischen und katholischen Unterthanen.

Im Jahre 1687 erlangte Joseph schon die ungarische Krone, und zwei Jahre später wurde er zum römischen König, das heißt zum Nachfolger seines Vaters in der Kaiserwürde, ernannt. Noch bei Lebzeiten des Vaters hatte er Gelegenheit, seine kriegerischen Talente und seinen Muth in der Belagerung der Festung Landau, unter dem Prinzen Ludwig von Baden zu üben. Er zeigte dabei große Unerschrockenheit, flößte überall durch seine Gegenwart dem Soldaten Muth und Bereitwilligkeit, dem Offizier Wachsamkeit und Pflichteifer ein; er wollte Alles mit eigenen Augen sehen, Alles untersuchen; wurde aber darum doch in der Folge kein ausgezeichneter Heerführer, sondern überließ die Anführung der österreichischen Heere in den eintretenden Kriegen seinen berühmten Feldherrn Eugen von Savoyen.

Der Merkwürdigste dieser Kriege war der spanische Erbfolgekrieg, der schon im Jahre 1701 begonnen hatte, und den er nach dem Tode seines Vaters, der 1705 am 5. Mai starb, mit Kraft und großem Glück fortsetzte.

Gleich nach seinem Regierungsantritte machte Joseph I. in seiner Hofhaltung mehrere Veränderungen, in denen sich der Geist weiser Sparsamkeit zeigte.

Auch den tief gesunkenen Finanzen half er auf eine weise Art auf. Bis zu seiner Zeit hatte der kaiserliche Hof in Geldverlegenheiten seine Zuflucht zu dem Juden Oppenheimer genommen, der sich auf Kosten des Staats bereicherte. Joseph errichtete dafür die Wiener Bank, wodurch ihm mit ungleich geringeren Kosten geholfen wurde.

Eine seiner ersten Angelegenheiten war ferner die Stiftung der Akademie der Künste und Wissenschaften, in welcher unter der Leitung einsichtsvoller Männer, Malerei, Bildhauerei, Kupferstecherkunst, Baukunst, mathematische und mechanische Künste geübt werden sollten, und die bald zu großem Flor kam.

Joseph würde seinen Staaten bei den Gesinnungen, die ihn beseelten, ein wahrer Landesvater geworden seyn, wenn ihm der Krieg gegen Frankreich, und sehr unangenehme Händel in Ungarn mehr Ruhe gegönnt hätten. Ihm wurde noch in seinem Leben die Freude, den stolzen Ludwig XIV. von dem Prinzen Eugen und seinem Kampfgenossen, dem Herzog von Marlborough, nach vielen über ihn errungenen Siegen, so tief gedemüthigt zu sehen, daß er um Frieden bitten mußte. Eben so wurde ihm der Trost, die unruhigen Ungarn, die keiner Warnung Gehör geben wollten, mit Waffengewalt zu überwältigen, und zu einem Vergleich zu zwingen. Einer ihrer Großen, Namens Ragotzy, hatte sich zum Fürsten von Siebenbürgen aufgeworfen, ganz Ungarn zur Empörung gebracht, und es der österreichischen Herrschaft zu entziehen gesucht; er mußte aber jezt fliehen, und sein Land meiden.

Joseph erwartete sehnsuchtsvoll den Augenblick des allgemeinen Friedens zur Ausführung seines Lieblings-Planes. Er hatte sich nämlich vorgenommen, alle seine Länder zu durchreisen, und in der Hauptstadt eines jeden eine Zeit lang zu verweilen, die Unterthanen mit ihren Beschwerden anzuhören, und so viel als möglich allen Mängeln und Mißbräuchen abzuhelfen. Fürwahr, ein schöner, nachahmungswürdiger Vorsatz, dessen Ausführung aber sein früher Tod nicht gestattete, denn schon im Jahre 1711 wurde Joseph I. am 17. April in dem 33 Jahre seines Alters von den Kinderpocken hingerafft. Mit Gelassenheit und Standhaftigkeit sah er den Tod herannahen, und mit Muth und Ergebung bereitete er sich zu demselben vor.

Joseph I. war ein schöner Mann, obgleich nur von mittlerer Größe. Mit einem zarten, weiß und rothen länglichen Gesichte, verband er einen starken, männlichen Gliederbau; in der Folge wurde auch im Kriege und auf der Jagd seine Haut mehr von der Sonne gebräunt. Seine schönen lichtblauen Augen strahlten voll Lebhaftigkeit und Feuer unter der hohen Stirn, und sein Mund war mit zwei Reihen schneeweißer Zähne geschmückt. Zu seiner Zeit trug nur der gemeine Mann sein eigenes Haar; daher erschien Joseph, obgleich kaum 30 Jahre alt, nie anders, als in einer stattlichen Perücke, welche, wie seine natürlichen Haare, blond war. Sein Anstand war majestätisch; in allen seinen Bewegungen lag Anmuth und Würde, denn es belebte sie ein munterer und thätiger Geist. Nicht leicht war ein Fürst emsiger und eifriger in allen seinen Geschäften; stets spornte ihn ein feuriger Trieb, sich auszuzeichnen, und in vielen Dingen war er wirklich ausgezeichnet. Er sprach mit großer Geläufigkeit deutsch, ungarisch, böhmisch spanisch, italienisch, französisch, auch sogar lateinisch, war ein fertiger Klavier und Flötenspieler, und ein geschmackvoller Baumeister. Auch schätzte und unterstützte er die Gelehrsamkeit und schönen Künste. In seinem moralischen Charakter schienen Sanftmuth, Gerechtigkeit, Mitleid und Großmuth die vor-

nehmsten Züge. Er war seinen Eltern ein ehrerbietiger Sohn, seinen Geschwistern ein liebevoller Bruder, den Armen ein wohlthätiger Engel, allen seinen Unterthanen ein Vater und Freund; darum beweinten sie auch redlich seinen Tod, und rühmten noch lange nachher seine Regierungsjahre als ihr goldenes Zeitalter. Ungeachtet der drückenden Kriege, die Joseph I. zu führen hatte, und der Pracht seiner Hofhaltung, stellte er die Ordnung in den Finanzen wieder her. Männer von Verdienst belohnte er mit ausnehmender Freigebigkeit, und nicht leicht wies er die Bittenden unerhört zurück. Bei seinem heitern Sinne liebte er muntere Gesellschaften, den Umgang der Frauen, fröhliche Gespräche und Ergötzlichkeiten aller Art. Besonders war er ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd.

Joseph I. war kein Völkerbezwinger, kein Eroberer, er beglückte aber die Länder, über die ihn der Himmel zum Regenten gesetzt hatte, verdiente die Liebe und den Segen seiner Unterthanen, und erfüllte so die schöne Bestimmung eines Völkerbeherrschers.

K. Joseph II.

Joseph II.

römischer Kaiser.

Dieser große Fürst war ein Sohn Kaisers Franz I. und Maria Theresiens, einer Tochter Karls VI., die ihn am 13. März 1741. zur Welt gebar. Erst später, als bei seinem Bruder Leopold, entwickelten sich bei Josephs munterm Geist und natürlichem Scharfsinn desto freudiger seine Fähigkeiten, und besonders gute Fortschritte machte er in der Mathematik und Musik.

Maria Theresia liebte ihre Kinder zärtlich; sie war ihnen aber zugleich eine strenge Mutter, und Joseph's lebhaftes Temparament fand sich oft sehr im Wiederspruch mit ihrem festen Willen. Der Prinz lernte sich aber fügen, und mehr aus Ehrfurcht, als aus Ueberzeugung, gab er bei reifern Jahren willig nach. Er wurde älter und sah oft, wie die fromme Mutter von den Geistlichen, denen sie sich mit großem Vertrauen hingab, gemißbraucht wurde, daher mag sich seine bestimmte Abneigung gegen diesen Stand schreiben. Auf die Vorzüge der Geburt legte Maria Theresia einen zu großen Werth, und daher mochte es kommen, daß Joseph sie wenig achtete.

Als der siebenjährige Krieg ausbrach, war der Prinz siebenzehn Jahre alt. In demselben hoffte er sich auszeichnen zu können, wie einst Friedrich II., der ihm stets als Muster vorschwebte, im ersten schlesischen Kriege. Schon war alles zu seiner Abreise bereit, als unvermuthet ein Gegenbefehl der Mut-

ter, die Anfangs die Abreise des Prinzen zuzugeben schien, bestimmte, daß er zu Wien bleiben sollte. Joseph mußte zusehen, wie Andere die Lorbeere einerndten, auf die er gerechnet hatte. Hundert solche Vorfälle trübte das gute Einverständniß zwischen Mutter und Sohn.

Während die österreichischen Heere um den Besitz von Schlesien kämpften, führte Joseph, erst neunzehn Jahr alt, eine liebenswürdige Braut zum Traualtare. Es war die Prinzessin Isabella von Parma, an der sein ganzes Herz hing, die er aber schon wieder in ihrem zweiten Wochenbette durch den Tod verlor. Seine Wiedervermählung mit einer bayer'schen Prinzessin gab ihm keinen Ersatz für einen so schmerzlichen Verlust. Auch diese zweite Verbindung war von kurzet Dauer, er fühlte sich unglücklich durch dieselbe, und nahm sich daher vor, fortan seine Hand frei zu behalten, und sich ausschließend nur dem Wohl seiner Staaten zu widmen.

Joseph wurde im Jahre 1764 zum römischen König gewählt, und das Jahr darauf bestieg er, nach dem Tode seines Vaters, den Kaiserthron. Die Mutter erklärte ihn von nun an zu ihrem Mitregenten, und übertrug ihm ganz die Verwaltung des Kriegswesens. Er suchte sogleich einen Theil der Verbesserungen auszuführen, die er längst schon im Sinne hatte. Zuerst schaffte er die steife spanische Hofetiquette ab, die ihm unerträglich war, dann bemühte er sich, die Leibeigenschaft abzustellen. Da aber die Ansichten der Mutter nicht immer dieselben waren, so fand er in seinen Unternehmungen vielen Widerspruch, viele Hindernisse, oft auch eine nicht ganz freundliche Zurechtweisung. Daher sah er oft seine besten Absichten vereitelt; er konnte nicht, was er wollte, und dieß mußte ihn nothwendig verdrüßlich machen. Am Ende nahm er sich vor, die Regierung der österreichischen Erbstaaten wieder ganz der Mutter zu überlassen, und die Ausführung seiner Verbesserungsideen bis nach ihrem Tode zu verschieben. Die Zeit bis dahin, glaubte er am besten zu Reisen anzuwenden, um seine eigenen

und die Nachbarlande genauer kennen zu lernen. Zuerst bereiste er nun seine sämmtlichen Erbstaaten, dann unternahm er fünf andere große Reisen, nämlich zwei nach Italien, eine nach Frankreich, eine nach Rußland und noch eine eben dahin nach Cherson. Auf einer dieser Reisen, die er als Graf von Falkenstein machte, besuchte er auch den großen Friedrich, den er innig verehrte, in seinem Lager bei Neise, da sah man beide Fürsten in vertrauten Unterhaltungen, wie zwei Freunde, Arm in Arm gehen und sich eben so freundschaftlich wieder trennen. Das Jahr darauf machte König Friedrich dem Kaiser einen Gegenbesuch zu Mährisch-Neustadt, und hier galt es noch vertrautere und wichtigere Unterhaltungen, den sie betrafen die berüchtigte Theilung von Polen, wodurch Joseph Galizien und Lodomirien mit 3 Millionen neuer Unterthanen ohne Schwertstreich erlangte.

Durch den Tod des damaligen Kurfürsten von Bayern 1777, entstand der kurze bayersche Erbfolgekrieg. Joseph hoffte hier zum Zweitenmale vergeblich, sich im Felde auszuzeichnen. Zwar rückten die Heere gegen einander an, und es kam zu einigen blutigen Gefechten; allein Maria Theresia und der König wünschten den Frieden, und durch freundschaftliche Uebereinkunft wurde er auch glücklich herbeigeführt.

Durch den Tod der Mutter, erlangte endlich Joseph II. im Jahre 1779 die Alleinherrschaft über seine Erbstaaten, und Jedermann war nun voll Erwartung, denn Joseph's Ansichten und Gesinnungen waren schon bekannt, und man versprach sich nicht wenig von einem feurigen, gesunden, an Jahren reifen und kraftvollen Regenten, wie er. Lange schon betete das Volk ihn an, und hoffte nichts als Gutes von seinen landesväterlichen Verfügungen. Desto banger sahen dagegen Adel und Geistlichkeit entgegen, und ihre Besorgnisse waren nicht ungegründet. Joseph wollte fortan nicht mehr die Geburt, sondern nur Talente und Verdienste auszeichnen; der Adel mußte sich, wie der Bürgerstand der Besteuerung, unterwerfen, und

sich ohne Ansehen der Person nach gleichen Gesetzen richten lassen. Darum sah man von nun an Grafen und Herren unter andern Verbrechern gleiche Schuld durch gleiche Strafe büßen.

Die Verbindung der Ordensleute mit Rom und die Zahlungen an die päpstliche Schatzkammer wurden eingestellt; alle Nonnenklöster und eine Menge Mönchsklöster wurden aufgehoben, und ihre Einkünfte zu nützlicheren Anstalten verwendet; die Anzahl der Ordensleute nach und nach von 63,000 auf 27,000 vermindert, und alle Mißbräuche beim Gottesdienste abgeschafft. Ueber dieß alles entstand großes Geschrei im ganzen Lande, und von da bis nach Rom. Edelleute und Mönche schmäheten laut und im Stillen den großgesinnten Kaiser, und suchten das Volk gegen ihn aufzuhetzen; Pius VI. selbst wurde unruhig auf seinem Stuhle und eilte nach Wien, um dem Uebel wo möglich in der Quelle Einhalt zu thun. Aber Joseph ließ sich nicht irre machen, begegnete dem Pabste mit aller Ehrfurcht, überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen, fuhr aber fort die Klöster aufzuheben, den Protestanten freie Religionsübung zu gestatten, und die Preßfreiheit zu handhaben. Am Ende ließ er seinen frommen Gast mit schwerem Herzen wieder ziehen.

Eine neue Verfügung folgte immer fort rasch auf die andere. Die Leibeigenschaft der Bauern war aufgehoben worden; die Juden erhielten die Erlaubniß, bürgerliche Gewerbe zu treiben, und wurden dagegen zu Königsdiensten verpflichtet; ein neues Gesetzbuch ward eingeführt; die Todesstrafen wurden aufgehoben, Gewerbe und Handlung begünstigt, neue Handelswege eröffnet, die Einfuhr ausländischer Waaren verboten, die Sicherheit der Schiffahrt auf dem mittelländischen Meere hergestellt u. s. w. Jedes Jahr brachte neue wohltätige, zum Theil auch drückende Verordnungen. Mehrere davon wurden für Joseph eine Quelle langer und bitterer Unruhe. Er wollte Ungarn seinen übrigen deutschen Staaten gleich machen und die deutsche Sprache in den Kanzleien einführen; darüber entstand

aber ein gefährlicher Aufruhr, der kaum durch den Tod der Anführer Horia und Kloska konnte gedämpft werden. Die Schifffarth auf der Schelde sollte künftig frei seyn; es entspann sich aber deßhalb Streit mit den Holländern, die es nicht zugeben wollten. Joseph suchte seine Niederlande gegen Bayern zu vertauschen, und sah seinen Plan durch den Fürstenbund vereitelt. Die Niederländer, unzufrieden mit den Neuerungen des Kaisers und mit seinen Eingriffen in ihre Rechte und Freiheiten, brachen in offenen Aufstand aus.

Joseph mischte sich 1788 in den Krieg zwischen den Russen und Türken, und zog durch diesen Schritt neue Trübsale über sein Haupt, denn so gut sich auch der erste Feldzug anließ, so nahm er doch eine sehr üble Wendung, und es gingen durch die unerträgliche Hitze und die Seuchen, die eine Folge davon waren, mehr Menschen verloren, als durch das Schwert der Feinde. Erschöpft an Leib und Seele, mißmuthig, krank, mit dem Keime des Todes im Busen, kam der Kaiser selbst zurück.

Das Glück lächelte im folgenden Jahre umsonst seinen Waffen; die Herrlichkeit dieser Welt war für ihn vorüber, noch nicht aber alle Trübsale, die ihm auf dem Throne von dem Schicksal bereitet waren; denn als im Jahre 1789 das neue Steuergesetz bekannt gemacht wurde, erregte es allgemeine Unzufriedenheit, und war die Losung zu tausend Streitigkeiten, tausend Unordnungen. Die Niederländer erregten einen neuen Aufstand, vertrieben die österreichischen Truppen aus dem Lande, erklärten sich für frei, und wiesen trotzig alle Vergleichungs-Vorschläge zurück. Eben so empörten sich zum zweiten Mal die Ungarn und nöthigten Joseph, ihre alten Gerechtsame und die alte Verfassung wieder herzustellen. Noch auf seinem Todtenbette nahm er seine sämmtlichen mißfälligen Verordnungen zurück, und ließ die Bewohner seiner Staaten glücklich seyn auf ihre eigene Art, weil sie es nicht auf die Seinige

seyn wollten. Traurig, daß es ihm nicht gelungen war, das Gute, das er so sehnlich gewünscht hatte, zu vollbringen, entfloh endlich am 20. Februar 1790 sein Geist der Erde.

Joseph II. war von mittlerer Größe, hatte aber einen wohlgebauten Körper, und seine sanfte Miene verkündete den Menschenfreund. Ein sehr lebhaftes Temperament äußerte sich in allen seinen Bewegungen. Alles, was er that, verrieth Munterkeit und Feuer; schnell wurden neue Gedanken von ihm ergriffen und verworfen. Immer schien er mehr auf das Wohl seiner Völker, als auf sein eigenes zu denken. Mäßig im Genusse, nahm er mit den einfachsten Speisen vorlieb; Wasser war sein gewöhnliches Getränk. Nur wenig Zeit widmete er seinem Vergnügen. Um 12 Uhr ritt er eine Stunde spazieren; Abends um eilf Uhr legte er sich zu Bette. Morgens um fünf Uhr stand er im Sommer schon wieder auf, und fing an, mit seinen Kabinetssecretairen zu arbeiten. Unermüdet aufgelegt zu wirken, zu herrschen, zu bauen und zu zerstören, suchte er alle guten Einrichtungen, die er auf seinen Reisen in andern Ländern bemerkt hatte, auch in den seinigen einzuführen, aber viel zu rasch und ohne zu bedenken, daß er es mit andern Leuten zu thun hatte, die für das Gute, das er mit ihnen beabsichtigte, größtentheils noch nicht reif waren. Oft wurde er daher nicht verstanden, oder man wollte ihn nicht verstehen; oft mußte er mit Gewalt durchsetzen, was unter andern Verhältnissen nur eines Winkes bedurft hätte. Joseph war ein Menschenfreund. Er ehrte an dem Menschen weniger den Stand, als die Menschenwürde. Zu allen seinen Unterthanen, den kleinsten, wie den größten, ließ er sich mit gleicher Huld herab. Sobald des Morgens seine Staatsgeschäfte beseitigt waren, nahm er Bittschriften selbst von Leuten aus den geringsten Volksklassen an, und hörte geduldig ihr Anliegen. Den Au-Garten, der bis dahin verschlossen war, machte er zu einem öffentlichen Vergnügungsorte für das Volk und die Vornehmen; als Ueberschrift aber ließ er darüber setzen: Dem

Vergnügen aller Menschen gewidmet von einem Menschenfreund.

Beurtheilt man den Werth eines Regenten nicht nach dem Erfolge seiner Unternehmungen, sondern nach That und Absicht, so war Joseph II. einer der größten, obgleich der unglücklichsten Fürsten. Er war, wie ein Schriftsteller bemerkt, ein Weiser, der das Gute wollte, und es nicht erreichen konnte; ein Herrscher, der seine Völker zu beglücken strebte, und sie unglücklich machte; ein Vater, der sich für widerspenstige Kinder aufopferte, ein Menschenfreund, der die Menschen liebte und von ihnen gehaßt und verkleinert wurde.

Aber alles Wirken Joseph's war darum nicht vergebens. Wo der Saame des Guten auf kräftigen Boden fiel, da fand er Gedeihen, und so verbreitete sich unter seiner Regierung zwar langsam, aber weit umher in den österreichischen Staaten das Licht der Aufklärung, das von ihm ausgegangen war.

Gideon Ernst
Freyherr von Laudon,
Kayserlich-Königlicher Feldmarschall.

Dieser berühmte Feldherr wurde im Jahre 1716 auf einem Gute seines Vaters zu Tolzen in Liefland geboren. Ein wenig Geometrie und Geographie ausgenommen, wuchs er ohne alle wissenschaftliche Bildung heran, ohne das Bedürfniß eines bessern Unterrichts zu fühlen; früh aber trieb ihn sein angeborner Kriegsgeist hinaus in das Feld. In seinem fünfzehnten Jahre schon trat er in russische Kriegsdienste, und versuchte seine Tapferkeit in Polen, am Rhein, und unter Münnich in den Feldzügen gegen die Türken. Unbillige Behandlung und Zurücksetzung, die er erfahren hatte, verleideten ihm aber den Dienst in Rußland. Er nahm daher seinen Abschied, suchte eine Anstellung beim preussischen Heere, und ließ sich im Jahre 1740 dem jungen König Friedrich vorstellen. Allein er hatte nicht das Glück, dem König zu gefallen. Friedrich wandte sich von ihm ab, und sagte zu den Umstehenden ganz vernehmlich: Das Gesicht dieses Menschen ist mir unangenehm. Laudon verließ den preussischen Hof und ging nach Wien, wo er Maria Theresia vorgestellt wurde, und eine Hauptmannsstelle bei dem neu errichteten Trenkischen Pandurenkorps erhielt.

Mit diesem Korps machte er den Zug nach Bayern, und erhielt hier die erste und einzige Wunde in seinem Leben. Er

Laudon.

gerieth hiebei in Gefangenschaft, und mußte eine lange und schmerzliche Kur aushalten. Er war noch kaum hergestellt, als sich die Panduren des Dorfes, in dem er lag, bemächtigten, ihren Hauptmann erkannten, und mit sich fortnahmen. Laudons Gefühl wurde durch Trenk's Rohheit und Unbilligkeit schon vom Anfang an empört, und am Ende so sehr verletzt, daß er nicht länger unter einem solchen Anführer dienen wollte, und 1745 seinen Abschied nahm.

Nun lebte er ohne Gehalt in Wien in sehr mißlichen Umständen. Ein braver Wiener Bürger nahm sich seiner an, und ein Fräulein von Hagen, die ihm ihre Hand reichte, verbesserte seine Umstände durch ein Vermögen von einigen tausend Gulden, welche sie ihm zubrachte. Ganz glücklich aber fühlte er sich erst wieder, als er eine Majorsstelle bei einem Grenzregimente in Kroatien erhielt. — Seine Muße wendete er nun zum Studium der Kriegswissenschaften an; er studirte die Feldzüge großer Feldherrn, behing sein ganzes Zimmer mit Landcharten, machte Pläne zu Angriffen und Rückzügen; und wenn ihn seine Gattin fragte, was dieß Alles bedeute? antwortete er ihre ohne Ahnung seiner Zukunft im Scherze, er bereite sich zur Feldmarschallswürde vor.

Der siebenjährige Krieg brach im Jahre 1756 aus. Laudon machte die ersten Feldzüge als Obrist-Lieutenant mit, überfiel die Stadt Teschen mit 500 Kroaten, hieb zwei Schwadronen preussischer Husaren nieder, verjagte die übrigen und erbeutete eine Menge Pferde. Er befand sich in der mörderischen Schlacht bei Prag, und wurde mit der Hälfte des geschlagenen Heeres in die Stadt eingeschlossen. Als aber die Preussen nach der Schlacht bei Collin die Belagerung von Prag aufheben mußten, war er rasch mit seinen Leuten hinter ihnen her und that ihnen empfindlichen Abbruch. Im Jahre 1757 fiel ein Kourier, der Laudon das Patent als General-Major bringen sollte, in die Hände der Preussen. Der König

behielt den Kourier als Gefangenen, und hatte die Artigkeit, Laudon das Patent mit einem Glückwünschungsschreiben zuzusenden. Laudon lohnte ihn aber übel für diese Höflichkeit, denn bald darauf überfiel er mit 6000 Mann einen preussischen Transport von 4000 Wagen, wodurch König Friedrich sein Belagerungsheer vor Ollmütz mit Lebensmittel zu versorgen suchte, nahm sie bis auf 200 Wagen weg, und nöthigte ihn so, die Belagerung aufzuheben. Daun's Ueberfall bei Hochkirchen, war Laudons Werk, denn er war es, der den Plan dazu entworfen hatte, welchen Daun nur ausführte. Durch Laudons Thätigkeit wurde dieser große Sieg so kräftig benutzt, daß des Königs Rückzug einer beständigen Schlacht ähnlich war. Nicht Soltikow, sondern Laudon entwand in dem gewaltigen Treffen bei Kunnersdorf dem König die schon errungenen Lorbeeren. Friedrich hatte bereits die Siegesboten nach allen Seiten abgefertigt, als Laudon mit seinem Heere den Russen zu Hülfe eilte, und durch seinen Muth und seine Klugheit den schon verlornen Sieg davon trug. Ein goldener, reich mit Brillanten besetzter Degen, den die Kaiserin Elisabeth ihm sandte, und die Feldzeugmeisterwürde, die Maria Theresia ihm ertheilte, waren die Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste.

Im Jahre 1760 stand Laudon an der Spitze von 36,000 Mann in Schlesien, wo er den preussischen General Fouquet auf das Haupt schlug, seinen ganzen Heerhaufen zerstreute, das Lager erbeutete, und zehntausend Gefangene machte, darauf nach Glatz zog, und diese wichtige Festung erstürmte. Dagegen verließ ihn das Glück bei Liegnitz, wo er von Friedrichs Arm schwer getroffen wurde, sein Heer aber durch einen meisterhaften Rückzug rettete. Im Jahre 1761 machte er sich den Preussen in Schlesien mit einem Heere von 60,000 Mann furchtbar, erstürmte Schweidnitz, einen ihrer festesten Plätze, und machte mehre tausend Gefangene. Für seine Heldenthaten lohnte ihn der Kaiserin Bildniß, reich mit Brillanten besetzt, und ein Rittergut, das sie ihm in Böhmen schenkte, noch mehr

aber der laute Jubel des Volks, womit er im Jahre 1762, da er nach Wien reiste, bei seinem Einzuge in diese Kaiserstadt begrüßt wurde.

Im Jahre 1763 machte der Hubertsburger Friede diesem langen und blutigen Kriege ein Ende, und nun suchte Laudon Ruhe und Erholung auf seinen Gütern. Als Kaiser Joseph II., im Jahre 1770, von Friedrich dem Großen einen Besuch bei Neustadt in Mähren erhielt, wurde auch Laudon zu dieser Zusammenkunft eingeladen, und empfing von dem Könige, der seit dem Jahre 1756 gar oft sein unangenehmes Gesicht hatte sehen müssen, mancherlei Beweise seiner Achtung. Einst, da Laudon etwas zu spät zur Tafel gekommen war, wollte er sich aus Bescheidenheit an den untersten Platz setzen; der König aber, der es bemerkte, rief ihm zu: Hierher! Herr Feldmarschall, hierher! Ich will Sie lieber neben mir, als mir gegenüber sehen. — Er nannte ihn Feldmarschall, obgleich Laudon es noch nicht war, vielleicht, um zu erkennen zu geben, daß er diese Würde verdiente. Beim Abschied beschenkte er den Helden mit zwei schönen Reitpferden, beide mit reichem Zeuge.

Noch einmal sollte Laudon dem großen König feindlich gegenüberstehen, aber nur auf kurze Zeit: nämlich im bayer'schen Erbfolgekriege, in welchem er zuerst als Feldmarschall auftrat. An der Spitze von 50,000 Mann drängte er des Königs Bruder, den Prinzen Heinrich, aus Böhmen zurück, und kehrte dann wieder heim zu seinem ländlichen Wohnsitze, da der Teschner Friede diesem unbedeutenden Kriege gar bald ein Ende machte.

Im Jahre 1788 aber wurde Joseph in einen viel gefährlichern Krieg mit den Türken verwickelt. Der Kaiser glaubte seines alten verdienten Feldherrn dabei entbehren zu können; allein seine Truppen mußten sich allenthalben zurückziehen, und

wurden von den kühnen Feinden grimmig verfolgt. Erst jezt wurde der graue Held auf das Schlachtfeld gerufen. Schon die Nachricht, daß er komme, belebte den Muth der Krieger. Zu Wien verfammelte sich das Volk um seinen Reisewagen, und jubelte ihm Beifall zu; das Heer aber empfing ihn mit ehrfurchtsvoller Liebe und rief: Es lebe Laudon, der heilige Laudon. Und begeistert zogen die Krieger unter seiner Anführung auf die Muselmänner los, und schlugen sie. Mehrere feste Plätze wurden erobert; den ersten Feldzug beschloß die Erstürmung von Novi, den zweiten die Einnahme der großen und wichtigen Festung Belgrad, worüber mit Oesterreich ganz Deutschland frohlockte, und jubelnd Laudons Namen pries.

Laudon wurde nun, wie einst Prinz Eugen, zum Generalissimus der österreichischen Heere ernannt, in welcher Würde er nicht nur über alle andere österreichische Generale, sondern sogar auch über den Hofkriegsrath zu gebieten hatte.

Das Kriegsglück Oesterreichs gegen die Türken hatte aber Preussens Eifersucht so sehr rege gemacht, daß es in ein Bündniß mit denselben trat, und Völker gegen Oesterreich anrücken ließ. Darum wurde Laudon zurückgerufen zu dem Heere, das in Mähren stand. Bald nach seiner Ankunft befiel ihn ein Fieber, von dem er zwar wieder hergestellt wurde; da er aber gegen den Rath der Aerzte ausritt, so zog er sich eine Harnverstopfung zu, an welcher er 1790 in seinem 74. Jahre dahin starb.

Laudon war von mittlerer Größe und sehr mager. Er hatte röthliches Haar und sehr starke Augenbraunen, die von dem Gesichte abstanden, wenn sein Geist stark beschäftigt war. Auf Kleiderpracht hielt er sehr wenig. In seinem Hause, wo er keine Uniform trug, war sein Anzug schlicht bürgerlich und unmodisch. Er sprach nur wenig und langsam. Sein Gesicht

war ernst und nachdenkend; selten entwölkte ein Lächeln seine finstere Stirn, und laut lachen hörte man ihn niemals. Er schlief wenig und trank wenig, war aber ein starker Esser und speiste mit großer Hast. Sein Temperament neigte sich zur Melancholie. Sich selbst überlassen, schien er kalt, und suchte die Einsamkeit; im Schlachtgetümmel hingegen fuhr er dahin mit einem Feuer, einem Ungestüm, das alle Hindernisse überwältigte. Laudon, der Landwirth, und Laudon der Heerführer, schienen zwei ganz verschiedene Menschen von den ungleichartigsten Seelen belebt, die eine von Eis, die andere ein Blitzstrahl. Er war ein Feind der Weiber und Arzneien, doch kein Hagestolz, sondern vielmehr ein treuer und gefälliger Gatte.

In seinem Hause hielt er streng auf Ordnung, im Felde auf noch strengere Subordination, aber er plagte nicht seine Krieger mit unnützen Kleinigkeiten, schonte ihr Leben und ließ sie nie grausam behandeln; daher wurde er auch von ihnen wie ein Vater verehrt, und unter seiner Anführung hielten sie sich für unüberwindlich. Gerecht gegen Alle, nannte er nach jedem Treffen mit Lob und Zufriedenheit die Namen derer, die sich darin ausgezeichnet hatten, und beflügelte so ihren Muth zu neuen Thaten. Er selbst war der Tapferste unter seinen Tapfern. Besonders zeichnete er sich als Feldherr durch eine unerschütterliche Gegenwart des Geistes, und rasche Entschlossenheit in dem Augenblicke der Gefahr aus. Mit einem scharfen Beobachtungs- und Combinationsgeiste begabt, errieth er schlau die Entwürfe der ihm gegenüber stehenden feindlichen Heerführer, und vereitelte sie, ehe sie zur Ausführung kamen.

Laudon hatte keine wissenschaftliche Erziehung erhalten; dessen ungeachtet las er gern, und suchte noch im Alter nachzuholen, was in seiner Jugend versäumt worden war. Mit Liebe studierte er die Feldzüge großer Feldherren, und sammelte sich zu diesem Behufe die besten Landcharten, Grundrisse und

Situationszeichnungen. Gellert hatte ihm den Entwurf zu einer reichhaltigen Handbibliothek in diesem Fache gemacht, die täglich vermehrt wurde, und in der sich der Held viel lieber die Zeit verkürzte, als in glänzenden Gesellschaften, die er haßte.

Noch zu Laudons Lebzeiten ließ Kaiser Joseph, der den verdienstvollen Krieger ehrte und liebte, dessen Bildsäule aus dem schönsten kararischen Marmor gemeißelt, in dem Gebäude aufstellen, in welchem sich der Hofkriegsrath versammelte; ihn selbst aber schmückte er nach der Eroberung von Belgrad mit dem Stern des Theresienordens, den sonst nur der Großmeister — das Haupt des österreichischen Hauses — tragen durfte. Nach Laudons Tod wurde dieser Stern für 50,000 Gulden wieder eingelöst.

Kurt Christoph
Graf von Schwerin,
Königlich preussischer General-Feldmarschall.

Das Vaterland dieses Helden, der die Treue und den Gehorsam gegen seinen König mit dem Tode besiegelte, war Pommern, wo er 1684 aus einer der ältesten adelichen Familien geboren wurde. Sein Vater hatte ihn nicht zum Militair bestimmt, sondern ließ ihm eine wissenschaftliche Erziehung geben, und zu Leiden studieren. Da aber der Vater starb, so folgte der Sohn seinem natürlichen Triebe und trat in holländische Kriegsdienste. So wurde er denn im Jahre 1700 Fähnrich bei einem Regimente, das sein Oheim als General-Lieutenant befehligte, und bei welchem sein älterer Bruder Oberst-Lieutenant war. Dieser Bruder war sehr unzufrieden, daß Kurt die wissenschaftliche Laufbahn verlassen hatte, und ließ ihn alle Beschwerlichkeiten des kleinen Dienstes in reichem Maase empfinden, in der Hoffnung, das Soldatenleben ihm für immer zu verleiden. Allein er verfehlte seinen Zweck, denn der junge Krieger ließ sich durch nichts abschrecken, und wurde eben dadurch nur um so tüchtiger zu seinem Berufe.

Damals wüthete der spanische Erbfolgekrieg, in welchem sich auch die holländischen Truppen unter der Anführung der großen Feldherren Marlborough und Eugen von Savoyen an der Seite der Teutschen und Englän-

der gegen die Franzosen schlugen. Dieser Krieg wurde eine wahre Bildungsschule für den jungen Schwerin. Er schlug sich in den blutigen Schlachten von Ramillies und Malplaquet, kam glücklich aus dem Angriffe des Schellenbergs zurück, in dem sein strenger Bruder fiel, und sah und lernte Mancherlei bei diesen und andern Gelegenheiten.

Er erhielt 1705 eine Compagnie in dem Regimente seines Oheims. Da aber dieser bald darauf seinen Abschied nahm, so gab auch er die holländischen Dienste auf und trat dafür in die Dienste des Herzogs von Mecklenburg, der ihn einige Jahre darauf zum Obersten machte, und ihn mit einem geheimen Auftrag an den König von Schweden Karl XII. sandte, der sich damals in der Türkei aufhielt, und bei dem er ein ganzes Jahr verweilte. Er gefiel dem König, und hatte das Glück in seinem Umgange viel von der großen Kunst zu lernen, Heere anzuführen und zu schlagen. Bei seiner Zurückkunft war er von dem Herzog von Mecklenburg zum Brigadier, und 1718 zum General=Major ernannt worden. Als solcher schlug er in einer Fehde, in welche sein Herzog verwickelt worden war, mit 12,000 Mecklenburgern und Russen 13,000 Hanoveraner, die gegen ihn anrückten, und rieb ihnen 3 Regimenter Reiterei auf. Dieser ehrenvolle Kampf war der erste Anklang von dem, was Schwerin einst werden sollte.

Bald darauf kam derjenige Theil von Pommern, in welchem Schwerin seine Güter besaß, an Preussen. Da nun der Herzog von Mecklenburg nach jenem Treffen den größten Theil seiner Truppen verabschiedet hatte, so bot Schwerin seine Dienste dem damaligen König von Preussen Friedrich Wilhelm an. Sie wurden sogleich angenommen; und Schwerin erhielt nach seiner Zurückkunft von einer Gesandtschaftsreise das Infanterie = Regiment, an dessen Spitze er in der Schlacht bei Prag den Tod des Helden starb.

Von nun an stieg Schwerin von einer militärischen Ehrenstufe zu der andern, bis zur höchsten. Er wurde der Vertraute des Königs, der Theilnehmer seiner Reisen und Vergnügungen, und wurde zuletzt noch von ihm zum Obergeneral des Fußvolks erhoben.

Friedrich Wilhelm starb 1740, und hinterließ den erledigten Thron seinem großen Sohne Friedrich II. Eines der ersten Geschäfte des jungen Monarchen war Schwerins Ernennung zum General-Feldmarschall, und seine Erhebung in den Grafenstand. Er bedurfte eines so weisen und erfahrnen Gehülfen in seinem ersten schlesischen Kriege, in welchem er seine Ansprüche auf die vier Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau geltend machen wollte. Sogleich wurde das preussische Heer unter Schwerins Oberbefehl zusammengezogen; er stellte sich mit dem Könige an die Spitze, brach noch in demselben Jahr in Schlesien ein, und schon im Januar 1741 war fast das ganze, von Truppen entblößte Land erobert.

Als nun aber Neuperg mit einem österreichischen Heere herbeieilte, kam es bei Molwitz am 10. August 1741 zu einer Schlacht. Die preussische Reiterei kam durch einen ungestümen Angriff der Feinde gleich Anfangs in Unordnung, aber Schwerin stand fest wie ein Fels im Mittelpunkte an der Spitze des Fußvolks, entschlossen, die Ehre der preussischen Waffen mit Aufopferung seines Lebens zu behaupten. Schon war er zweimal verwundet, als er noch immer seine Schaaren gegen die feindlichen Batterien anführte, die Tod und Verderben aussprüheten. Fünf Stunden hatte die Schlacht gewüthet; der Sieg schien sich auf Seite der Oesterreicher zu neigen, der König verließ das Schlachtfeld und war auf seine Rettung bedacht; Schwerin aber blieb stehen, und Abends um 7 Uhr flohen die geschlagenen Oesterreicher in Unordnung durch Molwitz. — Der Sieg war errungen; im folgenden Jahr wurde vollends der Friede erkämpft.

Eben so zeichnete sich Schwerin in dem zweiten schlesischen Kriege (1744) und in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges aus. In letzterem brach er mit dem glücklichsten Erfolge in Böhmen ein, um die Vereinigung der feindlichen Heere zu hindern, und wiederholte im Jahre 1757 seinen Einfall, nahm den Feinden die wichtigsten Posten weg, ging über die Elbe, und stieß mit seinem Heere vor Prag zu dem königlichen.

Hier hatten die Oesterreicher eine feste Stellung auf den Bergen jenseits der Stadt eingenommen, wo man ihnen nur auf schmalen Fußwegen beikommen konnte, auf denen die Soldaten fast einzeln hinansteigen mußten. Die feindliche Reiterei war der preussischen überlegen, und drohete, sie zu überflügeln. Aller dieser Schwierigkeiten ungeachtet, wurde der Angriff beschlossen. Graf Schwerin, jezt schon ein 73jähriger Greis, aber noch immer muthig und munter, hielt zu Pferde an einem Hohlwege, an dessen Ausgang sich die Stürmenden aufstellen sollten. Bald aber wurde die Unordnung, die das feindliche Geschütz unter ihnen veranlaßte, so groß, daß selbst ein Bataillon von Schwerin's eigenem Regimente zu weichen anfing, und die Flucht allgemein zu werden drohete. Als dieß der alte Held gewahr wurde, sprang er vom Pferde, riß einem Fähnrich die Fahne aus der Hand, und ging unter dem Zuruf: Heran, heran, meine Kinder!" selbst unerschrocken auf die fortdonnernden feindlichen Batterien los. Alles folgte ihm, von neuem Muthe belebt; aber kaum war er zwölf Schritte gegangen, so sank er, von vier Kartätschenkugeln getroffen, ohne einen Laut hören zu lassen, todt zur Erde nieder. Mit seinem Blute wurde der Sieg erkämpft, und schrecklich wurde an den Feinden sein Verlust gerächt. Friedrichs Thränen ehrten den gefallenen Helden.

Schwerin war gut gebildet, mehr klein als groß von Person. In allen ritterlichen Uebungen besaß er große Fertig-

keit und edlen Anstand, selbst im Tanzen. Er hatte viel gesehen, viel gelesen und gelernt. Mit fast gleicher Fertigkeit sprach er die französische, italienische und lateinische Sprache. Er war ein sehr munterer, feiner und angenehmer Gesellschafter; durch Milde und Freundlichkeit erwarb er sich die Liebe aller seiner Soldaten, denen er zugleich Vorbild und väterlicher Freund war. Schnell gerieth er in Zorn, wenn Einer seine Pflichten versäumte; allein diese Aufwallungen gingen schnell vorüber. Er schonte, so sehr er konnte, mit größter Gewissenhaftigkeit Blut und Leben seiner Krieger. Er besaß religiösen Sinn, sprach gern von der Religion, und dichtete selbst geistliche Lieder. Sein Grundsatz war, Gott über alle Dinge lieben, und den Nächsten wie sich selbst. Den Landmann schützte er mit Ernst gegen alle Bedrückungen der Soldaten, und ließ ehrlich bezahlen, was er lieferte. Daher war in Schwerins Lager Ueberfluß, und Alles war mit ihm zufrieden. Sein ganzes Leben zeigt von seiner Rechtlichkeit, und von seinen Talenten als Feldherr seine ganze kriegerische Laufbahn. Sein König, dem er unvergeßlich blieb, ließ ihm im Jahre 1771, auf dem Wilhelms-Platz zu Berlin, eine marmorne Bildsäule errichten.

Friedrich Wilhelm von Seidlitz,

Königlich preussischer General der Reiterei.

Seidlitz war einer der Vornehmsten unter den Tapfern, welche dem großen Friedrich die Unsterblichkeit erkämpfen halfen. Er war der Sohn eines preussischen Rittmeisters, dem er im Jahre 1722 zu Cleve geboren wurde. In früher Jugend kam er als Edelknabe zu dem Markgrafen von Schwedt, unter dessen Augen er erzogen, und in allen ritterlichen Künsten geübt ward. In seinem siebenten Jahre schon war er einer der kühnsten Reiter, der sich nicht scheute, unter den sausenden Flügeln einer Windmühle wegzusprengen; bald wurde er auch einer der schönsten und geübtesten.

Als er Kraft und Reife genug hatte, gab ihm der Markgraf eine Kornetstelle bei seinem Regimente, und bald darauf zog er in dieser Eigenschaft mit König Friedrich in den ersten schlesischen Krieg; er hatte aber das Unglück sein Pferd zu verlieren und gefangen zu werden. Der Krieg und seine Gefangenschaft waren jedoch von kurzer Dauer.

Nach dem Frieden ritt Seidlitz einmal nach einer Musterung in der Nähe von Berlin im Gefolge des Königs, und sagte so laut, daß Friedrich es hören konnte: Ein Offizier von der Reiterei, der sich gefangen nehmen läßt, ohne sein Pferd zu verlieren, ist eine Memme. Der König merkte ihm das

Als sie auf die Brücke des Zeughauses gekommen waren, ließ er anhalten, rief den jungen Seidlitz zu sich, und ließ die Brücke aufziehen. Nun ist Er ja doch sammt Seinem Pferde mein Gefangener, Mann ohne Muth, sprach schalkhaft der König, und wollte sich an seiner Verlegenheit ergötzen. — Ich Ihr Gefangener? rief Seidlitz, Gott bewahre! Mit diesen Worten war er mit einem Satz in der Spree, und schwamm auf seinem muthigen Rappen der nächsten Anfurth gegen das Zeughaus zu. Als Kornet hatte er den Sprung in das Wasser gewagt; als Husaren-Rittmeister betrat er wieder das Land, denn schon diese einzige That ließ Friedrich, den Menschenkenner, ahnen, was in dem Jüngling lag.

Im schlesischen Kriege (1744 — 1745) zeichnete sich Seidlitz in mehren Treffen rühmlich aus. Als Major zog er nach der Heimath zurück.

Kurz vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges wurde er Oberster und Anführer des Rochow'schen Kürassierregimentes. Als bald darauf der blutige Kampf seinen Anfang nahm, that er sich gleich in dem ersten Feldzuge in der Schlacht bei Lowositz, dann im folgenden Jahr (1757) in der unglücklichen Schlacht bei Kollin, hervor, wo er den Rückzug des preussischen Heeres mit so vieler Geistesgegenwart und Entschlossenheit deckte, daß er es vom Untergang rettete. Dankbar erhob ihn der König dafür zur Würde eines General-Majors.

In demselben Jahre zeichnete sich Seidlitz durch einen merkwürdigen Ueberfall des französischen Generals Soubise in Gotha aus. Doch offenbarte er sich den Franzosen in der Schlacht bei Roßbach bald auf eine andere Art. Durch das Reichsheer, und noch mehr Truppen verstärkt, wollten die übermächtigen Franzosen den König, der mit Seidlitz auf einer Anhöhe stand, umzingeln, und mit seinem ganzen Häuflein

gefangen nehmen. In einem großen halben Mond rückten sie daher voll Zuversicht gegen ihn an, und glaubten schon das Netz halb zugezogen zu haben, als auf einmal General Seidlitz mit seiner Reiterei hinter einem Hügel hervorstürmte, wie ein Donnerwetter über sie herstürzte, ihre Reiterei über den Haufen warf, und von dem König unterstützt, Reiter und Fußgänger in die Flucht jagte. Ueber 10,000 Mann und 72 Kanonen verloren die Feinde an diesem Tage; und ihr Unglück wurde allgemein belacht.

In der Schlacht bei Zorndorf wurden durch Seidlitz mit der schweren Reiterei die feindlichen Batterien erstürmt, und den Russen der Sieg entwunden. Darum umarmte ihn Friedrich dankbar mit den Worten: „Auch diesen Sieg, lieber Seidlitz, habe ich Ihnen zu verdanken.“ „Nicht mir,“ erwiederte der bescheidene Held, „sondern Ihrer tapfern Reiterei.“ Nach dem unglücklichen Ueberfall bei Hochkirchen deckte Seidlitz in demselben Jahre, wie bei Kollin, den Rückzug des Königs. Immer fand man ihn da, wo die größten Gefahren waren.

Die Schlacht bei Kunnersdorf würde nicht verloren gegangen seyn, wenn ihn nicht zur Unzeit der König von der glücklich gewählten Stellung abgerufen hätte, um eine Batterie anzugreifen. Seidlitz weigerte sich anfangs, zu gehorchen, und ließ dem König antworten, er könne diesen Ort nicht verlassen, weil Laudon sonst mit der österreichischen Reiterei hier einbrechen, und über das preussische Fußvolk herfallen würde; allein der König wurde unwillig, und ließ ihm sagen, er solle in des Teufels Namen die Batterie attakiren. Nun gut! rief jezt Seidlitz, den Hut in die Augen drückend, und den Degen aus der Scheide reißend, wenn es denn durchaus seyn muß, so wollen wir auch damit fertig werden; mir nach, Kinder! und so sprengte er mit seinen Reitern auf die Batterie los. Eine Kartätschenkugel zerschmetterte ihm das De-

gengefäß, und verwundete ihn an der rechten Hand; die Batterie wurde erobert, aber die Schlacht ging verloren, denn Laudon drang, wie es Seidlitz vorhergesehen hatte, über den verlassenen Posten, auf das preussische Heer ein, und brachte ihm eine schmerzliche Niederlage bei.

Es entstand über diesen Vorfall eine merkliche Kälte zwischen Seidlitz und dem König; sie war aber nur von kurzer Dauer. Das Treffen bei Freiberg 1762, kurz vor dem Frieden, war das letzte, in welchem sich Seidlitz auszeichnete.

Erst vier Jahre nach dem Kriege wurde Seidlitz zum General der Reiterei erhoben, eine Auszeichnung, die ihm weit früher gebührt hätte. Auch ernannte ihn der König zum General-Inspektor aller Reiterei in Ober- und Niederschlesien. Er genoß jedoch diese Ehre nicht lange, denn er starb schon am 7. November 1773 in Schlesien, wo sein Regiment lag. Dort wurde er in dem Garten seines Landgutes Minkowsky unter einem Monumente begraben, und König Friedrich ehrte sein Andenken durch eine Bildsäule aus carrarischem Marmor, die er ihm auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin setzen ließ.

Seidlitz war ein kriegerisch schöner, großer und schlanker Mann, und seine persönlichen Vorzüge suchte er durch gute Kleidung und militärischen Putz noch mehr zu erhöhen. Seine Reiterei führte er mit eben so viel Einsicht als Tapferkeit. Kein anderer General wußte mit ihr besser als er die rechte Stelle, den rechten Augenblick, und die rechte Art des Angriffs zu treffen; daher gelangen ihm auch alle seine Anfälle, wenn sie ihm selbst überlassen blieben. Er besaß große militärische Kenntnisse, und verband damit einen gebildeten Geist. Er sprach wenig, aber gut, und gab treffende Antworten. Seidlitz hatte die besten deutschen Schriftsteller gelesen, oder kannte sie doch wenigstens ziemlich genau. Die französische Sprache liebte er nicht, ob er sie gleich sehr fließend sprach.

Rechtschaffenheit, Gerechtigkeitsliebe, Bescheidenheit und Diensteifer waren die Grundzüge seines moralischen Charakters. Nie bereicherte er sich in seinen Feldzügen durch Bedrückungen, und er duldete es auch an Andern nicht. Den Landmann nahm er in seinen Schutz und schonte ihn nach Möglichkeit. Als Feind der Schmeichelei achtete er wenig auf verbindliche Worte, und suchte die wahre Ehre in der Erfüllung seiner Pflicht. Das Verdienst wußte er aus dem Verborgenen hervorzuziehen und zu belohnen; er selbst aber wartete bescheiden, bis der König das seinige anerkannte und vor der Welt ehrte.

Ludwig Andreas
Graf von Khevenhüller,
Kaiserlich-Königlicher General-Feldmarschall.

Khevenhüller war der Sohn eines österreichischen Oberjägermeisters und wurde im Jahre 1683 zu Linz geboren. Schon früh regte sich in dem Jüngling die Neigung zum Soldatenstande, früh trat er daher auch schon in Militärdienste und zeichnete sich durch Verstand, Muth und Tapferkeit unter den Augen des großen Eugens so glücklich aus, daß er vor seinem drei und dreißigsten Jahre schon Oberster und Kommandant des Prinz Eugenischen Dragonerregiments wurde.

In dem Türkenkriege, der 1716 ausbrach, machte Khevenhüller als Oberst alle Feldzüge mit, nahm Theil an den vornehmsten Treffen und Eroberungen, und brachte die frohe Nachricht von dem Siege bei Peterwardein nach Wien. Als endlich der Friede erkämpft war, ergriff er statt des Schwertes die Feder und schrieb seine Commentarien für den Cavalleriedienst.

Bis zum Jahre 1733 dauerte die Waffenruhe, wo nach dem Tode Königs August II. die Franzosen gern einen französischen Prinzen auf den polnischen Thron gesetzt hätten. Kaiser Karl VI. unterstützte aber den Sohn des verstorbenen Königs, und gerieth so mit Frankreich in einen Krieg, welcher

sogleich zwei starke Heere gegen ihn in das Feld rücken ließ, und zwar das eine an den Rhein, das andere nach Italien. In der Lombardei standen nur sehr wenig österreichische Truppen, die Franzosen hatten daher dieselbe bald ganz erobert. Endlich wurden ihnen einige Regimenter entgegegen geschickt, bei denen sich auch Khevenhüller als Feldmarschall-Lieutenant befand. Gleich in einer der ersten Schlachten fiel der österreichische General Merey. Khevenhüller aber benahm sich in diesem, und in noch mehrern andern blutigen Treffen mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit, und wurde zum kommandierenden General der Reiterei ernannt.

Der Oberanführer des kleinen österreichischen Heeres, bei dem Khevenhüller stand, war Graf Königsegg. Seine Lage wurde immer schwieriger. Er hatte nicht mehr als 24,000 Mann unter seinen Befehlen, und die Franzosen, verstärkt durch ihre Bundesgenossen, die Spanier und Sardinier, rückten, 70,000 Mann stark, gegen ihn an. Sie hofften ihre nicht halb so starken Feinde auf einmal zu vernichten, oder ihnen den Rückzug nach Tirol abzuschneiden, und sie nach und nach aufzureiben. Königsegg, der ihre Absichten merkte, entging ihnen aber glücklich, und langte mit seinen Oesterreichern wohlbehalten in Tirol an. Hier übergab er das Commando an Khevenhüller und eilte nach Wien, um die Rüstungen zu betreiben. Die Franzosen und Spanier eilten dem zurückweichenden Feinde nach, und suchten in Tirol einzudringen. Aber wo sie sich zeigten, wurden sie durch die weisen Veranstaltungen des tapfern Khevenhüllers zurückgeworfen, und mußten sich am Ende, ohne ihren Zweck zu erreichen, in die Winterquartiere zurückziehen. Im folgenden Feldzug rettete er Mantua durch einen wüthenden Angriff auf den spanischen General Montemar, der diese Festung belagerte. — Endlich machte ein Waffenstillstand diesem für Oesterreich sehr nachtheiligen Kriege ein Ende; doch mußten die Feinde die Lombardei und Toskana wieder räumen.

Jezt wurde Khevenhüller Vicepräsident im Kriegsrathe, und 1737 Vice-Gouverneur von Slavonien, und General-Feldmarschall.

Um diese Zeit machten die Türken einen neuen Einfall in Ungarn. Es war kein Prinz Eugen mehr vorhanden, der sie auf das Haupt schlug, wie in den vorigen Feldzügen, und Khevenhüller spielte nur eine untergeordnete Rolle; denn das Oberkommando gegen diesen furchtbaren Feind führte ein Graf von Seckendorf, der durch seine verkehrten Anstalten mehr Schaden brachte, als nützte. Auf seinen Befehl mußte Khevenhüller die Belagerung von Widdin aufheben, und zwar in einem Augenblicke, wo alle Hoffnung vorhanden war, daß sich die Festung nach wenigen Tagen ergeben würde. Seckendorf fiel dieser und anderer Fehler wegen in Ungnade und wurde vom Heere abgerufen. Khevenhüller aber behielt die Gnade seines Herrn.

Im Jahre 1740 starb Kaiser Karl VI., ohne männliche Erben zu hinterlassen. Sogleich entwarfen der König von Preußen auf der einen Seite, und der Kurfürst von Bayern, unterstützt von Frankreich auf der andern, den Plan, einen Theil der östreichischen Erblande an sich zu reißen. Der Kurfürst von Bayern bemächtigte sich mit den Franzosen eines Theils von Oesterreich, und machte Miene, auf Wien loszugehen. Khevenhüller ließ aber in der Eile die Stadt befestigen, und traf so gute Gegenanstalten, daß die Feinde für rathsam hielten, diesen Entwurf aufzugeben, und sich nach Böhmen zu wenden. Zur Bedeckung Ober-Oesterreichs ließen sie aber ein starkes Korps zurück. Maria Theresia, des verstorbenen Kaisers Tochter und Erbin, war in großer Noth, denn ihre wenigen Truppen standen gegen den König von Preußen in Schlesien. Sie mußte daher erst Hülfe bei den Ungarn suchen, und Verstärkung aus Italien ziehen. Doch brachte sie am Ende glücklich ein kleines Heer von 22,000 Mann zusammen. Khe-

venhüller stellte sich an die Spitze, brach im rauhesten Winter nach der Ens auf, griff die Feinde in ihren Winterquartieren an, eroberte am 23. Januar 1741 Linz, wo 10,000 Mann Bayern und Franzosen lagen, einige Tage darauf auch Paßau, und bemächtigte sich in Kurzen des ganzen Kurfürstenthums Bayern, setzte sich darin fest, und schrieb Contributionen aus.

Lautes Frohlocken erschallte bei der Nachricht von diesem Waffenglück in Wien. Maria Theresia athmete nun wieder mit freier Brust, und begrüßte den Helden, der sich um sie so verdient gemacht hatte, in einem gefühlvollen Dankschreiben, das ihr und ihres jungen Prinzen in Diamanten gefaßtes Bildniß begleitete, als ihren Beschützer, ihren Erretter.

Als Bayern endlich geräumt wurde, führte Khevenhüller sein siegreiches Heer an den Rhein. Nach seiner Zurückkunft in Wien wurde er von dem Volke mit Frohlocken, von seiner Monarchin aber mit ausgezeichneter Gnade empfangen.

Khevenhüller starb am 26. Januar 1744 im 61sten Jahre seines Alters an einer Brustkrankheit. Allgemein geschätzt und geliebt, wurde er auch allgemein betrauert. Aufrichtig beweinte ihn besonders Maria Theresia. „Ich verliere an ihm," sagte sie bei der Nachricht von seinem Tode, „einen Beschützer, den Gott allein belohnen kann."

Nur wenige Feldherrn besaßen in einem so hohen Grade, wie Khevenhüller, die Liebe und das Zutrauen der Soldaten. Sie sahen in ihm einen zweiten Eugen, und wo Khevenhüller sie anführte, da scheuten sie keine Gefahr.

Hans Joachim von Ziethen,

Königlich preußischer General der Reiterei.

General Ziethen war unter den Helden des siebenjährigen Krieges einer der thätigsten und berühmtesten. Dreizehn Jahre vor dem großen Friedrich wurde er am 18. Mai 1699 zu Wustrau bei Ruppin geboren. Seinem Vater, der nicht sehr bemittelt war, gehörte nur ein kleiner Theil dieses Dorfes, und nur wenig konnte er auf die Erziehung seiner Kinder verwenden. Jeden Sonnabend machte Junker Hanns einen Spatziergang nach Ruppin, zwei Stunden von Wustrau, um sich da einen recht stattlichen Zopf flechten zu lassen, wie sie damals Mode waren, und mit diesem Zopfe machte er die ganze Woche Staat. Einen Hauslehrer bekam er erst im dreizehnten Jahr, aber nur für kurze Zeit; denn zwei Jahre darauf trat er schon unter dem Infanterie = Regimente Schwendy als Korporal in Kriegsdienste, und wurde nach und nach bis zum ersten Fähnrich befördert; daß er nicht Lieutenant werden konnte, verdroß ihn so sehr, daß er den Dienst ganz aufgab und auf das Gut seines Vaters zurückkehrte, wo er sich einige Jahre aufhielt. Im Jahre 1726 fand sich eine Lieutenantstelle für ihn in dem Dragonerregimente Wuthenow. Er nahm sie an, und widmete sich mit großem Eifer seinen Dienstespflichten; bald aber gerieth er in Händel mit seinem Rittmeister, von dem er auf eine so unwürdige Art behandelt wurde, daß er

ihn fordern mußte; allein der Rittmeister, anstatt sich mit ihm zu schlagen, klagte ihn der Insubordination an, und brachte ihn auf ein halbes Jahr auf die Festung. Die Folge davon war, daß nach Ziethens Zurückkunft die andern Offiziere nicht länger mit dem schändlichen Rittmeister dienen wollten, bis er ihrem Waffenbruder würde Genugthuung gegeben haben.

Ziethen wollte sich jezt nicht mehr schlagen, und erst als er überfallen wurde, griff er nach dem Säbel. Während dem Gefechte sprang die Klinge; Ziethen warf seinem Gegner, den er verachtete, daß Gefäß ins Gesicht, und ging mit einer Stange auf ihn los. Der Handel machte Aufsehen; er wurde untersucht; der Rittmeister wurde zu einem Jahr langen Festungsarrest verurtheilt, und Ziethen cassirt.

Im Jahre 1730 errichtete der König eine neue Leibhusaren-Compagnie; bei dieser erhielt Ziethen wieder eine Anstellung, und aus ihr entstand in der Folge sein berühmtes Husaren-Regiment. Schon im folgenden Jahre wurde er Rittmeister, und nach einem Feldzuge gegen die Franzosen Major.

Nun begann der erste schlesische Krieg (1740), in welchem Ziethen dem Könige immer zur Seite war, ihm die Siege bei Molwitz, Brieg, Neisse ꝛc. erkämpfen half, und schnell nach einander zum Oberst-Lieutenant und zum Obersten seines Husaren-Regiments befördert wurde.

Im zweiten schlesischen Kriege trat er schon als General-Major auf. Hier war es, wo er sein schönes Regiment unerkannt mitten durch das feindliche Heer führte. Der König nämlich, bei dem er sich befand, war bei Frankenstein von von 20,000 Mann Oestreichern ganz eingeschlossen, und nur von Jägerndorf aus konnte er Hülfe erhalten. Da man aber dort nichts von seiner Noth wußte, so erhielt der tapfere

Ziethen Befehl, sich mit seinen Husaren durch die Feinde durchzuhauen, es möchte kosten, was es wolle. Den General jammerten seine braven Husaren, denn sie wurden so einem gewissen Tode hingeopfert; allein der König hörte auf keine Vorstellungen, denn er wollte lieber ein einziges Regiment, als sein ganzes Heer verlieren; und entkam auch nur ein einziger Husar nach Jägerndorf, so war sein Zweck erreicht. Allein Ziethens Kaltblütigkeit und Verstand rettete sie ihm alle. Er erinnerte sich, daß erst kürzlich eine neue Lieferung neuer blauer Pelze für seine Krieger angekommen war, in denen sie der Feind noch nicht gesehen hatte. Ziethen ließ sie diese Pelze anziehen, schloß sich ruhig mit ihnen einem abziehenden feindlichen Trupp an, gleich als ob auch sie Oesterreicher wären, und zog so lange unerkannt am hellen Tage mitten durch die Feinde. Am Ende wurde freilich die List entdeckt, aber nun war es schon zu spät; seine Husaren hieben sich muthig vollends durch, und entkamen glücklich auf ihren flüchtigen Pferden. Bald erschien Hülfe, und der König war gerettet.

Nicht lange nachher wurde die Schlacht bei Hohenfriedberg geschlagen, in welcher Ziethen dem fliehenden Feinde mit seinen Husaren ungeheuren Schaden verursachte. Eben so furchtbar machte er sich in dem Gefechte bei Hennersdorf.

In dem darauf folgenden Frieden verlor der brave Ziethen mehr, als in allen seinen Kriegen: seine Gattin, seinen einzigen Sohn, und die Gnade des Königs, die ihm, auf kurze Zeit, durch unwürdige Verläumdung entzogen wurde.

Jezt begann der siebenjährige Krieg, und mit ihm Ziethens glänzendste Rolle; es wäre aber zu weitläufig, alle seine Thaten zu erzählen. Als General der Reiterei verbreitete er überall, wo er sich zeigte, Furcht und Schrecken unter den Feinden. Vorzüglich war er es, der durch das Zurückwerfen des Nadastischen Korps den glänzenden Sieg bei Leuthen am

5. Dezember erkämpfte. Von 30,000 Preußen wurden an diesem merkwürdigen Tage 60,000 Oesterreicher, mit einem Verluste von 6000 Todten, 21,000 Gefangenen, 200 Kanonen, 3000 Bagagewagen, geschlagen. Eine andere merkwürdige Schlacht gewann er dem Könige noch, als dieser sie schon ganz für verloren hielt, und sich bereits auf dem Rückzuge befand. Dieß war 1760 die berühmte Schlacht von Torgau. Ziethen erstürmte die Höhe von Septitz, auf welcher die Oesterreicher ihre furchtbaren Batterien hatten, und entwand ihnen so den Sieg.

Nach dem Hubertsburger Frieden kehrte Ziethen nach Berlin zurück, wo er von dem Volke mit Jubelgeschrei begrüßt wurde. Alles strömte herbei, Alles wollte den Helden sehen. Geliebt von seinem König, angebetet von seinen Kriegern, hoch verehrt von allen Bewohnern der Stadt, lebte er nun ein sehr glückliches Leben. Der alte Held fühlte sich, ungeachtet seiner beschwerlichen Feldzüge, noch so frisch und munter, daß er in seinem fünf und sechzigsten Jahre sich noch einmal verheirathete. Seine junge Frau erfreute ihn mit einem Sohne, zu welchem ihm der König, der ihm tausend Beweise seiner Achtung und Liebe gab, mit Freuden Gevatter stand.

In seinem 79. Jahre wollte Vater Ziethen durchaus noch den bayer'schen Erbfolgekrieg an der Spitze seiner Husaren mitmachen, und nur mit Mühe war er zu bewegen, zu Hause zu bleiben.

Mit dem Steigen seines Alters nahmen seine Kräfte zuehend ab. Einst schlief er an der königlichen Tafel ein. Man machte den König aufmerksam darauf. Laßt ihn schlafen, sprach Friedrich; er hat lange genug für uns gewacht. — Ein andermal erschien Ziethen mit andern Generalen in dem Vorzimmer des Königs. Friedrich sah, daß dem fünf und achtzigjährigen Greise das Stehen schwer wurde. Er setzte ihn

daher selbst in einen Armstuhl, und blieb neben ihm stehen, ihn freundlich unterhaltend. —

Einige Jahre darauf, den 26. Januar 1786, endete ein schneller und sanfter Tod das ruhmvolle Leben dieses frommen Helden. In der That war er ein frommer Held, der selbst im Schlachtgetümmel seines Gottes und der Pflichten gegen seinen Nebenmenschen nicht vergaß. Seine Religion bestand vorzugsweise in einem demüthigen, unbedingten Vertrauen auf Gott, dessen Händen er die Lenkung seines Schicksals überließ. Er war die Zuflucht der Bedrängten; der Vater und Beschützer seiner Krieger, der Wohlthäter seiner Diener und Unterthanen. Streng hielt er auf Ordnung und Mannszucht, weil ohne sie kein Heer gezügelt werden kann. Er liebte nicht die Pracht, desto mehr aber die Schönheiten der Natur und die Geschäfte des Landlebens.

Friedrich Wilhelm Graf Bülow von Dennewitz.

Königlich preußischer Feldherr.

Friedrich Wilhelm von Bülow war am 16. Febr. 1755 zu Falkenberg in der Altmark geboren, wo sein Vater Guts-Besitzer war. In seinem 14. Jahre schon kam er als Junker unter das Infanterie-Regiment von Lottum, und 4 Jahre später wurde er Offizier. Er war in der Jugend schlecht unterrichtet worden; jezt, da er er sich zu Berlin befand, holte er erst aus innerm Triebe mit allem Eifer das Versäumte nach, und bildete sich in den schönen Wissenschaften und Künsten. Große Anlagen hatte er besonders zur Musik, und er war nicht nur Spieler, sondern auch Componist, wie mehrere Psalmen es beweisen, die er in Musik setzte.

Erst zur Zeit der französischen Revolutionskriege fand er Gelegenheit, sich im Felde hervorzuthun. Unter dem Herzog von Braunschweig machte er als Hauptmann den ersten Feldzug mit, und wurde zugleich Führer des preußischen Prinzen Louis, der im Jahre 1806 bei Saalfeld blieb. Bei der Belagerung von Mainz im Jahre 1793 zeichnete sich Bülow rühmlich aus, und erwarb sich den Verdienstorden, nachdem er schon vorher zum Major erhoben worden war. Der Baseler Friede, mit dem Bülow sehr unzufrieden war, machte diesem Kriege ein Ende.

Bülow vermählte sich im Jahre 1802 mit einem Fräulein von Auer. Vier Jahre darnach brach der für Preußen unglückliche Krieg aus. Zu Anfang dieses Feldzugs 1806 stand Bülow mit seinem Bataillon in Ostpreußen und gehörte zur Reserve. Er nahm also keinen Antheil an der Schlacht bei Jena; bald aber stand auch er den Feinden gegenüber, die noch dasselbe Jahr Thorn belagerten, welche Festung er vertheidigen half, aber nicht retten konnte. Bald darauf wurde er zum Oberst-Lieutenant befördert, und zum General-Lieutenant von Blücher nach Pommern beordert; worauf der Friede von Tilsit 1807 dem Kriege ein Ende machte.

Als General-Major und Brigade-Chef blieb Bülow längere Zeit in Pommern, unter Blüchers Ober-Kommando. Bei Yorks Abfall vom französischen Heere war Bülow General-Gouverneur von Preußen, und sammelte in der Voraussicht der Dinge, die da kommen sollen, so schnell er konnte, Streitkräfte zum allgemeinen Aufstande.

In Verbindung mit General York schlug Bülow — jezt General-Lieutenant — die Franzosen am 5. April 1813, in dem Treffen bei Möckern, machte 900 Gefangene und nahm am 2. Mai die Stadt Halle ein.

Indessen kam aber Napoleon mit einem neuen gewaltigen Heere über den Rhein herüber, überwand die Verbündeten bei Groß-Görschen, ging über die Elbe und schlug die Bundesgenossen zum zweiten Male bei Bautzen, und ferner bei Wurschen, alles im Mai. Glücklicher war aber Bülow am 4ten Juni bei Luckau, wo er, abgeschnitten vom Hauptquartiere, ein glänzendes Treffen bestand, wodurch Berlin von einem Ueberfalle gerettet wurde. Dafür belohnte ihn sein König mit dem eisernen Kreuze erster Klasse, Kaiser Alexander aber mit dem Annenorden erster Klasse. — Noch glänzender zeichnete sich Bülow bei dem Nordheere durch das Treffen bei Groß-

Beeren aus, in welchem er dem Feinde 14 Kanonen und 1500 Gefangene abnahm, und zum zweiten Male ein gefährliches Unternehmen auf Berlin vereitelte. Marschall Ney machte einen neuen Versuch, sich durch Ueberwältigung des Generals Tauenzien den Weg nach Berlin zu bahnen; aber Bülow kam dem Angegriffenen durch einen Parallelmarsch noch zu rechter Zeit zu Hülfe, und trug den glorreichen Sieg bei Dennewitz am 5ten September 1813 davon, in welchem 15,000 Gefangene gemacht, 56 Kanonen ꝛc. erbeutet wurden.

Die große Völkerschlacht bei Leipzig hatte schon einen Tag gewüthet, als das Nordheer eintraf, bei dem sich Bülow, unter dem Ober-Befehl des Kronprinzen von Schweden befand. Am 18. Oktober bildete Bülow mit seinem Corps den äußersten linken Flügel der Nordarmee. Er erhielt Befehl, über Tauche vorzurücken, nahm die Batterien von Paunsdorf, griff im Sturmschritte die Dörfer Stünz und Sellerhausen an, behauptete sich auf diesem wichtigen Posten, und gab durch seine Standhaftigkeit dem Schicksale des Tages den Ausschlag. Am Morgen des 19. Oktober hatten sich alle Feinde in die Stadt Leipzig zurückgezogen. Nun galt es die Eroberung der Stadt. Bülow erstürmte mit seinen Leuten das Grimmaische und Rannstädter Thor; sein Corps war das erste, welches siegreich in die Stadt stürzte und den Kampf fortsetzte, bis die Feinde vertrieben oder gefangen waren.

Während das Hauptheer sich bereitete über den Rhein zu gehen, übernahm Bülow das Geschäft, das Königreich Westphalen, Holland und die Niederlande von ihren Bedrückern zu befreien. Alles gelang, und er drang nun siegreich über Brüssel in das Innere von Frankreich selbst ein, bemächtigte sich der Stadt Laon, und vereinigte sich gerade zur rechten Zeit mit Blücher bei Soissons. In dem Treffen bei Laon am 10. März wurde Bülow sieben Mal an einem Tage vergeblich angegriffen.

Der König belohnte die großen Verdienste, die Bülow sich in diesem Feldzuge erworben hatte, mit dem schwarzen Adlerorden, und erhob ihn in den Grafenstand, mit dem Beinamen von Dennewitz, zur Erinnerung des großen Sieges, den der Held in der Nähe dieses Orts erfochten hatte. Oesterreichs Kaiser aber schmückte ihn mit den Insignien des Maria Theresienordens.

Als die siegreichen Heere nach der Heimath zogen, wurde Bülow zum General der Infanterie befördert, und ihm das Generalcommando in Ost- und Westpreußen, auch Lithauen ertheilt.

Nach Napoleons Rückkehr von Elba, führte Bülow das 52,000 Mann starke vierte Corps. Napoleon ließ den Mächten nicht Zeit sich zu sammeln. Unversehens stürzte er sich mit seinem neugebildeten Heere am 15. Junius über die Preußen her, drängte die vordern Corps an der Sambre zurück, und machte am folgenden Tag den Angriff bei Ligny. Blücher hatte dabei auf Bülow's Unterstützung gerechnet; allein Bülow lag mit seinem Corps so weit von ihm entfernt, daß es ihm nicht möglich war, zu rechter Zeit einzutreffen; mit großem Verluste mußte sich Blücher zurückziehen.

In der Schlacht bei Waterloo oder Belle Alliançe, gab Bülow, als er, Abends nach 6 Uhr, mit 18 Bataillons Fußvolk und 4 Reiter-Regimentern ankam, den Ausschlag. Hiedurch wurde der linke Flügel der Franzosen geworfen, und der entschiedenste Sieg erfochten.

Nach dem Frieden kam Bülow am 11. Januar 1816 erst nach Königsberg zurück, wo er seinen Sitz hatte.

Hier wollte der allgemein geehrte Held auf seinen Lorbeern ruhen, und sich des Wiederaufblühens der preußischen Monar-

chie freuen; allein schon am 25. Februar 1816 starb er, nach einem zwanzigtägigen Krankenlager, an den Folgen einer Leber-entzündung.

Bülow war ein redlicher, allgemein geschätzter und geliebter Mann, ein echter, warmer Vaterlands-Freund, ein zärtlicher und glücklicher Familienvater. Niemand wußte weniger als er, was Hoffart sey; er sprach zutraulich mit Jeden. Mit einem hellen, immer regem Kopfe verband er ein volles treues Herz, ohne welches sich kein wahrhaft humaner, der Verehrung werther Held denken läßt.

Ewald Friedrich
Graf von Herzberg.

Graf Ewald Friedrich von Herzberg wird nicht nur als einer der größten Staatsmänner seiner Zeit, sondern auch als trefflicher Schriftsteller und Beförderer alles Guten in der preußischen Monarchie von der Nachwelt eben so, wie von seinen Zeitgenossen, verehrt werden.

Es wurde dieser große Minister zu Lottin in Pommern am 2. September 1725 geboren. Durch einen Landprediger erhielt er den ersten wissenschaftlichen Unterricht. Seine weitere Bildung verdankte er dem Gymnasium zu Stettin und dem unermüdeten Fleiße, womit er hier an der Erweiterung seiner Kenntnisse arbeitete. Durch sein kräftiges Aufwärtsstreben, und die Unterstützung, die es fand, brachte er es dahin, daß er schon in seinem siebenzehnten Jahre die Geschichte der ersten österreichischen Kaiser, nach den Quellen bearbeitet, in lateinischer Sprache schreiben konnte.

Er eilte nunmehr, von edler Wißbegierde entflammt, nach Halle auf die hohe Schule, wo er sich dem Studium der Staatswissenschaften weihete. Vor seinem Abgange von der Universität schrieb er eine Abhandlung, die er öffentlich vertheidigen wollte; da aber der preußische Hof den Druck nicht gestattete, so schrieb er über die Geschichte der Churfürsten-Vereine, und disputirte, ohne Vorsitz, darüber zur Erlangung der juristischen Doktorwürde.

Schon im Jahre 1741 ging Herzberg als Legations-Sekretair mit der brandenburgischen Gesandtschaft nach Frankfurt am Main zur Kaiserwahl. Nach seiner Rückkehr erregte sein fleißiges Arbeiten im Staatsarchiv die Aufmerksamkeit des Königs, der damals mit der Ausarbeitung seiner Denkwürdigkeiten der Brandenburgischen Geschichte beschäftigt war. Herzberg erhielt den Auftrag, ihm die nöthigen Auszüge dazu aus dem Staatsarchive zu machen und zu ordnen. Zum Beweise seiner Zufriedenheit ernannte ihn der König zum Legationsrathe. Aber auch für sich wollte Herzberg die Quellen, die ihm offen standen, nicht unbenutzt lassen, zumal da er den Schatz des geheimen Archivs, dessen bessere Anordnung ihm war übertragen worden, genauer hatte kennen lernen. Er schrieb daher eine Abhandlung über die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg, die bei der Akademie der Wissenschaften den Preis davon trug. Die Folge war, daß er zum Mitgliede dieser gelehrten Gesellschaft erwählt wurde. Bald darauf wurde er geheimer Legationsrath.

Der König lernte aber den ganzen hohen Werth dieses talentvollen jungen Mannes erst zu Anfang des siebenjährigen Krieges kennen. Ihm wurde die Ausarbeitung des preußischen Manifestes übertragen, und er beurkundete durch diese Arbeit so viel Verstand, Darstellungsgabe und Geschicklichkeit, daß sich von nun an der König zu seinen Kriegserklärungen, Friedensschlüssen und andern Staats-Verhandlungen keiner andern Feder mehr bedienen wollte, als Herzbergs. Er machte ihn zu seinem ersten geheimen Rath und zum Staats-Sekretair bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und nach dem Hubertsburger Frieden zu seinem zweiten Staats- und Kabinets-Minister.

Herzberg war es, der diesen Frieden unterhandelte, und gegen die vereinten Einwürfe geübter Gegner glücklich zu Stande brachte. Darum sagte Friedrich nach dessen Zurückkunft schmei-

chelhaft genug zu ihm: Vous avez fait la paix, comme j'ai fait la guerre, un contre plusieurs.

Im Jahre 1772 zeigte sich dem gewandten Staatsmanne eine neue Gelegenheit, dem König, an dem er mit der treuesten Ergebenheit hing, einen sehr wichtigen Dienst zu leisten. Die Höfe von Petersburg und Wien waren nämlich im Begriffe, die erste Theilung von Polen unter sich vorzunehmen, ohne den König von Preußen Theil an der Beute nehmen zu lassen. Da trat aber Herzberg als preußischer Bevollmächtigter auf, zeigte, daß Westpreußen ehedem zum Herzogthum Preußen gehört habe, aber durch den Vertrag von Thorn 1466 davon getrennt worden sey, und machte die Rechte seines Herrn auf dieses Stück Land geltend, das er auch glücklich erlangte.

Eben so thätig war Herzberg durch Schriften und mündliche Unterhandlungen bei dem bayer'schen Erbfolgekrieg, wobei das Teschner Friedensinstrument sein Werk war. Als in der Folge Kaiser Joseph neue Versuche machte, und der König ihnen durch die Errichtung des Fürstenbundes Einhalt that, spielte sein Minister auch hier eine Hauptrolle. Sehr viel trug er auch zur Beilegung der in Holland ausgebrochenen Unruhen, und zur Wiedereinsetzung des Erbstatthalters in seine Rechte bei.

In des großen Königs letzter Krankheit 1786 kam der treue Diener nicht mehr von seiner Seite, bis die große Seele sich von den Banden des Körpers losgewunden hatte. Herzberg war jetzt bereit, von dem glänzenden Schauplatze seiner bisherigen Wirksamkeit abzutreten, und zum Privatleben zurückzukehren. Allein Friedrich Wilhelm II. schien nicht geneigt, ihn ziehen zu lassen. Er kam ihm vielmehr mit Beweisen hoher Gnade entgegen, schmückte ihn mit dem schwarzen Adlerorden, ließ sich von ihm zur Huldigungs-Annahme nach Preußen und Schlesien begleiten, und in andern Provinzen sie selbst im Namen des Königs empfangen, erhob ihn in den Grafenstand,

und ernannte ihn zum Curator der Akademie. Dieses Zutrauen war aber nur von kurzer Dauer. Der König fand andere Rathgeber; es wurden zwei neue Minister angestellt, und alle Angelegenheiten gingen nicht mehr durch seine Hand, wie er es sonst gewohnt war. Dieß kränkte Herzberg so sehr, daß er im Jahr 1791 um seine Entlassung bat. Der König ertheilte sie ihm aber nur in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten. Herzberg blieb Curator der Akademie, und daneben beschäftigte er sich mit der Oberaufsicht des preußischen Seidenbaues und seiner eigenen ländlichen Oekonomie. Sein Herz hing immer fest an seinem vorigen König, dem großen Friedrich, dessen Geschichte er schreiben wollte, und dem er auf eigene Kosten ein Denkmal von des berühmten Bildhauers Schadow Hand setzen ließ. — So lebte er fort bis zum Jahre 1794, wo ihm der preußische Staat durch den Krieg gegen die französischen Republikaner in großer Gefahr zu schweben schien. Er bot daher dem Könige aus Liebe zum Vaterlande aufs Neue seine Dienste in drei Schreiben an; erfuhr aber die Kränkung, daß er mit seinen Anträgen bitter zurückgewiesen, und ganz trocken und derb ersucht wurde, den König mit seinen Rathschlägen zu verschonen. Durch diese harte Antwort fühlte sich der würdige Mann, bei dem Bewußtseyn, sie nicht verdient zu haben, schmerzlich in dem Innersten seines Gemüths angegriffen; seine Gesundheit, die vorher schon wankte, wurde noch mehr erschüttert, und 11 Monate darauf lebte er nicht mehr. Er starb am 27. Mai 1795 in seinem siebenzigsten Lebensjahre.

Graf Herzberg hat sich als Staatsmann und Beförderer des gemeinen Wohls hochverdient gemacht. Das Schulwesen in Preußen verdankte ihm seine Verbesserung. Durch alle Schulanstalten wollte er Vaterlandskenntniß und Vaterlandsliebe befördert wissen. An der Verbesserung der Landwirthschaft war ihm viel gelegen. Herzberg's Privatleben war ganz anspruchslos und bürgerlich; schlicht, wie in der Kleidung, zeigte er sich auch in seinen Sitten. Von großen Gesellschaften war

er kein Freund; doch suchte er den Umgang der Gelehrten, die ihn schätzten und liebten, und zog ihn jedem andern vor. Auf seinem ausdrucksvollen Gesichte lag eine Geradheit und Offenheit, die aus dem Innern hervorging, und ihn auch bei seinen politischen Verhandlungen nicht verließ, ob sie ihm gleich mehr als einmal zum Vorwurf gemacht wurde. Er kam aber damit oft leichter zum Ziele, als Andere mit schlauer Verschlossenheit. — Des großen Friedrichs unwandelbare Achtung für Herzberg war dieses edlen Mannes schönstes Lob.

Johann Gottfried von Herder.

Herder, einer der eigenthümlichsten, umfassendsten und geistreichsten Schriftsteller der Deutschen, wurde den 25. August 1744 zu Morungen, einer kleinen Stadt in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Mädchen-Schullehrer und Cantor war. Nicht begünstigt durch Erziehung und äußere Umstände, entwickelte sich die schöne Natur des jungen Herders durch eigne Kraft. Nur das Lesen der Bibel und des Gesangbuchs verstattete ihm sein Vater; ein unersättlicher Wissensdurst aber trieb den Sohn nach andern Quellen hin, obgleich er alle die Bücher, die er sich zu verschaffen suchte, verstohlen lesen mußte. Glücklicherweise schrieb er eine schöne Hand; darum bediente sich seiner öfters der Diakonus Treschow zum Abschreiben seiner Schriften, und da diesem des Jünglings schöne Bildung und edler Anstand gefiel, so unterrichtete er ihn mit seinen eigenen Söhnen in der lateinischen und griechischen Sprache, und öffnete ihm seine Bibliothek.

Niemand fühlte sich jezt glücklicher, als der junge Herder; eine Thränenfistel aber, die er hatte, schlug seinen Muth wieder nieder; sie erschwerte ihm das Lesen, und noch unmöglicher schien die Armuth seines Vaters ihm das Studieren zu machen; darum nahm er willig den Antrag eines russischen Wundarztes an, der sich erbot, ihn mit sich nach Petersburg zu nehmen, und ihn dort die Chirurgie lehren zu lassen. Im Jahre 1762 traten sie ihre Reise an. Als sie aber nach Kö-

nigsberg kamen, führte Herders gutes Glück ihn mit Männern zusammen, die seinen Werth zu schätzen wußten, und ihn abhielten, weiter zu gehen. Sie verschafften ihm die Stelle eines Aufsehers im Friedrichs-Collegium über einige Kostgänger, und in der Folge als Lehrer in der ersten philosophischen und zweiten lateinischen Klasse. Dabei studirte Herder Theologie, Philosophie, Naturwissenschaften, Geschichte, Staats-, Völker- und Sprachkunde. Der große Kant war der vorzüglichste unter seinen Lehrern; ihm hauptsächlich schien er nachzueifern. 1764 ging er als Collaborator an die Domschule nach Riga, mit welcher Stelle ein Predigtamt verbunden war. Seine Zöglinge und Zuhörer hingen enthusiastisch ihm an. Die Art, wie er als Lehrer die Studien behandelte, weckte, belehrte, ermunterte den Geist; als geistlicher Redner sprach er voll Einfalt, Herzlichkeit und ungeschminkter Wahrheit, daß er sich Aller Herzen bemächtigte, und hatte so großen Beifall, daß man sogar beschloß, für ihn eine geräumigere Kirche zu bauen. Man wollte ihn nach Petersburg als Inspektor der Petrischule haben; er aber nahm lieber eine andere Stelle als Reiseprediger des Prinzen von Holstein-Eutin an, mit dem er eine Reise durch Frankreich und Italien machen sollte. Die Welt in der Welt selbst zu studieren, war immer sein Wunsch gewesen; und es konnte sich keine schicklichere Gelegenheit dazu zeigen, als diese.

So trat er denn voll schöner Hoffnungen die Fahrt mit dem Prinzen an. Kaum hatten sie aber einen Theil von Teutschland und Frankreich durchstreift, so wurde Herder wieder von seinem alten Augenübel mit solcher Heftigkeit befallen, daß er in Straßburg zurückbleiben mußte. Ihn schien sein guter Genius hier aufgehalten zu haben, damit er an Göthe, der eben damals auch in Straßburg war, eine befreundete Seele finden möchte. Beide junge Männer lernten sich einander kennen und lieben; beide blieben sich auch mit treuer Freundschaft ergeben ihr Leben lang.

Herder hatte sich schon damals durch seine „Fragmente über die deutsche Literatur," seine „Kritischen Wälder" und andere Schriften einen bedeutenden Ruf erworben, obwohl für die Theologie noch nichts von Bedeutung geliefert; dennoch erhielt er in Straßburg den Ruf als Hofprediger, Superintendent und Consistorialrath nach Bückeburg, wohin er 1771 ging. In dieser Stelle machte er sich bald auch in der Reihe berühmter Theologen einen bedeutenden Namen, und erhielt 1775 einen Ruf als theologischer Professor nach Göttingen, welchen er aber nicht gleich annahm, weil man, aller Gewohnheit zuwider, verlangt hatte, daß er sich zu einem Examen oder Colloquium stellen solle. Wie unangenehm ihm dieses auch seyn mußte, so blieb ihm, da er sich in Darmstadt mit einer eben so geistreichen als liebenswürdigen Gattin verbunden hatte, doch keine Wahl übrig. Der Tag seiner Entschließung brachte ihm jedoch (eine Folge seiner Freundschaft mit Göthe) den Ruf als Hofprediger, General-Superintendent und Ober-Consistorialrath nach Weimar. War irgend ein Ort der Welt, wo der geniale Herder seinen ganzen Geistesreichthum entfalten, und nicht bloß ungestört, sondern auch befördert und vielfach angeregt, die schönste Wirksamkeit äußern konnte, so war es unstreitig Weimar, unter Amalias und Karl Augusts Regierung. Er kam im Oktober 1776 in Weimar an. Die schönsten Früchte seines reichen Geistes reiften hier, und Weimar wird sich noch lange dankbar Dessen erinnern, was Herder als geistlicher Redner, als Aufseher der Schulen, als Beförderer der Talente, als Stifter mancher trefflichen Einrichtungen segensreich gewirkt hat. Geliebt und geehrt von einem der würdigsten Fürstenhäuser, erhielt er manchen öffentlichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste; denn 1793 wurde er Vicepräsident und 1801 Präsident des Ober-Consistoriums, was bis dahin kein Bürgerlicher gewesen war. Darauf wurde er von dem damaligen Churfürst, nachherigem König von Bayern, Maximilian Joseph, in den Adelstand erhoben. Seine irdische Laufbahn beschloß er am 18. Dezember 1803 in dem 63. Lebensjahre.

In seinen Schriften hat er sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Die schönste Würdigung seines Wirkens ist die von Jean Paul in den „Heidelberger Jahrbüchern 1812." Die neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in 45 Oktavbänden, ist in mehrere Klassen abgetheilt, in Schriften zur schönen Kunst und Literatur, Schriften zur Religion und Theologie, und Schriften zur Philosophie und Geschichte gehörig. Man erkennt dadurch die Vielseitigkeit des Mannes, der mehr als 40 Jahre lang mit rastlosem Eifer unter uns gewirkt hat.

Das Hauptwerk Herders sind seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, in welchem alle Strahlen seines Geistes sich vereinigen.

Er war ein vollherziger, kräftiger Mensch; und Mensch im schönen Streben und Wirken zu seyn, darauf war all' sein Bemühen gerichtet. Er war Humanist und spricht uns als solcher in dem unvergänglichen Denkmal seines Geistes, in seinen Ideen, schön, rührend und erhaben an.

Unter seinen Poesien verdienen die zart- und tiefsinnigen Parabeln, Paramythien und Legenden, und die aus dem Spanischen entlehnten „Romanzen vom Cid" vorzügliche Auszeichnung. Diesem Manne mit einem für Gott und die Menschheit glühenden Herzen, ließ 1819 der Großherzog von Sachsen-Weimar eine Gedächtnißtafel von gegossenem Eisen auf das Grab legen, mit der Inschrift:

„Licht, Liebe, Leben."

Johann Amadeus Naumann.

Dieser merkwürdige Künstler, der als einer der größten Kirchen = und Theater = Componisten in der Geschichte der Kunst mit Ruhm genannt wird, war der Sohn eines Bauers zu Blasewitz, unweit Dresden, wo er im Jahre 1741 geboren wurde.

In seiner frühesten Jugend schon zeigte der Knabe einen ungemeinen Trieb zur Musik. Der Vater, der es gewahr wurde, übergab ihn daher einem Klaviermeister in Dresden, und ließ ihn zugleich in die dasige Stadtschule gehen, damit er auch sonst etwas Tüchtiges lernen möchte. So wanderte denn täglich der kleine Naumann wohlgemuth eine Stunde weit nach der Stadt, und machte Fortschritte, bei denen der Vater seinen Kosten = Aufwand nicht zu bereuen hatte.

Einst führte der Zufall einen schwedischen Musikus in Naumann's Haus. Der Künstler wunderte sich nicht wenig in dieser Bauernwohnung ein ziemlich gutes Klavier und schwer zu spielende Musikalien zu finden, und erkundigte sich: wer diese Musik spiele? Kaum konnte er glauben, daß es des Mannes dreizehnjähriger Sohn sey. Bald überzeugte er sich jedoch davon, gewann den Knaben lieb, und erbot sich, ihn mit sich nach Italien zu nehmen. Anfangs wollte der Vater

den Sohn nicht ziehen lassen; am Ende gab er aber doch seine Einwilligung, und so ging die Reise im folgenden Jahre 1755 wirklich vor sich.

Der Schwede behandelte seinen jungen Reisegefährten nicht sehr edel, gebrauchte ihn wie einen Aufwärter und ließ ihn dabei bittern Mangel leiden. Anstatt sich in der Musik zu üben, mußte der arme Naumann zu Padua sich seinen Unterhalt mit Notenschreiben verdienen, und unter fremden Menschen sein trocknes Brod mit Thränen benetzen. Indessen nahm des Jünglings Führer Unterricht für sich bei dem berühmten Tartini; dem armen Naumann aber lag die Pflicht ob, täglich das Instrument seines Herrn in das Haus des Lehrers zu tragen. Bei einer solchen Gelegenheit faßte er einst den Muth und bat den edlen Tartini gar wehmüthig um die Erlaubniß, seinen Unterricht an der Thür mit anhören zu dürfen. Der Mann wurde gerührt von der Bitte und der Lernbegierde des jungen Menschen, und nahm ihn von jenem Tage unentgeldlich zu seinem Schüler an. Bald darauf gelang es auch Naumann, einen bessern Herrn zu bekommen, und so hielt er denn drei Jahre und zwei Monate zu Padua aus.

Nun zeigte sich eine erwünschte Gelegenheit für ihn, auch die andern Städte Italiens zu besuchen. Ein teutscher Tonkünstler, Namens Bitscher, durchreiste nämlich, auf Kosten des Prinzen Heinrich von Preußen, das Land, um sich in der Musik weiter auszubilden. Ihn begleitete Naumann bis Neapel, wo er sechs Monate verweilte und große Vorliebe für die Theatermusik faßte. Noch nützlicher wurde ihm sein Aufenthalt in Bologna durch die Freundschaft des berühmten Tonkünstlers Pater Martini und des in der Folge eben so berühmten Hasse, der durch den siebenjährigen Krieg aus Teutschland vertrieben worden war. Eben dieser Krieg hinderte auch ihn, in sein Vaterland zurückzukehren, nach dem er sich herzlich zu sehnen anfing. Einsweilen näherte er sich den Grenzen Teutsch-

lands, indem er nach Venedig ging, wo er Unterricht in der Musik ertheilte und verschiedene Arbeiten componirte.

Seine Aeltern, die noch lebten und ihn zurückwünschten, hatte er nun acht Jahre lang nicht mehr gesehen. Naumann schickte ihnen die Partitur einer musikalischen Composition, mit der Bitte, sie dem sächsischen Hofe vorzulegen, wo er eine Anstellung wünschte. Die Mutter faßte Muth, sie eigenhändig der Churfürstin-Mutter, Maria Antonia, einer großen Musikkennerin, zu übergeben. Die Fürstin sah sie durch; konnte aber nicht glauben, daß der Sohn dieser Bauersfrau im Stande sey, solche Arbeit zu verfertigen; sie versprach jedoch dem Weibe, sich näher nach ihm zu erkundigen, und that es wirklich. Da nun alle eingelaufenen Nachrichten in dem Lobe des jungen Künstlers übereinstimmten: so erhielt er wirklich einen Ruf nach Dresden, und eine Anstellung als Kirchen-Componist mit einem kleinen Gehalt von 220 Thalern.

Naumann reiste 1765 vergnügt ins Vaterland zurück. Bald darauf erhielt er die Stelle eines churfürstlichen Kammer-Compositeurs, mit der Erlaubniß, eine zweite Reise nach Italien zu machen. Er unternahm sie in Begleitung zweier anderer Tonkünstler, hielt sich meistens in Neapel auf, componirte da seinen Achilles in Seyros für das Theater in Palermo, ging dann nach Venedig und sezte da seinen Alexander. Im Jahre 1771 kehrte er nach Dresden zurück, um zur Vermählung des Churfürsten die große Oper: la Clemenza di Tito, zu setzen. Sein Bruder, ein Maler, der nach Rom reisen wollte, gab Naumann Gelegenheit, ihn zu begleiten, und noch zwei Jahre in Italien zu verweilen, wo er in dreizehn Monaten fünf Opern componirte. Jezt kam ein Ruf nach Berlin mit dem Anerbieten eines Gehaltes von 1200 Thalern, allein der dankbare Künstler wollte den Churfürsten nicht verlassen, hatte es auch nicht zu bereuen, denn er erhielt zur Entschädigung eine Kapellmeisterstelle und einen Gehalt erst von 1500, dann von 2000 Thalern.

Bei seiner Rückkehr fand er viele Beschäftigung an dem schwedischen und dänischen Hofe. Für Gustav III. componirte er seinen Amphion, und zur Einweihung des neuen Theaters in Stockholm die Kora, unter allen seinen Werken das berühmteste, dann Gustav Wasa. Für den dänischen Hof sezte er 1785 den Orpheus. Von allen Seiten wurde der Künstler mit Gnaden-Bezeugungen überhäuft, und sein Churfürst ernannte ihn zum Ober-Kapell-Direktor mit 3000 Thalern Gehalt.

Zu Berlin sezte Naumann im Jahre 1787 die Medea und den Protesilaus, welche beide Opern mit großem Beifall aufgenommen wurden. Beim Abschied bezeigte ihm der König noch besonders seine Zufriedenheit durch eine goldene, mit Brillanten besezte Dose, in der sich 400 Friedrichsd'or befanden. Er machte sich in Berlin besonders durch die Bildung des Kapellmeisters Himmel verdient.

In seinen spätern Jahren beschäftigte er sich lieber mit Kirchenmusik; doch brachte er noch im Winter 1800 seine Oper Acis und Galathea auf das Dresdner Theater.

Am 18. Oktober 1801 starb er vom Schlage getroffen. Alle, die ihn kannten, beweinten seinen Tod und gedachten mit Wehmuth seiner Kunstfertigkeit, seiner Freundlichkeit und der Güte seines Herzens.

Friedrich II.

Friedrich der Grosse,

König von Preussen.

Dieser große Regent war ein Sohn Friedrich Wilhelms I. und der englischen Prinzessin Sophia Dorothea, die ihn am 24. Januar 1712 der Welt schenkte. Sein Vater, ein rauher Krieger und ein Feind der Wissenschaften und Künste, wußte die geistigen Anlagen an seinem Sohne nicht zu schätzen, und begnügte sich, ihm die gewöhnliche militärische Bildung geben, und fürs Erste einen Soldaten aus ihm ziehen zu lassen. Der Prinz mußte sich Tag für Tag im Exerzieren, Reiten, Fechten und Springen üben. Der General Graf Finkenstein war ihm zum Oberhofmeister, der Oberste von Kalkreut zum Unterhofmeister gesezt. Seine übrigen schönen Talente zur Musik und Dichtkunst wären unausgebildet, seine Neigung zu geistigen Beschäftigungen unbefriedigt geblieben, hätte sich der Prinz nicht hinter dem Rücken des Vaters mit der ganzen Wärme seines Herzens dem Studium der Wissenschaften und Künste hingegeben. Seine französische Erzieherin, Madame de Rocoules, und ein Franzose Namens Du Han de Jandun, hatten ihm mit

der französischen Sprache Liebe zur französischen Literatur beigebracht; darum las er schon früh mit großem Wohlgefallen die besten französischen Schriftsteller, übte sich selbst in der französischen Dichtkunst, und nahm Unterricht in der Musik. Und da er Sinn für alles Schöne besaß, so hielt er auch viel auf einen zierlichen Anzug, hübsch gekräuselte Haare, mit Einem Worte, auf ein stattliches Aeussere. Der Vater aber war ausser sich, daß aus seinem Sohne ein französischer Stutzer werden sollte, und ließ ihm in der ersten Aufwallung seines Zorns über die gemachte Entdeckung ohne Gnade den schönen goldbrokatnen Schlafrock in das Feuer werfen, und ein andermal ihm seine Haarlocken abschneiden. Alles, was er von dem Prinzen sah, mißfiel ihm, und nach und nach artete sein Unwille in Haß und Verfolgung aus. Er verlangte am Ende gebieterisch, Friedrich sollte der Thronfolge ganz entsagen, und sie seinem Bruder August Wilhelm überlassen. Da Friedrich sich weigerte, so nahm des Königs Erbitterung noch mehr zu; dem Prinzen aber wurde der harte Druck, unter dem er lebte, so unerträglich, daß er sich vornahm, bei Gelegenheit einer Reise nach Wesel, wohin er seinen Vater begleiten sollte, nach England zu fliehen. Niemand wußte um das Geheimniß, als seine Schwester Friederike, und zwei Freunde des Prinzen, der Lieutenant Katt und der Edelknabe Keith. Durch Katt's Unvorsichtigkeit wurde der Plan verrathen. Der Prinz, der bereits auf der Flucht war, wurde wieder eingeholt, und als Ausreisser einem Kriegsgerichte übergeben; die Prinzessin bekam als Mitschuldige von dem wüthenden Vater Ohrfeigen, Katt Faustschläge, Rippenstöße, Fußtritte; ein Kammerdiener, der gleichfalls um das Geheimniß gewußt haben sollte, wurde an die Karre geschmiedet. Noch nicht genug, Katt wurde als ein Staatsverräther zum Tode verurtheilt, und den Prinzen selbst sollte ein gleiches Schicksal treffen; nur mit Mühe wurde es durch die Vorstellungen der fremden Gesandten, und die muthige und standhafte

Weigerung des niedergesezten Kriegsgerichts, das Bluturtheil wider ihn auszusprechen, noch abgewendet. Achtzehn Monate lang mußte aber Friedrich als Gefangener auf der Festung Küstrin sitzen, nachdem er seinen Freund Katt um seinetwillen und vor seinen Augen einen schmählichen Tod hatte sterben sehen. Keith war der Strafe glücklich durch die Flucht entronnen.

Am Ende söhnte sich der harte Vater wieder mit dem Sohne aus, vermählte ihn mit der Prinzessin Elisabetha Christina von Braunschweig, und schenkte ihm die Grafschaft Ruppin. Friedrich wollte aber mit seiner jungen Gemahlin, so sehr er sie auch achtete, nicht leben, weil er sie wider seinen Willen hatte heirathen müssen, und zog sich erst nach Ruppin, dann nach Rheinsberg zurück, wo er sich in dem Umgang mit vertrauten Freunden, Gelehrten und Künstlern ganz den schönen Wissenschaften und Künsten widmete, und sich, von der Welt unbewerkt, zum König und zum Helden bildete.

Friedrichs Vater starb am 31. Mai 1740 und hinterließ ihm ein blühendes Reich, einen Schatz von 8 Millionen 700,000 Thalern, und ein schlagfertiges, trefflich geübtes Heer von 76,000 Mann. Friedrich war sogleich bemüht, es noch mehr auszubilden und zu vergrößern. In seiner jungen feurigen Seele glühete ein Heldenmuth und ein Thateneifer, den der kurzsichtige Vater nie geahnet hatte. Bald fand sich eine erwünschte Gelegenheit, der Welt zu zeigen, was in ihm lag. Das Brandenburgische Haus hatte nämlich durch Erbverträge gegründete Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, die Kaiser Leopold nach dem Tode des lezten Fürsten von Liegnitz eingezogen hatte, ohne die Rechte seines Nachbars zu achten. Friedrich II. nahm sich jezt vor, sie mit den Waffen in der Hand zurückzufordern. Keine

erwünschtere Gelegenheit dazu konnte sich zeigen, als der Tod Kaisers Karl VI., der am 10. October 1740 sechs Monate nach Friedrichs Thronbesteigung starb, und seine Tochter Maria Theresia als Erbin seiner Staaten hinterließ. Friedrich verlangte erst von ihr die freiwillige Abtretung jener vier Fürstenthümer, und erbot sich dagegen, sie mit Heeresmacht gegen alle ihre Feinde zu vertheidigen, und ihrem Gemahl seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben; da aber die Königin sich nicht gütlich dazu verstehen wollte, so war er selbst der Erste, der ihr feindlich in das Land fiel. Er besezte den größten Theil von Schlesien, schlug ihren Heerführer Neuperg in der Schlacht bei Molwitz, eroberte einen festen Platz nach dem andern, und erzwang schon im folgenden Jahre durch seinen Sieg bei Czaslau den Frieden, durch welchen ihm Schlesien und die Grafschaft Glatz abgetreten wurden, doch mit Ausnahme von Troppau, Jägerndorf und Teschen. Schon wenige Jahre darauf (1744) war aber zur Behauptung dieser Besitzungen ein zweiter Krieg nöthig, der für Friedrich rühmlicher endete, als er angefangen hatte, denn nachdem dieser im ersten Jahre mit großem Verluste aus Böhmen zurückgedrängt worden war, wurde im zweiten Jahre durch mehrere glänzende Siege der Dresdener Friede erkämpft (1745), wodurch die Bedingungen des vorigen Friedens bestätiget wurden.

Eilf Jahre lang konnte jezt Friedrich die Ruhe des Friedens zum Wohl seiner Völker benutzen. Er verbesserte die Gesezgebung, suchte den Ackerbau, die Fabriken, den Handel in Aufnahme zu bringen, und jedem Gebrechen abzuhelfen. Einsichtsvolle Staatsminister, wie Herzberg, Carmer, Zedlitz, unterstützten ihn in seinen Bemühungen.

Maria Theresia, deren Gemahl indessen den teutschen Kaiserthron bestiegen hatte, konnte aber den Verlust einer so schönen Provinz, wie Schlesien, nicht verschmerzen. Stets war sie daher insgeheim mit dem Gedanken beschäftigt, sie

ihrem Feinde wieder abzunehmen, und trat endlich in der Stille mit Rußland und Sachsen in ein Bündniß gegen ihn. Noch ehe es aber in Wirkung gesezt war, erhielt König Friedrich Nachricht hiervon, kam seinen noch ungerüsteten Feinden durch einen Einfall in Sachsen zuvor, und nahm das ganze sächsische Heer ohne einen Schwerdtschlag bei Pirna gefangen. So entspann sich der berühmte siebenjährige Krieg, in welchem sich der große König ohne andere Bundesgenossen, als die Engländer, gegen die Oesterreicher und Russen, die Franzosen, die Schweden und das bunte Heer des gesammten teutschen Reichs schlug, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß er am Ende aus dem gefährlichen Kampfe siegreich und ohne Länderverlust hervorging. Oft war er freilich seinem Untergange nahe, und nicht selten traf ihn Unglück Schlag auf Schlag so erschütternd, daß er alle Hoffnung aufgab, und Gift bei sich trug, um einen gänzlichen Fall nicht zu überleben; so weit sollte es aber nicht mit ihm kommen. Neue Siege und andere günstige Umstände führten im Jahre 1763 den Hubertsburger Frieden herbei, der dem langen Blutvergießen ein Ende machte. Friedrich selbst war in diesem Kriege unter allen seinen Heerführern der größte und glücklichste; nach ihm zeichneten sich vorzüglich sein jüngerer Bruder Heinrich, der alte Graf Schwerin und Leopold Fürst von Dessau, dann die Generale Seidlitz, Ziethen, Keith ꝛc. aus.

König Friedrich besaß nicht nur militärische Talente, sondern er hatte sich den Geist der Kriegskunst in seinem ganzen Umfang zu eigen gemacht. Er übersah Alles, und sorgte für Alles; benutzte mit größter Thätigkeit die erkämpften Vortheile, und raubte den Feinden die Frucht ihrer Siege. Mit Recht wird er daher den größten Feldherrn alter und neuer Zeit beigezählt. Allein er war nicht nur groß im Waffengetümmel, sondern auch in der Ruhe des Friedens. Seine erste Sorge nach dem Heimzug der

Heere war, die Wunden zu heilen, die sie seinem Volke geschlagen hatten. Der Provinz Schlesien, die am meisten gelitten, und fast all ihr Zugvieh verloren hatte, schenkte er 17,000 Pferde, erließ ihr die rückständigen Steuern, und gab noch Geld dazu. Der Provinz Pommern überließ er seinen ganzen Magazin-Vorrath und 12,000 Pferde. In der Neumark ließ er auf eigene Kosten zwei tausend abgebrannte Gebäude wieder aufbauen, und manchem Dorfe allein sechs bis siebenhundert Thaler zu Anschaffung einer Anzahl Zugochsen auszahlen; auch wurden unter sämmtliche Einwohner 68,000 Stück Schafe, 6000 Pferde, und Getreide aller Art ausgetheilt. Ueberhaupt schien es Grundsatz bei König Friedrich II. zu seyn, Alles, was das Land gab, wieder auf das Land zu verwenden, um es in den Stand zu sezen, noch mehr zu geben. Daher ließ er mit großen Kosten Sümpfe und stehende Wasser austrocknen und in tragbares Feld verwandeln, den austretenden Flüßen wurden nach und nach über 120,000 Morgen Land abgewonnen, und in treffliche Wiesen, gutes Ackerland, reiche Weiden verwandelt, auf denen zahlreiche Heerden das beste Futter fanden. Gegen 6000 neue Dörfer ließ Friedrich für neue Kolonisten erbauen, und die Unterstützung, die er so gern dem Landmanne gab, sezten diesen in den Stand, seine schlechten Sandfelder in fruchtbare Aecker zu verwandeln. Er hob die Leibeigenschaft der Bauern auf, schränkte ihre Frohndienste ein, ließ die schädlichen Gemeingüter vertheilen, und beförderte so auf alle Weise die Aufnahme des Ackerbaues. Dem Bürger aber suchte er neue Erwerbsquellen zu eröffnen. Es erhob sich unter ihm der schlesische Leinwandhandel zu dem höchsten Flor, und auch die Manufacturen in Baumwolle, Seide, Leder, Stahl ꝛc. kamen in sehr blühende Umstände.

Seine Lande vergrößerte Friedrich durch den größten Theil von Schlesien, die Grafschaft Glatz, Westpreussen und

Ostfriesland. Als er den Thron bestieg, fand er nicht dritthalb Millionen Unterthanen; bei seinem Tode herrschte er über sechs Millionen, und er verdankte ihre Mehrzahl nicht bloß allein seinen Eroberungen, sondern eben so sehr seinen weisen Staatseinrichtungen und seiner landesväterlichen Fürsorge. Aber nicht nur über zahlreiche und glückliche, sondern auch über aufgeklärte und gebildete Unterthanen wollte er herrschen. Daher nahm er sich mit besonderer Sorgfalt des Schulwesens an, verbesserte das Einkommen der Schullehrer, besonders bei den Volksschulen, beförderte das vernachlässigte Studium der Alten auf Schulen und Universitäten, berief auf leztere Männer, und begünstigte auf jede Art Gelehrsamkeit und schöne Künste, die er achtete und liebte.

Man beschuldigte diesen großen König der Ungerechtigkeit und Gleichgültigkeit gegen die teutsche Sprache und Literatur, und der Vorliebe gegen die französische; allein was war vor dem siebenjährigen Kriege die teutsche Literatur und Sprache? Was war sie besonders in den Jugendjahren Friedrichs? Friedrichs Bildung war französisch; und daher ist es ganz natürlich, daß er die früh gefaßte Vorliebe für alles Französische bis an seinen Tod behielt. In französischer Sprache schrieb und dichtete er, er sprach die französische Sprache mit allen seinen Umgebungen. Redete er teutsch, so drückte er sich schlecht und gemein aus. Nie hatte er auch orthographisch schreiben lernen.

Wie ganz anders zeigte er sich aber in seinen Schriften, besonders in den historischen, wodurch er sich dem Xenophon und Cäsar an die Seite gestellt, und sich unsterblich gemacht hat, wie sie. Durchgehends herrscht in denselben der edelste und würdigste Ton, durchaus das wärmste Gefühl für Vaterland und Volk. Er rühmt wenig von sich selbst, wenn er die Geschichte seiner Zeit erzählt, desto mehr aber von den Feldherren und Staatsmännern, denen

er einen Theil seines Ruhmes verdankte. Durch Einfachheit und Größe in Styl und Darstellung sind seine historischen Werke den Schriften der Alten ähnlich. In seinen poetischen Werken erhob sich zwar Friedrich nicht bis zur Höhe eines Dichters vom ersten Range, doch erwarb er sich einen ehrenvollen Platz unter denen vom zweiten. In allen seinen Schriften zeigt sich die Vernunft mit gründlichem Verstand, oft auch mit Witz verschwistert, und es ist kaum begreiflich, daß er bei so vielen wichtigen Geschäften so viel und so gut schreiben konnte. Sein heller, philosophischer, vorurtheilsfreier Geist gestattete auch Andern volle Denkfreiheit über Religion, Staatsverhältnisse und alle Gegenstände des menschlichen Wissens. Er selbst hatte seine eigenen Meinungen in Religionssachen; Andere aber ließ er ungestört bei ihrem Glauben. Als dieser große König am 17. August 1786 starb, beweinten seine Unterthanen allgemein seinen Tod.

Joseph Haydn.

Joseph Haydn, der Sohn eines armen Wagners, der sich in einem Dorfe an der ungarischen Gränze, nicht weit vom Städtchen Haimburg, von seinem Gewerbe dürftig nährte, wurde am 31. März 1732 geboren. Seine Eltern waren ein wenig musikalisch, und benutzten ihre Kunst, sich an den Sonntagen einen kleinen Verdienst damit zu verschaffen; der Vater spielte die Harfe, die Mutter sang und der kleine Joseph, erst fünf Jahre alt, strich die Violine. Während die musikalische Gesellschaft so von einer Schenke zur andern zog, bemerkte ein wackerer Schullehrer von Haimburg, der sie spielen hörte, daß der kleine Junge sehr richtig den Takt traf, und überhaupt gefiel ihm der Eifer, womit der Knabe Theil an der Musik nahm. Er hielt ihn daher für einen musikalischen Kopf, glaubte, es könne Etwas aus ihm gemacht werden, und erbot sich gegen die Eltern, ihn zu sich zu nehmen und zu unterweisen. Ganz gern gaben sie ihre Einwilligung, und so wurde nun der kleine Haydn von dem menschenfreundlichen Schulmeister aufgenommen, erzogen, im Lesen und Schreiben, im Gesang und auf der Violine, auch im Pauckenschlagen unterrichtet.

Schon hatte er 2 Jahre bei seinem Pflegevater zugebracht, als der kaiserliche Kapellmeister von Reuter, der zugleich die Musik in der Stephanskirche zu Wien leitete, nach Haimburg kam. Er machte einen Besuch bei dem dasigen Dechanten, von dem ihm der kleine Haydn empfohlen wurde. Der Knabe wurde sogleich gerufen und geprüft. Alles, was man von ihm gerühmt hatte, fand sich bestätigt, und der Kapellmeister nahm ihn, besonders der guten Stimme wegen, als Chorknabe mit sich nach Wien.

Nun sang der Knabe in der Hauptkirche Wiens acht Jahre lang, übte sich aber dabei unermüdet in der Musik, und fing schon im zehnten Jahre an, mehrstimmige Sachen zu componiren. Er gab dabei den Instrumenten tüchtig zu arbeiten, denn je schwärzer das Papier aussah, desto besser war, nach seinen damaligen Begriffen, die Musik.

Für seinen Unterhalt schien gesorgt, sein Fleiß hatte den erwünschtesten Erfolg, und Alles ging aufs Beste. In dem sechszehnten Jahre verlor er aber seine herrliche Sopranstimme, und mit derselben die bisherige Stelle beim Chor. Nun galt es, sich ganz allein durch seine Betriebsamkeit in der Welt weiter fortzuhelfen. Eine Zeit lang befand er sich in einer drückenden Lage; Alles wurde aber aufgeboten, sie erträglicher zu machen; er spielte beim Orchester, er ertheilte Unterricht, er componirte Musik. Wenn er sich nun, nach einem kümmerlichen Mahle, an sein von Würmern zernagtes Clavier sezen, und in den Tönen wühlen konnte, so fühlte er sich, ungeachtet aller seiner Entbehrungen, glücklicher als ein König. Mit besonderem Vergnügen erinnerte er sich aus jener Zeit an die sechs ersten Sonaten von Emanuel Bach, die er durchspielte. Die Werke dieses Tonkünstlers sprachen ihn ganz wundersam an, darum studirte er sie auch mit großem Fleiße, suchte den Styl zu fassen, und hatte ihnen viel zu verdanken.

Der berühmte Dichter Metastasio wohnte mit Haydn in einem und demselben Hause, welcher ein junges Frauenzimmer, Namens Martinez, bei sich erziehen ließ. Haydn übernahm es, ihr Unterricht im Gesang und im Clavier zu ertheilen, und erhielt dafür freien Tisch. Dabei aber hatte er noch einen andern größern Gewinn, er wurde nämlich bei Metastasio mit dem alten berühmten italienischen Tonsetzer Poepora bekannt, und lernte viel in dem Umgang mit ihm, in Hinsicht auf Gesang und Composition, auch übte er sich nach Wunsch in der italienischen Sprache.

In seinem achtzehnten Jahre wagte er es, mit seinem ersten Quartett hervorzutreten. Er fand damit allgemeinen Beifall, obgleich die Kunstrichter manchen Fehler wider die Regeln des reinen Satzes darin entdeckten. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß Haydn nie theoretischen Unterricht in der Musik gehabt, und ganz sich selbst gebildet hatte. Gleichwohl war nichts in seinen Arbeiten, wodurch wirklich ein feines Ohr beleidigt worden wäre; die kleinen Flecken aber, die Kenner daran entdeckten, wurden mehr als zur Genüge durch seinen geschmack- und ausdrucksvollen Satz vergütet.

Nun wurde Haydn als Organist bei den Karmelitern, in der Leopoldstadt, angestellt; er sang in der Stephanskirche, und eröffnete sich noch andere Erwerbsquellen. Defters durchzog er mit andern Musikfreunden die Straßen der Hauptstadt, Serenaden von seiner eigenen Composition spielend. So ließen sie sich auch einmal mit Instrumentalmusik und Gesang vor dem Hause des berühmten und beliebten komischen Schauspielers Kurz hören. Als sie damit zu Ende waren, kam Kurz zu ihnen herab an die Thür, dankte ihnen, und erkundigte sich nach dem Verfasser der Musik. Es wurde ihm der neunzehnjährige Haydn gezeigt, und sogleich bemühete er sich, das Versprechen von ihm zu erhalten,

eine Oper für sein Theater zu componiren. Vergebens suchte sich der Künstler mit seiner Unfähigkeit zu einer solchen Arbeit zu entschuldigen, er mußte sie übernehmen, und so entstand die Musik zum hinkenden Teufel. Des anstößigen Inhalts wegen wurde aber das Stück gleich nach der dritten Vorstellung verboten, und folglich auch die Musik nicht weiter bekannt.

Haydn's Name war indessen schon berühmt geworden, so, daß Fürst Esterhazy keinen Anstand nahm, dem jungen Künstler die Leitung seiner Hauskapelle zu übertragen. Für sie besonders sezte Haydn nach und nach die herrlichen Symphonieen, die wir ihm verdanken, und unter welche auch eine gehört, die unter dem Namen Haydn's Abschied bekannt ist. Der Fürst wollte nämlich seine Kapelle abdanken, und dieß gab dem Künstler die Idee zu jener Symphonie. Einer der Spielenden verstummt nach dem andern, rollt sein Notenblatt zusammen, löscht sein Licht aus und geht traurig davon, bis am Ende auch das lezte Instrument verhallt, und das ganze Orchester still, finster und verlassen ist.

Haydn hatte diese Kapelle, bei ihrer Auflösung, schon zwanzig Jahre dirigirt, und ging nun nach England; schon vorher aber sezte er für einen spanischen Kanonikus die bekannten sieben Worte des Erlösers am Kreuze. Zu London wurde Haydn mit solchem Beifall aufgenommen, daß er 1794 eine zweite Reise dahin unternahm. Die Engländer empfingen ihn bei seiner Ankunft mit noch grösserer Begeisterung, als vorher, und die Universität zu Oxford beehrte ihn mit der Doktorwürde. Vorzüglich durch die Britten verbreitete sich Haydn's Ruhm durch ganz Europa.

Nach seiner Zurückkunft kaufte er sich ein kleines Haus mit einem Garten, in einer Vorstadt Wiens, wo er im Frieden die Früchte seines Fleißes genoß. In seinem ein-

samen Aufenthalte componirte er noch im 65sten Lebensjahre eines seiner berühmtesten Meisterwerke, die Schöpfung, und noch viel später, fast am Ende seiner Tage, die Jahreszeiten.

Haydn erreichte das hohe Alter von 77 Jahren; er starb den 31. Mai 1809. Seine Werke bestehen in einer unglaublichen Menge Tonstücke aller Art. Allenthalben zeigt er sich unerschöpflich in Erfindung und Ausführung, allenthalben neu, originell, überraschend, und doch zugleich leicht, natürlich und ungekünstelt.

Johann Peter Uz.

Dieser wackere Dichter, voll reiner Liebe für Sittlichkeit und Vaterland, war der Sohn eines Goldarbeiters zu Ansbach, wo er am 3. Oktober 1720 geboren wurde. Schon als Knabe liebte Uz die Dichtkunst, und übte sie. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt lernte er die schöne Literatur der Griechen und Römer kennen, und wurde besonders für Anakreon und Horaz so sehr begeistert, daß er sie unermüdet las und wieder las. Von beiden Dichtern beschenkte er in der Folge sein Vaterland mit einer Uebersezung, ein Zeichen, daß sie auch bei reifern Jahren seine Lieblinge geblieben sind.

In seinem neunzehnten Jahre bezog er die Universität Halle. Hier wurde er Gleims vertrauter Freund. Beide Jünglinge lasen mit einander in ihren Nebenstunden, anstatt ihre kostbaren Augenblicke nach dem Beispiele Anderer auf eine unwürdige Art zu vergeuden, gemeinschaftlich die besten Schriften der Alten und der Neuen, besprachen sich darüber, und theilten sich ihre Urtheile mit. Noch gesellte sich ein dritter braver junger Mann zu ihnen, der nachherige Dichter Nikolaus Götz. Mit ihm übersezten sie zum Vergnügen

Homer, Pindar, Anakreon, aber ohne dabei ihre Hauptstudien zu vernachläßigen, denen sie vielmehr mit großem Eifer oblagen.

Die akademischen Jahre eilten so schnell dahin, und reich an Kenntnissen kehrte Uz in die Heimath zurück. In stiller Eingezogenheit lebte hier der junge Dichter den Musen und den ernsten Wissenschaften. Er sezte seine schon früher begonnenen Versuche in Oden und Liedern fort; Götz ließ indessen ihre gemeinschaftliche Uebersezung des Anakreon drucken, und Gleim Uzens erste kleine Sammlung lyrischer Gedichte. Schon ein Jahr vorher wurde aber Uz durch seine Anstellung als Sekretair bei dem Justiz-Collegium zum Geschäftsleben berufen. Diese kleine Stelle brachte ihm wenig Gewinn an Geld, ließ ihm aber desto mehr Zeit, darum behielt er sie willig 12 Jahre lang, und benützte seine Muse, wie vorher, zur Uebung der Dichtkunst. Die erste Frucht davon war sein Sieg des Liebesgottes; er versuchte sich in der poetischen Epistel, in Oden, in geistlichen und scherzhaften Liedern, im Lehrgedicht, in epischen Erzählungen, kurz, in fast allen Gattungen der Dichtkunst, und in keiner ohne glücklichen Erfolg. Den Preis vor allen andern aber trugen seine lyrischen Gedichte davon. In seinen Oden suchte er den römischen Odendichtern nachzufliegen, und in seinen scherzhaften Liedern übertrifft er oft Hagedorn an Stärke und Süßigkeit. Unter jenen zeichnet sich besonders Theodicee und die schöne Ode aus: „Wie lang zerfleischt mit eigner Hand Germanien sein Eingeweide.“ Aber Uz machte sich nicht nur um die Dichtkunst, er machte sich auch um die teutsche Sprache verdient, die er beherrschte, und die unter seinen Händen mehr Richtigkeit, Kraft und Wohllaut, als bei andern Dichtern erlangte.

So lebte Uz, treu dem Dienste der Musen, bis zum Jahre 1763, wo er von dem damaligen Markgrafen von

Ansbach und Bayreuth zum Assessor des kaiserlichen Landgerichts des Burggrafthums Nürnberg ernannt wurde. Nun aber häuften sich seine Berufsgeschäfte so sehr, daß er bald der Dichtkunst ganz entsagen mußte. Doch fand er noch Muse genug, an seinen frühern Arbeiten zu feilen, und eine neue verbesserte und vollständige Ausgabe seiner Werke zum Druck vorzubereiten. Im Jahre 1768 erschien sie im Drucke, und vier Jahre darauf kam eine zweite Auflage davon heraus.

Uz war nicht nur einer der besten teutschen Dichter, sondern auch ein trefflicher ungemein thätiger Geschäftsmann. Keiner der andern Räthe lieferte mehr, und juristisch gründlichere Arbeiten, als er; keiner übertraf ihn in leichter und lichtvoller Darstellung der verwickeltsten Fälle. Der Vormittag war ganz seinen Amtsgeschäften gewidmet; und dann fand man ihn ernst und still; der Nachmittag dagegen gehörte seinen Freunden und den Musen. Er war alsdann der aufgeräumteste Gesellschafter, und man verkannte nicht in ihm den Sänger der Lebensfreuden. Blieb er allein, so dichtete er zwar nicht mehr, weil er glaubte, die Zeit dazu sey schon bei ihm vorüber, aber er verbesserte an seinen Gedichten, oder schrieb Briefe, oder las das Neueste in der Literatur, denn er rückte unermüdet mit seinem Zeitalter fort. Darum wurde er aber doch den römischen und griechischen Dichtern nicht untreu, sondern nährte Geist und Geschmack damit bis an seinen Tod. Desto unzufriedener war er dagegen mit den neuesten Dichtern, die, seinen Ansichten nach, ihren Werken nicht die edle Form der Alten gaben.

Uz hatte das Schicksal so vieler andern trefflichen Schriftsteller, die im Auslande besser bekannt sind und geschätzt werden, als in dem Vaterlande. Zu Ansbach ehrte man wohl in ihm den brauchbaren Geschäftsmann, aber Viele wußten gar nicht, daß er Dichter, oder was für ein

Dich=

Dichter er sey. Der Markgraf selbst erfuhr es erst im Jahre 1770 zu Rom aus dem Munde des Pabstes Ganganelli, der ihm Glück wünschte, einen solchen Mann in seiner Residenzstadt zu besitzen. Der erstaunte Fürst ließ es sich zweimal sagen, und mochte sich wohl etwas schämen, daß er so wenig von den berühmten Männern in seinem Lande wußte. Nach seiner Zurückkunft ließ er den merkwürdigen Mann rufen, um ihm seine Achtung auszudrücken. Um ihm einen thätigen Beweis davon zu geben, ernannte er ihn zum Direktor des burggräflichen Landgerichts mit dem Charakter eines geheimen Raths. Uz, dem wenig an dem Flittergolde eines leeren Titels gelegen war, begnügte sich mit der Direktorwürde und verbat sich den geheimen Rath. Wenige Stunden vor seinem Tod, wurde ihm noch das Patent als wirklicher preussischer geheimer Justizrath überreicht. Allein schon hatte seine Seele, die bereits im Begriffe war, sich loszuwinden von den Banden dieser Erde, keinen Sinn mehr für nichtige irdische Ehre. Er entschlief sanft am 12. Mai 1796 in einem Alter von 76 Jahren. Er war nie verheirathet, und lebte erst mit seiner Mutter und Schwester, abgezogen von der Welt, aber zufrieden, und am Ende ohne Verwandte, bis endlich sein Stündlein schlug. Auf einem der anmuthigsten Plätze im Hofgarten zu Ansbach wurde dem edlen Weisen, von der Gesellschaft für vaterländischen Kunst- und Gewerbfleiß ein Ehrendenkmal errichtet, wozu Plan und Zeichnung der Architekt Heideloff lieferte.

Georg Friedr. Händel.

Friedrich Händel, einer der ersten und größten teutschen Tonkünstler, wurde am 24. Februar 1684 zu Halle an der Saale geboren, wo sein Vater Wundarzt war. Die Natur hatte ihn ganz zum Musiker geschaffen. Ohne Unterricht lernte er aus eigenem innerem Triebe das Klavier, und spielte es schon in seinem siebenten Jahre mit bewunderungswürdiger Fertigkeit. Seinem Vater, der die Musik für eine brodlose Kunst hielt, wäre es lieber gewesen, wenn der Kleine recht Latein gelernt hätte; der ehrliche Mann wurde daher ganz verdrüßlich über das ewige Musiciren, und die Zeit, die damit verloren ging, drohete auch im Zorn, ihm das Klavier zu zerschlagen, wenn er nicht aufhören würde. Darum ließ sich der arme Junge den alten Kasten auf den Boden tragen, und sezte seine Uebungen unter dem Dache fort.

Der Vater machte einst, in Begleitung seines Sohnes, eine Reise nach Weißenfels, in das fürstliche Hoflager, wo der kleine Händel Gelegenheit hatte, sich vor dem Herzog auf der Orgel hören zu lassen. Der Fürst war ganz er-

staunt über die Fertigkeit und den Ausdruck, womit der Knabe in den Tönen wühlte, beschenkte ihn reichlich, ermunterte ihn, und beredete den Vater, ihn ganz seiner Neigung zu überlassen.

Nun bekam er an Zachau, dem Organisten an der Domkirche zu Halle, einen geschickten Lehrer. Unter seiner Leitung machte Händel so rasche Fortschritte, daß er schon im neunten Jahre eine vollständige Kirchenmusik mit Singstimmen und Instrumenten sezte, und bald seinen Lehrer sichtbar überflügelte.

Im Jahre 1698 ging er nach Berlin, wo damals unter der Regierung des prachtliebenden Churfürsten, nachmals Königs Friedrich I., die Oper trefflich besezt war, und machte neue Fortschritte in seiner Kunst unter der Leitung Attilio's. Noch mehr zog ihn Hamburg an, wo ihm wirklich bei der Oper sein Glück blühte. Er trat als Musiker in das Orchester, wurde aber bald nach Kaisers Abgang, weil er sich vom Anfang an rühmlich ausgezeichnet hatte, Musikdirektor. Hierüber gerieth ein zurückgesetzter Nebenbuhler in solche Wuth, daß er Händel, während sie mit einander aus dem Schauspielhause gingen, einen Degenstich beibrachte, der seinem Leben galt, aber glücklich von einem Notenbuche aufgefangen wurde.

Almeira, seine erste Oper, fand so viel Beifall, daß sie dreißigmal nach einander aufgeführt wurde. Auch Florinde und Nero gefielen sehr. Ruhig hätte nun der junge Künstler seines aufblühenden Ruhmes genießen können. Aber das Verlangen, das Vaterland der Musik zu besuchen, und dort vollends ganz zu werden, was er werden konnte, trieb ihn nach Italien. Er hatte sich in Hamburg einige hundert Dukaten erspart; damit ging er 1705 nach Florenz, wo er sich durch eine neue Oper Rodrigo, den Beifall des Hofs

erwarb, und durch sein Spiel und seine Composition gleich große Bewunderung erregte. Wirklich hatte er es auf mehreren Instrumenten zu einer seltenen Vollkommenheit gebracht. Im Orgelspiel hatte er seines Gleichen nicht, und auf der Harfe kam ihm in Italien nur Dominico Scarletti bei. Einst, da sich Händel zu Venedig bei einem Maskenballe vermummt auf diesem Instrumente hören ließ, rief Scarletti, der zugegen war: „Nur der Sachse, oder der Teufel kann so spielen.“

Von Venedig ging er nach Rom, von Rom nach Neapel, und erwarb sich allenthalben durch seine Compositionen und sein Spiel Ehre und Auszeichnung.

Nach sechs Jahren kehrte er nach Teutschland zurück, wo er von dem damaligen Churfürsten von Hannover, nachherigem Könige von England, Georg I. mit 1500 Thalern Gehalt zu seinem Kapellmeister ernannt wurde, doch mit der Erlaubniß noch eine Zeit lang zu reisen.

Im Jahre 1710 ging Händel also nach England, wohin ihm der Ruhm seines Namens vorausgeeilt war. Hier componirte er in Zeit 14 Tagen seinen Rinaldo, der lange die Lieblingsoper der englischen Nation geblieben ist.

Nun kehrte er nach Hannover zurück, kam aber schon 1712 mit Bewilligung des Churfürsten wieder, und ließ sich jezt, von dem Beifall, den er fand, so betäuben, daß er ganz seine Dienstverhältnisse vergaß, und in London als Aufseher über die Oper auf dem Hay-Markettheater mit 200 Pfund Gehalt blieb. In Kurzem hob er die Oper zu einer Höhe, die sie vorher nie erreicht hatte. Nun aber kam er in eine Lage, in der ihm die Vernachlässigung seiner Dienstpflichten theuer hätte zu stehen kommen können. Eben dieser beleidigte Churfürst wurde im Jahre 1714, nach dem Tode der

Königin Anna, König von England, und war Anfangs sehr geneigt, Händeln seine Ungnade fühlen zu lassen; durch Händels Freunde wurde aber das Ungewitter beschwichtigt, und sein Gehalt sogar von dem neuen Regenten bis auf 600 Pfund erhöht, doch unter der Bedingung, daß er die königlichen Prinzessinnen in der Musik unterrichten sollte.

Händel sezte nun von 1715 bis 1720 seinen Amadis, seinen Theseus, seinen Pastor Fido, und eine Menge anderer Werke, besonders seinen Rademisio, der mit unglaublichem Beifall aufgenommen wurde. Von Großen und Niedern gesucht, geehrt, geliebt, lebte er ein sehr glückliches Leben. Der Adel und der König unterzeichneten ihm 50,000 Pfund zur Errichtung einer musikalischen Akademie, zur Bildung vorzüglicher Sänger und Tonkünstler; und dieses Institut erhielt sich mit großem Ruhm neun Jahre lang.

Jezt hatte er das Unglück, sich mit seinem ersten Sänger, Venesino, dem Liebling des Publikums, zu entzweien. Händel, zu stolz, ihm nachzugeben, entließ ihn, und verscherzte so die Gunst des Hofes und des Volkes. Er sezte bis zum Jahr 1740 wohl über dreißig Opern, aber keine fand mehr Beifall. Durch Intriguen wurde seine Gesundheit erschüttert. Am Ende lähmte ihm ein Schlagfluß den rechten Arm. In den Bädern zu Aachen suchte er Heilung und fand sie. Nun kehrte er wieder nach England zurück, und es ging ihm wieder neues Glück auf. Sein Messias wurde bald das Lieblingsstück der Nation, obwohl seine Oratorien anfänglich nicht gefallen wollten.

Im Jahre 1751 wurde Händel von einer Augenkrankheit befallen, die seine gänzliche Erblindung zur Folge hatte. Aber auch blind spielte er noch Concerte und componirte auch fort bis acht Tage vor seinem Tode, der am 13. April 1759 erfolgte. Sein Leichnam wurde in der Westmünster

Abtei, dem Begräbnißort der Könige, beigesezt, und sein Gedächtniß durch ein schönes Denkmal verewigt.

Von Person war Händel groß und stämmig, aber unbehülflich in seinem Anstande; im Umgange auffahrend, rauh, absprechend und von finsterm, wenig einnehmenden Ansehen. Wenn sich aber sein Gesicht aufklärte, so schien sich der Himmel aufzuthun; in seinen geistvollen Augen strahlten dann Verstand, Genie, Witz und gute Laune. Er besaß das Talent äusserst komisch zu erzählen, und war ein unermüdeter Arbeiter, und nahm wenig Antheil an Gesellschaften und Lustbarkeiten.

Salomon Gessner.

Teutschlands lieblichster Idyllendichter und zugleich ein geistvoller Maler ländlicher Scenen, Salomon Geßner, war am 1. April 1730 zu Zürich geboren. Sein Vater, ein Buchhändler, und Mitglied des großen Raths, wollte ihn, wie andere Knaben seines Standes, in der lateinischen und griechischen Sprache gut unterrichten lassen; allein der kleine Salomon war von hoffnungsloser Dummheit. Er brachte durch seine scheinbare Unfähigkeit und Ungelehrigkeit die pedantischen Lehrer, die nichts von seinen verborgenen Anlagen und seinem innern Leben ahneten, in Verzweiflung. Anstatt sich auf den Cornelius Nepos vorzubereiten, las er zu Hause den Robinson Crusoe; und statt in der Schule der Erklärung der Grammatik zuzuhören, formte er Bildchen von Wachs. Darum nahmen die Klagen über ihn kein Ende, und der Vater sah sich genöthigt, ihn ganz zu Hause zu behalten.

Ihn däuchte aber doch, der Jüngling sey nicht ganz ohne Talente, und ein Freund, der tiefer in das Innere desselben sah, als die Lehrer, bestätigte ihn in seiner Meinung. Wie leicht konnte der aufstrebende phantasiereiche Geist, der an dem trockenen Sprachstudium keinen Gefallen fand, durch den fortwährenden kränkenden und beschämenden Tadel niedergeschlagen worden seyn!

Noch einen Versuch mit andern Lehrern zu machen, wurde beschlossen. In der Gegend von Zürich lebte ein kenntnißreicher, in der Erziehungskunst wohlerfahrner Landprediger. Ihm wurde Salomon zum Unterricht übergeben, und nun nahm seine Bildung, bei der freundlichen und sanften Behandlung, die er hier fand, bald eine andere Wendung. Er las mit dem Sohne des Hauses die besten teutschen Schriftsteller, erwachte in dem Umgang mit den herrlich aufblühenden Töchtern, fühlte sich zur Zeichnungs- und zur Dichtkunst im Genuß der schönen Natur begeistert, und trieb sogar jezt mit Liebe das Studium der lateinischen Sprache.

Sich selbst nicht mehr ähnlich, kehrte er nach 2 Jahren zum Vaterhause zurück. Er war jezt 18 Jahre alt, und suchte in dem Umgange mit Gelehrten seine Kenntnisse immer mehr zu erweitern; er las, zeichnete, schrieb, dichtete. Des Vaters Wunsch aber war, daß sich sein Sohn dem Buchhandel, nicht den Wissenschaften, widmen möchte; er schickte ihn daher nach Berlin, wo Salomon sich in einer guten Handlung diesem Geschäfte widmen sollte. Allein die Handlangerarbeiten, wozu er gebraucht wurde, eckelten ihn an, und er verließ daher, kurz entschlossen und ohne anzufragen, das Haus seines Lehrherrn, und miethete sich ein eigenes Zimmer, wo er anfing, mit großem Eifer kleine Landschaften nach eigener Erfindung zu malen. Hofmaler Hempel unterstützte ihn mit seinem Rath, und Geßner beschloß, im Falle er von seinen Eltern verlassen werden sollte, von dem Ertrag solcher Arbeiten zu leben. So weit ließ es aber der Vater nicht kommen. Er ertheilte ihm die Erlaubniß, sich nach eigenem Gutbefinden in Berlin zu beschäftigen, und unterstützte ihn nach besten Kräften.

Jezt war niemand glücklicher als Geßner. Er war nicht zum Kaufmann, sondern zum Dichter und Künstler geboren. Damals lebte zu Berlin der Dichter Ramler. Geßner zeigte

ihm seine poetischen Versuche, und fand Ermunterung. Ramler aber beurtheilte den Versbau mit so unerbittlicher Strenge, daß der junge Dichter verzweifelte, hierin den Forderungen des strengen Kunstrichters jemals ganz Genüge leisten zu können. Er hörte daher auf, in Versen zu schreiben, und wählte dafür harmonische Prosa, die ihm besser gelang.

Der Vater wünschte endlich seine Heimkehr in das Vaterland, und der Sohn war bereit, zu gehorchen; vorher aber machte er noch eine Reise über Braunschweig nach Hamburg, wo er des Dichters Hagedorn Bekanntschaft suchte, dessen Umgang auf die Bildung seines Geschmacks merklichen Einfluß hatte.

Er lebte nun fortan zu Zürich als Buchhändler, Maler und Dichter. Als Dichter trat er zuerst 1751 mit dem Liede eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen auf. Zwei Jahre darauf erschien sein Daphnis, ein Schäfergedicht, wozu ihm eine französische Uebersezung des Griechen Longus die erste Idee gab; und noch zwei Jahre später ein Bändchen seiner Idyllen, auf die ihn eine lateinische Uebersezung der Hirtengedichte Theokrits führte. Hierauf kam der Tod Abels, 1762 eine Sammlung seiner Gedichte in vier Bänden. Geßners Muse schwieg nun eine Zeit lang, vermuthlich weil der Dichter ganz zum Maler geworden war. Im Jahre 1772 erschien aber ein zweites Bändchen der Idyllen und zugleich der bekannte Brief über die Landschaftmalerei.

Geßner vermählte sich mit einem sehr schönen, aber mehr geist- als geldreichen Mädchen. Um sich, ohne seinem Vater lästig zu werden, die Mittel zur Unterhaltung einer Familie zu verschaffen, legte er sich mit doppeltem Eifer auf die Malerei. Diese Kunst, die ihm bis zu seinem dreißigsten Jahre nur Zeitvertreib war, machte er sich nun zu einem ernsten Geschäfte, und sah bald seinen Fleiß durch

den glänzendsten Erfolg belohnt. Der Maler wurde durch den Dichter gehoben. Sein Ruhm als Idyllendichter hatte sich nicht nur durch Teutschland, sondern durch Europa verbreitet, und in Frankreich und Italien, zum Theil auch in England, wo man seine Werke doch nur aus Ueberseʒungen kannte, war man selbst noch mehr davon begeistert, als in des Dichters Vaterlande. Darum wurden die Gemälde und Zeichnungen von seiner Hand wie heilige Reliquien gesucht, und schon zu seinen Lebzeiten sehr theuer bezahlt. Eben so die radirten Blätter, die sich durch eine leichte und kräftige Nadel empfehlen. Seine Gemälde, die, eben so wie die Kupferstiche, theils wilde, theils sanft romantische Landschaften vorstellen, sind alle mit Wasserfarben gemalt, und, besonders im Baumschlag, sehr gut behandelt.

Schon vor dem gesetzmäßigen Alter war Geßner zum Mitgliede des täglichen Rathes in seiner Vaterstadt erwählt worden. Die ihm eigene Bescheidenheit verließ ihn auch da nicht. Er suchte sich nicht hervorzudrängen, und sprach nur wenig, aber gut. Seine lezten Lebensjahre brachte er in dem sogenannten Silwalde, eine Meile von Zürich, zu, hier starb er auch am 2. März 1788 in seinem 58. Jahre.

Die Welt verlor an ihm einen bescheidenen, sanften, edeldenkenden Mann, von natürlichen und einfachen Sitten, einen geübten Künstler, und einen der liebenswürdigsten bukolischen Dichter, der seitdem von keinem andern seiner Art übertroffen worden ist. Den Idyllen gebührt der Vorzug vor allen seinen übrigen Werken. Wohlwollen, Mitleid, Liebe, Genügsamkeit, Ehrfurcht gegen die Götter, die Eltern, und das Alter sind die Tugenden, die er empfiehlt.

Auf dem Schießplatz bei Zürich, da wo sich die Sihl und die Limiat vereinigen, wurde dem Andenken Geßners, von seinen Mitbürgern, ein Monument errichtet.

Gotthold Ephraim
Lessing,

ein riesenmäßiger, kraftvoller und vielumfassender Geist, der sich bald in poetischen, bald in prosaischen Schriften offenbarte, und sich mit einer ganz besondern Stärke und Lebendigkeit in seinen kritischen, philosophischen und artistischen Untersuchungen aussprach.

Am 22. Januar 1729 war dieser merkwürdige Mann in dem Städtchen Kamenz in der Lausitz geboren, wo sein Vater Prediger war. Er erhielt von einem Privatlehrer die erste Unterweisung in den Anfangsgründen des menschlichen Wissens; der Vater selbst ertheilte ihm Unterricht in der Religion, und ein Maler, der sich im Städtchen befand, in der Zeichenkunst. Am meisten lernte aber der junge Lessing in der reichhaltigen Büchersammlung des Vaters. Seine weitere Bildung erhielt er in der Stadt-Schule zu Königsbrück, hauptsächlich aber in der Fürsten-Schule zu Meissen, wohin er in seinem zwölften Jahre abging. Hier lernte er Latein und Griechisch, studirte die alten Dichter, fing an ihren Geist zu empfinden, bemühte sich, sie nachzuahmen, und versuchte sich auch schon selbst in Gedichten. So studirte er zu Meissen mit immer regem Eifer; und den fünf Jahren,

die er sich hier aufhielt, hatte er, seinem eigenen Geständnisse nach, hauptsächlich seine Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu danken.

Er ging im Jahre 1746 nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Die Lehrer in diesem Fache, zu dem er ohnehin wenig Neigung zu fühlen schien, befriedigten ihn aber wenig; daher besuchte er selten ihre Hörsäle, beschäftigte sich aber dafür mit desto größerem Eifer, für sich allein, mit dem Studium der Aesthetik, der Philosophie, Mathematik und Naturlehre; dabei wurde fleißig geritten, gefochten, getanzt, denn er hielt solche gymnastische Uebungen für vorzüglich geeignet, dem Gelehrten seine Steifheit zu benehmen, und ihm Leichtigkeit und Sicherheit in seinen Bewegungen und seinem Anstande zu verschaffen. Aber auch der Geist mußte Festigkeit und Gewandtheit erlangen; darum übte er sich mit andern jungen Leuten, unter der Leitung des Hofraths Kästner, fleißig im Disputiren. Einer der vornehmsten seiner Freunde war der bekannte Kreis-Steuereinnehmer Weiße, der eben so, wie er, von heißer Liebe für die schönen Künste glühete. An seiner Seite versuchte Lessing sich in der dramatischen Dichtkunst, und trat mit seinen ersten Lustspielen: Damon, die alte Jungfrau, der junge Gelehrte hervor. Die Bekanntschaft aber, die er mit einer Schauspielerin, Namens Neuber, und ihrer Gesellschaft machte, gefiel dem Vater nicht; er rief daher den Sohn nach Hause zurück, und dieser folgte dem Rufe.

Was er zu Leipzig begonnen hatte, das sezte der junge Mann jezt in der reichen Bibliothek des Vaters fort; er arbeitete in dem Fache der schönen Wissenschaften, und dichtete anakreontische Lieder von Liebe und Wein. Doch nur eine kurze Zeit, denn er erhielt bald die Erlaubniß, wieder nach Leipzig zurückzukehren, und sich dort dem akademischen Leben zu widmen.

In Leipzig angekommen wurde die Bekanntschaft mit den Schauspielern wieder fortgesezt; da aber die vorzüglichsten die Gesellschaft indessen verlassen hatten, so fühlte Lessing sich von den Uebrigen wenig angezogen. Daher gefiel ihm auch der Aufenthalt in Leipzig nicht länger. Er ging nach Berlin, wohin ihm ein lieber Freund, Christoph Mylius, schon voraus gereist war, und gab hier die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: Kleinigkeiten, heraus.

Er hatte seinem Vater versprochen, sich zum akademischen Lehrer zu bilden. Darum ging er nach Wittenberg, studirte dort eifrig in Gemeinschaft mit seinem Bruder fort, machte zur Abwechslung, wenn ihn der Witz drängte, Sinngedichte auf die Professoren und ihre Töchter, wurde Magister, und übersezte des Spaniers Huart Werk von der Prüfung der Köpfe in das Teutsche, auch versuchte er, vermuthlich nur zur Uebung seiner Kräfte, Klopstocks Messiade in lateinische Hexameter zu übertragen. Er hielt aber nicht nach dem Wunsche seines Vaters Vorlesungen, sondern kehrte 1753 nach Berlin zurück, von Berlin nach Leipzig, von Leipzig wieder nach Berlin. Nirgends fand er eine bleibende Stätte. Um das Jahr 1753 verfügte er sich von Berlin aus nach Potsdam, um dort in ungestörter Ruhe sein Trauerspiel Miß Sara Sampson zu schreiben. Einige Jahre später fing er mit Nicolai und Mendelsohn die Bibliothek der schönen Wissenschaften an, dann ging er an seine Emilie Galotti, sein vorzüglichstes dramatisches Werk nach Nathan dem Weisen, und endlich begann er mit seinen Freunden die berühmten Literaturbriefe, die so wohlthätig auf die Bildung des Geschmacks unserer Nation gewirkt haben. So lebte er nun ohne Amt einzig und allein von dem Ertrage seiner Schriftstellerei, und gerieth nicht selten in die bedrängtesten Umstände.

1760 wurde er Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, bald darauf auch Sekretair des Generals

Tauenzien zu Breslau. Sein unruhiger Geist ließ ihm auch hier keine Ruhe, und trieb ihn 1765 nach Berlin zurück, wo er seinen Laokoon und seine Minna von Barnhelm drucken ließ. Zwei Jahre hatte er hier gelebt, als er von einigen reichen Freunden der Schaubühne nach Hamburg eingeladen wurde, um als Theaterdichter zur Verbesserung der dortigen Bühne mitzuwirken. Er ging und schrieb seine Dramaturgie, die einen Schatz feiner Bemerkungen über die aufgeführten Stücke und gründliche Untersuchungen über die Natur der dramatischen Kunst enthielten. Aber auch dieses Verhältniß wollte nicht bestehen. Aergerlich über die Uneinigkeit der Vorsteher, zog er sich wieder zurück, und nun verschlimmerten sich seine äussern Umstände so sehr, daß finsterer Unmuth sich seiner Seele bemächtigte.

Ein Ruf als Bibliothekar nach Wolfenbüttel kam ihm in dieser Lage sehr erwünscht. Der braunschweigische Hof, von dem Künste und Wissenschaften in hohen Ehren gehalten wurden, öffnete ihm angenehme Aussichten; aber auch hier war Lessing mitten unter den wissenschaftlichen Schätzen der Bibliothek nicht vergnügt, und wurde, wie er sich in einem Briefe an einen Freund ausdrückte, immer mißvergnügter. Um sich zu zerstreuen, machte er mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig 1775 eine Reise nach Wien und nach Italien, von wo er, bereichert an Kenntnissen, nach acht Monaten wieder nach Wolfenbüttel zurückkam.

Es erwarteten ihn hier neue unangenehme Stunden. Er fand in der herzoglichen Bibliothek die berüchtigten Fragmente eines unbekannten Dreisten, und ließ sie drucken. Darüber gerieth die ganze theologische Welt in Bewegung; bald sah er sich in einen hitzigen Federkrieg verwickelt. Hierzu kam noch der Tod seiner Frau, die im Wochenbette starb, und so versank er immer tiefer in dumpfen Trübsinn.

Seine Gesundheit fing an zu wanken; er klagte über zunehmende Engbrüstigkeit. Am 15. Februar 1781 legte er sich zu Bette; aber schon einige Minuten darauf war er nicht mehr.

Die Welt verlor an Lessing einen Mann, der mit rastlosem Eifer nach Wahrheit strebte, und mit dem ganzen Umfang der Kräfte seines Geistes das Große, Gute, Schöne zu befördern suchte. Seine dramatischen Werke stehen auf einer sehr hohen Stufe, seine Fabeln hingegen gehören zu den vortrefflichsten. Besondern Dank ist ihm die teutsche Literatur und Sprache schuldig. Er gab in seinen Schriften durch seine reine, leichte und kräftige Prosa das Beispiel des besten Styles. Niemand kannte besser als er die teutsche Sprache nach ihren Eigenthümlichkeiten, ihrem Reichthume, ihrer Geschichte, und kein Schriftsteller wußte ihre Vorzüge besser zu benutzen.

Georg Christoph Lichtenberg.

Lichtenberg, einer der größten teutschen Physiker und der witzigsten Schriftsteller Teutschlands, war der Sohn eines Landbewohners zu Oberamstädt, nicht weit von Darmstadt, und unter den achtzehn Kindern seiner Eltern der jüngste. Er soll am 1. Juli 1742 geboren worden seyn. Bis zum achzehnten Jahre schien er ganz gesund und gut gebaut; von dort an aber zeigten sich die Folgen der Unachtsamkeit einer Wärterin, die ihn in seinen ersten Jahren hatte fallen lassen. Es war ihm durch diesen Fall das Rückgrad verrenkt worden, und er behielt davon auf Lebenslang einen verwachsenen Körper.

Eine rege Wißbegierde äusserte sich bei dem Knaben schon sehr früh. Auf dem Gymnasium zu Darmstadt suchte er sie zu befriedigen, und legte sich da mit besonderer Liebe auf die Mathematik, machte auch bald so gute Fortschritte in dieser Wissenschaft, daß er sich stark genug fühlte, einem seiner Mitschüler Vorlesungen über die Geometrie nach Käst-
ners Anfangsgründen zu halten. Der damalige Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt, der Nachricht von die-
ses

ses jungen Menschen ganz besondern Anlagen zu den mathematischen Wissenschaften erhielt, nahm sich vor, ihn zu unterstützen und dereinst als Professor nach Gießen, oder als Beamten beim Wasserbau am Rhein, anzustellen. Muthig studirte daher der Jüngling auf der Schule fort, bis zu seinem neunzehnten Jahre, wo er in einer Rede in Versen über den Unterschied zwischen wahrer Philosophie und philosophischer Schwärmerei dem Gymnasium Lebewohl sagte.

Von Wißbegierde glühend, ging er nun nach Göttingen, um sich da nicht nur einzelnen Theilen der Gelehrsamkeit, sondern der gesammten Wissenschaft zu widmen.

Bald zog ihn aber seine Neigung wieder mehr zu den einzelnen Zweigen derselben, besonders zur Sternkunde hin; er schloß sich daher an Kästner an und machte mit ihm viele interessante Beobachtungen.

So verweilte er zu Göttingen, bis zu seinem acht und zwanzigsten Jahre, wo er als Professor der Mathematik in Gießen angestellt werden sollte. Da man ihn aber in Göttingen nicht verlieren wollte, so wurde ihm eine ausserordentliche Professur daselbst angeboten. Diese zog Lichtenberg der Stelle in Gießen vor, und blieb nun, wo er war.

Er fand nach einigen Jahren Gelegenheit, eine Reise nach England zu machen. Er begleitete nämlich zwei junge englische Edelleute nach London. Hier verweilte er einige Zeit, machte Bekanntschaft mit den dasigen Astronomen, und ließ sich dem König und der königlichen Familie vorstellen, von welcher er mit vielem Wohlwollen aufgenommen wurde. Noch interessanter für ihn war aber eine zweite Reise, die er vier Jahre darauf, im Jahre 1774, unternahm, weil er sich indessen der englischen Sprache vollkommen mächtig gemacht hatte. Die Wissenschaften blieben auch auf dieser Reise sein Hauptaugenmerk; er besuchte aber auch die Gesellschaften, den Hof, die Schauspiele, und schrieb mit dem

ihm eigenen Beobachtungsgeiste und Scharfsinne Briefe über den großen Schauspieler Garrick und das englische Theater.

Bald nach seiner Zurückkunft nach Göttingen starb der Professor Errleben, und nun fing Lichtenberg an, an dessen Stelle Experimental-Physik und angewandte Mathematik zu lehren; daneben las er auch Astronomie, reine Mathematik und Algebra. Zu seinen Vorlesungen über die Physik versah er sich, keine Kosten scheuend, mit einem wahrhaft königlichen Apparate, den in der Folge die Universität gegen eine jährliche Leibrente von 200 Thalern an sich brachte.

1788 wurde Lichtenberg königlich großbritannischer Hofrath und ordentlicher Professor der Physik. Schon früher war seine Feder unaufhörlich theils mit wissenschaftlichen Abhandlungen, theils mit humoristischen Aufsätzen beschäftigt. Zu leztern fand er mancherlei erfreuliche Veranlassungen, unter welche auch Lavaters physiognomische Grübeleien gehörten, die er lächerlich zu machen suchte. Er schrieb in dieser Absicht eine Flugschrift voll der witzigsten Satyre. Hierzu kam noch ein sehr interessanter Aufsatz: Ueber die Physiognomie wider die Physiognomiker, zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß, den er in das göttingsche Taschenbuch einrücken ließ, und worin er die Unmöglichkeit einer wissenschaftlichen Physiognomik darzuthun suchte. Als aber in der Folge Lavater persönlich nach Göttingen kam, um seinen Sohn auf die Universität zu bringen, wurde er von Lichtenberg auf das freundschaftlichste aufgenommen, und es erfolgte eine vollkommene Aussöhnung unter ihnen, wie es von zwei solchen Gemüthern zu erwarten war.

Lichtenberg wurde jezt mit Forster der Herausgeber des göttingschen Magazins der Wissenschaften und Literatur, und im Jahre 1778 ließ er sich auch bereden,

die Herausgabe des göttinger Taschenkalenders zu übernehmen. In diesem Almanach erklärte er, nach der ihm eigenen witzigen Art, eine Anzahl verkleinerter Köpfe nach dem bekannten englischen Carricaturmaler Hogarth; und der Beifall, den dieser Commentar fand, bestimmte den Verfasser, in der Folge auch eine Ausführliche Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche mit Copien derselben von Riepenhausen 1794 herauszugeben. Unstreitig zeigte er sich in seinen Erklärungen noch viel witziger, als Hogarth in seinen Zeichnungen. Nur Schade, daß dieser sonst so freie und von der höchsten Abkunft zeugende Geist endlich durch den Druck körperlicher Leiden ganz niedergebeugt wurde.

Finstere Hypochondrie bemächtigte sich nach und nach seiner; er wurde menschenscheu, blieb Jahre lang in sein Zimmer eingeschlossen, und wollte Niemand mehr sehen, als höchstens einige vertraute Freunde. So lebte er in trüber Einsamkeit bis zu dem Monat Februar 1799, wo eine Brustentzündung, verbunden mit Seitenstechen und Blutauswurf, im 57. Jahre seines Alters ihn dahinraffte. Er starb am 24. des gedachten Monats, von Allen, die ihn kannten, und von allen Freunden der Wissenschaften bedauert.

Zu Göttingen sind Lichtenbergs vermischte Schriften in 8 Bänden erschienen. Er hat sich in Allem, was in das Fach der schönen Literatur gehört, als einen der besten und wichtigsten prosaischen Schriftsteller der Teutschen bewiesen. Ueberall zeigte er sich als ein ausgezeichneter origineller Kopf. Mit seinem streng wissenschaftlichen Geiste hatte sich unbemerkt, auf eine wundersame Art, ein poetischer Sinn und mit der kalten prüfenden Vernunft ein unverkennbarer Hang zum Uebersinnlichen verbrüdert. Tiefes Gefühl begleitete bei ihm den unerschöpflichsten Witz und die treffendsten Satyren; dieß Alles aber zusammen genommen machte ihn zu einem der seltensten und ergötzlichsten Humoristen der teutschen Nation.

Christian Fürchtegott

Gellert.

Gellert war der Sohn eines Predigers zu Hainichen, einem Städtchen unweit Freiberg, wo er am 4. Juli 1715 geboren wurde. Sein Vater hatte von einem kleinen Einkommen dreizehn Kinder zu ernähren, darum konnte er wenig für sie thun, und Fürchtegott mußte sich etwas Geld durch Abschreiben bei Advokaten zu verdienen suchen. Den ersten Unterricht erhielt er in der schlechten Schule des Städtchens; die frühe Ausbildung seiner Anlage zur Dichtkunst verdankte er aber nur sich allein und dem Beifall, den sein erster Versuch, ein Gedicht zur Geburtsfeier seines Vaters, fand. Er war damals dreizehn Jahre. Bald wurden neue Versuche gemacht, und sie gelangen immer besser.

Um sich zur Universität vorzubereiten, kam Gellert das Jahr darauf auf die Fürstenschule nach Meissen. Hier lernte er die Schriften der Alten kennen. Er fand hier zwei theure Freunde, Gärtner und Rabener, beide gute Köpfe und wißbegierig wie er. Diese Bekanntschaft brachte ihn

weiter als der Unterricht seiner Lehrer; denn die Freunde ermunterten einander zu wissenschaftlicher Thätigkeit und zu allem Guten.

In seinem 19. Jahre bezog Gellert die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studiren, und hörte tiefsinnige Philosophen, ohne sie zu verstehen. Nach Vollendung seiner Studien kehrte er zum Vaterhause zurück und übte sich im Predigen; bald wurde er aber gewahr, daß seine Aengstlichkeit, seine schwache Brust, sein untreues Gedächtniß ihn untüchtig zum Kanzelredner machten. Unentschlossen, welchem andern Fache er sich widmen sollte, übernahm er einsweilen eine Hofmeisterstelle in der Gegend von Dresden, und begleitete im Jahre 1741 seiner Schwester Sohn, den er einige Jahre lang unterrichtet hatte, nach Leipzig auf die hohe Schule, wo er seine eigene Kenntnisse noch mehr zu erweitern suchte. Da lebte er nun von dem Unterrichte, den er jungen Leuten ertheilte, und von dem Gewinn, den ihm seine kleinen literarischen Arbeiten brachten. Er lieferte nämlich Beiträge zu einer Zeitschrift, die zu Leipzig erschienen (Belustigungen des Verstandes und Herzens), in Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichten bestehend. Der leichte gute Ton des jungen Dichters gefiel, und man las besonders mit Vergnügen die Erzählungen und Fabeln.

Er war nun entschlossen, sich dem akademischen Leben zu widmen und Vorlesungen über Moral und schöne Wissenschaften zu halten; im Jahre 1744 nahm er daher die Magisterwürde an. Nun befand er sich ganz in seinem Fache. Seine Vorträge fanden wegen ihrer Leichtigkeit, Faßlichkeit, Anwendbarkeit, allgemeinen Beifall, und wurden mit jedem Jahre zahlreicher besucht. Er gab jezt mit seinen Freunden eine Zeitschrift, die Bremer Beiträge, auch die erste Sammlung seiner Fabeln und Erzählungen heraus, versuchte sich in Lust- und Schäferspielen, sogar im Roman,

dem er sich bemühete, durch seine schwedische Gräfin mehr Ernst und Nachdruck zu geben. Auch eine Sammlung Briefe zur Verbesserung des Geschmacks in Briefen ließ er drucken; hierauf folgten seine Lehrgedichte, seine geistlichen Oden und Lieder. Er hatte sich damals noch einer ziemlich guten Gesundheit zu erfreuen, und war daher zu keiner Zeit thätiger.

So verstrichen zwölf Jahre; aber Gellert war noch immer nichts weiter, als Magister. Der genügsame Mann verlangte nichts, und der Hof gab ihm nichts. Endlich wurde ihm gerathen, um eine ordentliche Professur zu bitten; er folgte dem Winke, und erhielt sie mit einem Gehalt von hundert blanken Thalern! Eine ehrenvollere Belohnung fand er in der unglaublichen Anzahl Zuhörer, die ihm zuströmten, in dem allgemeinen Lobe und der unbeschränkten Achtung des Publikums. Er machte sich wenige Bedürfnisse, und es wurde wenig erfordert, sein Leben von dieser Seite kummerfrei zu machen. Allein er hatte mit einem gefährlichen innern Feinde, seiner Anlage zur Hypochondrie, zu kämpfen, die in dem Verluste seiner meisten Freunde, die durch Schicksal von ihm entfernt wurden, neue Nahrung fand. Seine heitere Stimmung verließ ihn immer mehr, und Traurigkeit verbreitete sich über sein ganzes Gemüth. Er entsagte von nun an der Dichtkunst, widmete sich aber mit desto mehr Liebe seinen Vorlesungen über die Moral, denen er durch seinen rührenden Vortrag allgemeinen Beifall verschaffte.

Nun brach der siebenjährige Krieg aus, und die hundert Thaler Gehalt wurden nicht mehr ausbezahlt. Anstatt Geld erhielt Gellert gelderfordernde Einquartirungen von Freund und Feind, und Beweise von Achtung ohne Zahl. Die preußischen Prinzen Karl und Heinrich hatten öfters Unterredungen mit ihm, und selbst König Friedrich ließ ihn rufen, und besprach sich mit ihm über Dichter und Dichtkunst. Nach

Gellerts Entfernung sagte er zu den Umstehenden, dieser sey der vernünftigste unter allen teutschen Gelehrten, die er kenne. Ob ihm der König noch einen andern Beweis seiner Gnade gab, wissen wir nicht; von Prinz Heinrich aber erhielt der kranke Dichter ein schönes Pferd zum Geschenk, daß er sich auf demselben Gesundheit erreiten möchte; und wirklich bestieg Gellert es fast jeden Tag, um durch starke Erschütterung des Körpers sich von seiner Hypochondrie zu heilen. Auch Gellerts dankbare Schüler verließen ihn nicht in den Zeiten der Noth, und überraschten ihn öfters mit Geschenken; besonders bezeugte sich der Graf Moritz von Brühl freigebiger gegen ihn, als der Churfürst selbst, denn er ließ ihm eine jährliche Pension von 150 Thalern auszahlen, und erhöhete den Werth seiner Gabe noch dadurch, daß er ihm nicht wissen ließ, von welcher Hand sie kam. Unter andern Gönnern fand sich auch ein Holzbauer bei Gellert ein, und erkundigte sich, ob er der Herr sey, der so schöne Fabeln schriebe, und auf die bejahende Antwort rief er vergnügt: nun, da müsse er ihm erlauben, zum Dank den Wagen Holz vor seiner Thür abzuladen. — Nach des Geschichtsschreibers Maskov Tode wurde unserm Dichter noch besser geholfen, denn er erhielt dessen Gnadengehalt von 450 Thalern, und nach dem Frieden ehrten ihn der Churfürst und sein Sohn durch mehrmalige Geschenke und andere Beweise von Achtung. Aber traurig, daß ein Mann, wie Gellert, meistens vom Allmosen leben mußte.

Dem Drucke körperlicher Leiden erlag er endlich, und starb am 13. December 1769 in seinem 59. Jahre. Seine Gutmüthigkeit, sein frommer, sanfter Sinn, sein Streben nach allem Guten und Sittlichen, wurde allgemein anerkannt und geehrt, und keinem andern Schriftsteller gelang es in solchem Grade, als ihm, sich die Neigung des ganzen Volkes zu erwerben.

Von Person war Gellert nicht groß, aber zierlich gebaut und nicht hager; er hatte sanfte, traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht allzustark gebogene Habichtsnase, einen hübschen Mund und ein ovales Gesicht. In Reden und Handlungen sprachen sich seine gottseligen Gesinnungen und ein liebreiches, menschenfreundliches Herz aus. Sein ganzer sittlicher Charakter war ohne Flecken; an ihm verlor die Welt einen der edelsten Menschen.

Johann Karl August

Musäus.

Karl August Musäus, einer der angenehmsten humoristischen Schriftsteller der Teutschen, wurde zu Jena, wo der Vater Landrichter war, im Jahre 1735 geboren. Freudig wuchs er heran zu einem muntern Knaben, und gewann die Liebe seines Vetters, des Superintendenten Weissenborn, zu Allstädt, so ganz, daß dieser würdige Mann ihn zu sich nahm und auf das sorgfältigste erziehen ließ. Bald darauf kam Weissenborn als General-Superintendent nach Eisenach und eben dahin Vater Musäus als Rath und Amtmann. So waren also Vater und Sohn durch das Schicksal wieder in derselben Stadt vereinigt. Der Sohn aber blieb bei dem Vetter, der ihn mit großer Liebe behandelte, von seinem neunten bis zu seinem neunzehnten Jahre.

Nunmehr ging er nach Jena, um Theologie zu studiren, wurde Magister und Mitglied der teutschen Gesellschaft, und kehrte von da nach Eisenach zurück, wo er bei seinen Eltern als Kandidat der Theologie lebte. Bald eröffnete

sich für ihn die schönste Aussicht Landpfarrer zu werden. Der Kirchenpatron, dem er gefallen hatte, war schon im Begriffe, ihn einzusezen; allein die Bauern hatten den lustigen Kandidaten auf einer Kirchweihe tanzen sehen, und wollten ihn dieser Ursache wegen, durchaus nicht zum Pfarrer haben.

In Hoffnung einer andern Anstellung übte der junge Gelehrte sein Schriftstellertalent, doch nicht an theologischen Gegenständen, sondern an einem hübschen Romane voll guter Laune, unter dem Titel: Grandison der Zweite. Zu jener Zeit machte nämlich Richardsons Karl Grandison großes Aufsehen, und hatte schon manchen Kopf verrückt; darum unternahm es Musäus, der damals erst 25 Jahr alt war, durch diese erfreuliche Parodie, die großen Beifall fand, die Köpfe wieder zurecht zu sezen, und dieß gelang ihm so ziemlich.

Drei Jahre darauf wurde er Pagenhofmeister zu Weimar und 1770 Professor an dem dasigen Gymnasium mit einem ärmlichen Gehalte. Er hatte sich verheirathet. Um seine Einnahme um etwas zu verbessern, hielt er in den sechs oder acht ersten Jahren seines Ehestandes Kostgänger, und gab mehreren jungen Herren und Damen Unterricht in der Geschichte. Weiterhin schrieb er mit vieler Laune seine physiognomischen Reisen. So wußte denn Musäus, wie ein beliebter Schriftsteller sich ausdrückt, den trockenen Ernst des äusserlichen Lebens mit reinem Scherze zu versöhnen und die Armuth durch reichen Humor nicht nur zu bezwingen, sondern sie sogar zur freundlichen Hausgöttin zu machen.

Nun gerieth Musäus auch auf den glücklichen Gedanken, die Volksmährchen der Teutschen aus dem Munde des Volks selbst zu sammeln und im Volkstone wiederzugeben. Er vereinigte zu diesem Zwecke ganze Gesellschaften alter Weiber mit ihren Spinnrädern um sich her, sezte sich, sein Pfeif-

chen schmauchend, mitten unter sie, ließ sich alle Mährchen von ihnen erzählen, die sie wußten, und hörte ihnen mit gespannter Aufmerksamkeit zu, öfters voll ungeduldiger Neugier, wie es weiter kommen würde, sein Käppchen von seinem Platz verrückend. Was ihm nun die Alten mit ermüdender Weitschweifigkeit auf ihre Art vorgeschwatzt hatten, das erzählte er in seinen Schriften mit reitzender Geschwätzigkeit auf seine Weise wieder nach. Eben so ließ er sich manches hübsche Geschichtchen von alten Soldaten erzählen, auch wohl von Kindern, die er von der Gasse hereinrief, und die er dann beschenkte. So bekam er Stoff genug zu seinen Volksmährchen, die zu den erfreulichsten Erzeugnissen seiner Zeit gehörten, und durch ihre Jovialität den empfindelnden Ton verbannen halfen, der sich in die Romane eingeschlichen hatte. Mit gutmüthiger satyrischer Laune und immer freundlichem Gesichte, theilt der redselige Erzähler bald rechts, bald links im Vorübergehen Hiebe aus, die treffen, ohne zu schmerzen. Sein origineller, lebendiger, bilderreicher Vortrag, sein fröhlicher Sinn, sein immer reges Gefühl für Schönheit und Wahrheit, verbunden mit einer wohlverdauten Belesenheit, dieß Alles vereinigt sich in seinen Volksmährchen, den Leser anzuziehen und festzuhalten. Die erste Ausgabe davon erschien im Jahre 1782; die zweite besorgte Wieland fünf Jahre später in 5 Theilen.

Nach den Mährchen folgten Todesbetrachtungen, mit Witz und Laune belebt, unter dem Titel: Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier, und das Jahr darauf am 28. Oktober 1787 fand sich Freund Hein in Person bei dem guten, lebensfrohen Manne ein, ihn abzurufen in das Land, wo die Besten auch die Glücklichsten sind. Musäus starb in seinem 52. Jahre an einem Polypen am Herzen. Kurz vor seinem Tode hatte er eine Reihe Erzählungen unter dem Titel: Straußfedern, angefangen, die von einer andern Hand fortgesezt wurden.

So lange Musäus sich wohl befand, war er stets voll Fröhlichkeit, Scherz, heiterer, gutmüthiger, schalkhafter Laune. Diese Eigenschaften, welche die Grundzüge seines Charakters ausmachten, trug er auch in seine Schriften über. Er lachte und neckte gerne; er stach bisweilen mit seinem Witze, nie aber waren seine Pfeile in Gift getaucht. Er meinte es redlich mit Gott, seinen Freunden, seinen Schülern und Jedermann. Nie sprach er einem Menschen zum Nachtheil; er suchte im Gegentheil die Fehler, die nicht geläugnet werden konnten, zu entschuldigen, und so wurde ihm das seltene Glück zu Theil, keinen einzigen Feind zu haben. Geachtet von den Großen, geliebt von den Geringen, hatte er nichts zu wünschen, als etwas bequemere ökonomische Verhältnisse. Er seufzte aber nicht, fügte sich gelassen in die Gegenwart, hoffte immer das Beste von der Zukunft, und bauete weniger auf die Menschen, als auf Gott und seinen Fleiß. Abends nach dem Essen sezte er sich nach einem mühevollen Tage noch an seinen Schreibtisch, und dichtete und arbeitete fort, bis ein oder zwei Uhr nach Mitternacht, wobei er sein Pfeifchen schmauchte, und kalten Kaffee trank. Seine schriftstellerischen Arbeiten waren nur Kinder der Liebe und der Noth, nicht der Ruhmsucht: denn Niemand dachte bescheidener davon, und legte weniger Werth darauf, als er.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

Gottlieb Wilhelm Rabener, der beste teutsche Satyriker seiner Zeit, wurde zu Wachau bei Leipzig am 17. September 1714 geboren. Sein Vater war Besitzer dieses Ortes und Anwalt beim Ober-Hofgericht zu Leipzig. In seinem 14. Jahre kam der junge Rabener auf die Landschule zu Meissen, und im 20. bezog er mit guten Schulkenntnissen ausgerüstet, die Universität zu Leipzig, wo er sich dem Studium der Rechtswissenschaften mit Fleiß und Ernst widmete, aber auch den erheiternden Umgang der Musen nicht vernachlässigte. Hier war es, wo er Gellert, Gärtner und Grabener kennen lernte, deren treuer Freund er blieb sein Leben lang. Sein Witz, sein Verstand, die gute Laune, die ihn allenthalben begleitete, machten ihn zu einem sehr angenehmen Gesellschafter; darum wurde sein Umgang sehr gesucht, und es drängte sich auch eine große Zahl weniger vertrauter Freunde um ihn her.

Als er die Universität verließ, wurde er fürs Erste als Rechnungsrevisor, und 1753 als Ober-Steuersekretair zu

Dresden angestellt, zehn Jahre darauf aber als Steuerrath. In allen diesen Aemtern zeigte er sich als einen sehr pünktlichen und thätigen Geschäftsmann, einen Mann von hellem Verstande, der Alles leicht faßte, leicht übersah, die Hauptsache auf den ersten Blick von den Nebendingen zu unterscheiden, und die verworrensten Sachen bald in Ordnung zu bringen wußte. Mit Liebe verrichtete er die trockensten Amtsgeschäfte, und nie vernachlässigte er sie über dem Vergnügen, das ihm die schöne Literatur gewährte. Nur seine Nebenstunden waren dieser gewidmet; aber um desto genußreicher waren für ihn solche Stunden.

In einer Wochenschrift von Schwabe unter dem Titel: Belustigungen des Verstandes und des Witzes, trat Rabener zuerst als Satyriker auf, in der Folge auch in den Bremer Beiträgen. Nie von Anfang an waren seine Satyren bösartig; nie erlaubte er sich Persönlichkeiten, nie Spöttereien über heilige, oder von einer andern Seite den Menschen ehrwürdige Dinge; mit heiterer Laune geiselte er die Thorheiten seiner Zeit, und verschwieg die Namen der Thoren. In seinem Spotte liegt durchaus mehr Salz als Bitterkeit; seine Scherze fließen ungesucht aus der Quelle, er lacht aus Lust, nicht aus Bosheit, und zwar mehr über die Narren des Mittelstandes, als der großen Welt. Einfältige Dorfjunker, pedantische Gelehrte, süße Stutzer, stolze Dummköpfe gaben den reichsten Stoff zu seinen Satyren. Die Schwachheiten und Albernheiten der Großen anzugreifen, dazu besaß er nicht Kühnheit genug, darum macht man ihm zum Vorwurf, daß er sein Zeitalter nicht ganz übersah, und nicht Alles traf, was er leicht und derb hätte treffen können. Gleichwohl war er zu seiner Zeit einer der gelesensten Schriftsteller. Es gefielen seine glücklichen Einfälle, sein lustiger Spott, sein natürlicher Witz, seine leichte, gefällige Schreibart.

So sind vier Bände von seinen Schriften erschienen. Nach der Herausgabe des vierten, erklärte Rabener, daß er seine literarische Laufbahn damit beschließen wolle. Dessenungeachtet sezte er in seinen Nebenstunden die satyrischen Aufsätze fort; sie sollten aber erst nach seinem Tode erscheinen. Doch der Himmel hatte es anders beschlossen, denn bei der Belagerung von Dresden, im Jahre 1760, gingen sie mit allen seinen Habseligkeiten in Feuer auf. Seine Munterkeit und gute Laune behielt er jedoch fort, bis seine Gesundheit anfing zu wanken und er sich allmählig dem Grabe näherte, das ihn am 22. März 1771 nach wiederholten Anfällen vom Schlage in seinen Schooß nahm.

Als Mensch und Schriftsteller war Rabener in gleichem Grade achtungswürdig. Er sagte die Wahrheit, war freimüthig ohne Unbescheidenheit, offenherzig ohne Schwatzhaftigkeit, streng gegen sich selbst, nachsichtsvoll gegen Andere. Gegen seine Freunde bewies er sich als wahrer Freund; er diente ihnen nicht nur mit Rath und Verwendung, sondern auch mit seinem Vermögen. Er war der beste, der heiterste Gesellschafter; ganze Kreise belebte er durch seine Gegenwart. Er erzählte gut, spottete mit Witz, ohne zu verwunden, schonte des Schüchternen, und hielt den Dreisten in Schranken. Er war ein guter Haushalter, ein eifriger Verehrer der Religion, ein Wohlthäter der Armen, und ein wahrer Christ. Ehre und Segen daher seinem Andenken!

Desiderius Erasmus.

Erasmus, ein Gelehrter, der sehr viel zu der Aufklärung seiner Zeitgenossen beitrug, wurde im Jahre 1467 zu Rotterdam geboren. Er war der uneheliche Sohn der Tochter eines Arztes, arm an Vermögen, aber von der Natur mit ungemeinen Gaben ausgerüstet. Bis zu seinem 9. Jahr mußte er sich als Chorknabe an dem Dom zu Utrecht behelfen; hierauf kam er auf die Schule zu Deventer, wo er sich schon durch seinen trefflichen Kopf, seine Lernbegierde und seinen Fleiß, vor allen andern Schülern hervorthat, so daß seine Lehrer vorausſahen, er würde einst einer der gelehrtesten Männer werden.

In seinem vierzehnten Jahre verlor er seine Mutter. Seine Vormünder meinten, er möchte nicht leicht eine bessere Versorgung finden, als in einem Kloster. Sie zwangen ihn daher, den geistlichen Stand zu wählen, und schon im siebenzehnten Jahr Mönch zu werden. Dieß war aber gar nicht nach seiner Meinung, und er hatte keine Ruhe, bis er wieder von dem Klosterzwang befreit wurde. Der damalige Bischof von Cambray, der ihn kannte und schätzte, entledigte

ihn

ihn dieser Fesseln. Erasmus blieb aber nichts desto weniger beim geistlichen Stande, und ließ sich zum Priester weihen.

Nun reiste er nach Paris, wo er noch gründlicher die Theologie und die schönen Wissenschaften studirte. Er machte da Bekanntschaft mit jungen, vornehmen Engländern, wurde ihr Lehrer, und begleitete sie nach London, wo er auch dem Könige vorgestellt, und huldvoll aufgenommen wurde. Er wollte aber hier nicht bleiben, sondern lieber eine Reise nach Italien machen, und die dasigen Universitäten besuchen. Diesen Plan führte er aus. Er ging unter andern nach Bologna, und nahm dort die theologische Doktorwürde an. Beinahe wäre er aber nicht lebendig aus dieser Stadt gekommen; denn unglücklicher Weise wurde er von dem Pöbel für den Arzt der Pestkranken angesehen, und weil sie ihn nicht wollten unter sich wandeln lassen, ohne Weiteres gesteiniget. Nur mit Mühe rettete er sein Leben.

Von Bologna reiste er weiter nach Venedig, Padua, Rom, wo er überall Gelegenheit fand, seine Kenntnisse zu erweitern. Hierauf ging er nach England zurück, wo er von der Gnade Heinrich VIII. viel zu hoffen hatte. Dieser König hatte einen gelehrten Kanzler, Thomas Morus. — Erasmus, den er noch nie gesehen hatte, machte ihm, ohne sich zu erkennen zu geben, einen Besuch, und bezauberte ihn so durch sein gelehrtes und geistreiches Gespräch, daß der Kanzler ausrief: „Ihr müßt Erasmus, oder ein Dämon seyn.“ Jezt erst sagte ihm der Fremde seinen Namen.

Von England aus machte Erasmus erst noch eine Reise nach Frankreich, dann kehrte er zurück, und wurde Professor der griechischen Sprache zu Oxford, aber nur auf kurze Zeit; denn er liebte das ungebundene Leben so sehr, daß er nicht eher eine bleibende Stätte fand, als im Grabe. Er ging von England aus nach Basel, und starb da im Jahre 1536.

Erasmus war ein Mann voll heiterer Laune; er vereinigte Witz und Geschmack mit einer ausgebreiteten und gründlichen Gelehrsamkeit. Immer bewies er sich als einen erklärten Gegner des Aberglaubens, der Mißbräuche in der Religion und des Mönchswesens; doch nahm er aus Liebe zum Frieden keinen Antheil an Luthers Religionsstreitigkeiten. Dagegen schwang er mit kräftigem Arm die Geisel der Satyre, und brachte durch seinen Spott die Mönche und viele andere kleine Männchen, die sich groß dünkten, um ihr ganzes Ansehen. Er war ein sehr fleißiger Schriftsteller. Eines der berühmtesten unter seinen Werken ist das Lob der Narrheit, eine satyrische Schrift, die sehr viel Beifall fand. Auch lachte man sich gern satt bei seinen Epistolis **obscurorum virorum.** Seine sämmtlichen Werke, die meistens sehr gehaltvoll, und alle schön geschrieben waren, erschienen nach seinem Tode in zehn Folianten.

Johann Heinrich Tischbein,

dirigirender Professor der Kunst-Akademie zu Kassel.

Johann Heinrich Tischbein, unter den teutschen Malern einer der verdientesten, war der Sohn eines Klosterbäckers zu Haina im Hessischen, wo er im Jahre 1722 geboren wurde. Der Vater hatte nicht viel Geld auf den Knaben zu verwenden, und war daher gesonnen, ihn das Schlosserhandwerk lernen zu lassen. Der junge Tischbein fühlte aber einen unwiderstehlichen Trieb zur Zeichnungs- und Malerkunst, zum Schlossergeschäft hingegen hatte er keine Neigung. Da nun sein älterer Bruder, der Kabinets-Sekretair bei dem Herzoge von Sachsen-Hildburghausen, und selbst ein geschickter Maler war, von den Absichten des Vaters und dem Wunsche des Bruders hörte, schlug er sich ins Mittel, rieth dem Vater von seinem Vorhaben ab, und gab den kunstliebenden Bruder auf eigene Kosten zu einem Tapetenmaler, Namens Zimmermann zu Kassel, in die Lehre. Wohl war bei einem Maler dieser Art nicht viel zu lernen; der Jüngling erhielt aber nebenbei auch Unterricht

von dem geschickten Hofmaler von Freese, und da sein Talent anfing sich zu entwickeln, und große Hoffnung gab, so nahm sich ein Graf von Stadion seiner an, und ließ ihn nach Paris reisen. Tischbein, damals 21 Jahre alt, studirte unter dem berühmten Karl Vanloo; aber nicht zufrieden damit, ging er nachher noch nach Venedig und Rom, wo er nun die Kunstwerke, die er da zu Gesicht bekam, mit desto grösserer Einsicht benutzte. Endlich kehrte er in das Vaterland zurück, und wurde im Jahre 1752 Kabinetsmaler des Landgrafen von Hessen-Kassel.

Wie es einem Künstler geziemt, vermählte er sich einige Jahre darauf, mit einem schönen und geistvollen Mädchen, verlor aber seine Gattin nur allzubald wieder durch den Tod. Er führte hierauf ihre Schwester zum Altare, allein auch diese wurde ihm nach einem halben Jahre schon wieder entrissen.

Seine erste Gattin hatte ihm aber zum Ersatz zwei Töchter, noch schöner, als sie selbst, hinterlassen, wovon ihm besonders die älteste als Modell zu allen seinen historischen Vorstellungen sitzen mußte, wenn es die Abbildung eines lieblichen weiblichen Wesens galt.

Er lebte nun glücklich in seiner künstlerischen Thätigkeit fort, und ein Kunstwerk nach dem andern ging aus seinen Händen hervor. Hatte er eine malerische Idee gefaßt, so entwarf er sogleich eine Skizze davon mit schwarzer und weißer Kreide auf grünes Papier. Sollte es aber damit zur Ausführung auf Leinwand kommen, so schloß er sich am liebsten mit seiner Arbeit in ein helles Zimmer ein, und ließ Niemand Etwas von dem Gemälde sehen, bis es zu einem gewissen Grade fertig war, vermuthlich um voreilige Urtheile abzuwenden. Historische und mythologische Vorstellungen waren sein Hauptfach; minder stark, aber immer

noch achtungswerth genug, zeigte er sich als Bildnißmaler. Zu Venedig hatte er sich am meisten nach Titian und Paul Veronese gebildet; seine vornehmste Lehrerin blieb aber immer die Natur. Er arbeitete mit ausserordentlichem Fleiße und, wie es scheint, mit nicht geringer Schnelligkeit, sonst hätte er nicht einer so großen Menge Gemälde das Daseyn geben können. Das bloße Verzeichniß derer, die er bis zum Jahre 1776 lieferte, füllt in Meusel drei enggedruckte Seiten in groß Octav. Als seine vorzüglichen historischen und mythologischen Vorstellungen verdienen die vier Scenen aus den Begebenheiten des Rinaldo und der Armida, auf dem Schlosse Weissenstein befindlich, sein zürnender Achill, seine Briseis, seine Elektra, angeführt zu werden. Unter seine gelungensten Bildnisse gehört sein eigenes auf der Kunstakademie zu Kassel, und sein Familiengemälde. Einige Zimmer zu Wilhelmsthal enthalten die zahlreichste Sammlung Tischbeinischer Frauenzimmer-Portraite von fürstlichen und andern, besonders ihrer Schönheit wegen dazu gewählten Personen, theils in Lebensgröße, theils Brustbilder. — Bei seinen historischen Vorstellungen ist die Composition wohl überdacht, und jede Gruppe so gut zu dem Ganzen geordnet, daß sie demselben Rundung und Einhalt gibt, und nirgends eine bloße Zusammenstellung einzelner der Natur abgeborgter Figuren sichtbar wird. Die Zeichnung ist durchaus richtig und das Nackte verräth das Studium der Antike. Die Kopfstellungen sind voll Geist und Leben; doch mangelt es ihnen dabei öfter an ruhiger Grazie. Der Faltenwurf der Gewänder ist mit Geschmack geordnet, und läßt die Bewegung der Glieder durchscheinen.

Johann Heinrich Tischbein war als Mensch nicht weniger achtungswerth, denn als Künstler. Er zeigte sich durchaus als einen sanften, höflichen, biedern, liebenswürdigen Mann, als einen Mann voll Gefühl und Gutmüthigkeit. Eine schöne Handlung, das Wiedersehen eines Freundes,

ein herzliches naives Wort seiner Kinder, konnte ihn zu Thränen rühren. Eine Folge dieser Weichheit des Charakters war aber zugleich eine allzu reitzbare Empfindlichkeit, die ihn leicht verstimmte, und eine gewisse ängstliche Scheu, die bisweilen an Furcht gränzte. In seinem Hause liebte Tischbein eine anständige Pracht, aber nur in so ferne sie seinen Schönheitssinn befriedigte; nie aber ließ er sie in Verschwendung ausarten; er war im Gegentheil ein trefflicher Hauswirth, der sein Vermögen gut zu Rathe hielt, und keine Gelegenheit versäumte, durch seinen Kunstfleiß und andere rühmliche Mittel seine Einnahme zu vermehren.

Im Jahre 1799, als im sieben und siebenzigsten Lebensjahre starb dieser verdiente teutsche Künstler zu Kassel, als Direktor der dasigen Kunst-Akademie. In dieser Stadt und in ihren Umgebungen sind auch noch die meisten von seinen Kunstwerken zu sehen. Nach seinem Tode kaufte der Churfürst von den Erben seine hinterlassenen Arbeiten, und räumte ihnen einen Saal in dem Schlosse zu Wilhelmshöhe ein.

Mehrere von Tischbeins Gemälden wurden theils von ihm selbst, theils von seines Bruders Sohn, J. H. Tischbein II., in Kupfer gestochen.

Salzmann.

Christian Gotthilf Salzmann.

Christian Gotthilf Salzmann, Sohn eines Predigers zu Sömmerda, im Erfurtischen, war am 1. Juni 1744 geboren, und studirte in den Jahren 1761 bis 1764 zu Jena Theologie, bekleidete auch, nach seiner Zurückkehr von der Universität, mehrere geistliche Aemter. Erst wurde er Pfarrer zu Rohrborn im Erfurtischen. Hier verheirathete er sich, ungeachtet des kümmerlichen Ertrags seiner Stelle, mit einer sehr jungen und liebenswürdigen Gattin, durch die er sein häusliches Glück gründete. Vier Jahre darauf wurde er als Diakonus an die Andreaskirche nach Erfurt berufen, und nicht lange nachher erhielt er das Pfarramt selbst. Durch seine faßlichen und herzlichen Predigten machte er sich nun sehr beliebt; zugleich aber standen Widersacher gegen ihn auf, die seine Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen suchten.

Salzmann hatte in religiösen Dingen wirklich seine eigene Meinungen, worin ihm alle aufgeklärten Denker beistimmten. Früh an eigenes Forschen gewöhnt, wollte er nicht blindlings dem gemeinen Glauben huldigen, sondern, wie die Schrift

selbst es verlangt, Alles prüfen und das Beste behalten. Hierin hatte er auch vollkommen recht; „denn hätte Luther nicht frei geforscht und geprüft, so hätte es keine Reformation gegeben," sagte er.

Er machte aber nicht nur die Religion, sondern auch das Erziehungswesen zu einem Gegenstande seiner Prüfungen. Selbst Vater, mußte ihm daher sehr daran gelegen seyn, seine Kinder gut zu erziehen und zu unterrichten. Daher las er nicht nur mit großer Aufmerksamkeit, was der Genfer Rousseau und in Deutschland Basedow über die Erziehung geschrieben hatten, sondern machte auch im wirklichen Leben viele interessante Bemerkungen über die Art, wie die Erziehung behandelt wird, und die Folgen davon. Aus diesen Beobachtungen entstand 1780 sein berüchtigtes Krebsbüchlein, in dem er an tausend Beispielen zeigt, wie man die Kinder nicht erziehen müsse, um sie gut zu ziehen.

Bald nachher schrieb er auch sein Werkchen über die besten Mittel, den Kindern Religion beizubringen. Schon vorher aber war er in seinen Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde als pädagogischer Schriftsteller aufgetreten.

Um das Jahr 1781 fühlte sich Salzmann durch die Errichtung des Philanthropins zu Dessau so begeistert, daß er, kurz entschlossen, sein Pfarramt zu Erfurt niederlegte, und sich bei diesem neuen Institut als Religionslehrer anstellen ließ. Die Reden, die er hier bei den Religionsübungen der Anstalt hielt, wirkten sehr erbaulich auf die Zöglinge durch ihre Festlichkeit und die Wärme des Vortrags; und da sie auch sonst Beifall zu finden schienen, so ließ sie der Verfasser größtentheils unter dem Titel Gottesverehrungen in vier Bänden drucken. Um eben dieselbe Zeit schrieb er seinen Karl von Karlsberg in sechs Bänden.

Drei Jahre blieb Salzmann bei diesem Institut, denn bald mißfiel ihm der Mangel an Einheit und Consequenz bei der Direktion. Im Jahre 1784 legte er daher seine Stelle nieder, entschlossen, eine eigene Erziehungsanstalt, ganz nach seinem Sinne, zu errichten. Sein literarischer Ruf, und das innere Gefühl dessen, was er zu leisten vermochte, gaben ihm Muth dazu. So kaufte er denn, von dem Herzog von Sachsen-Gotha unterstützt, das Landgut Schnepfenthal bei Walthershausen, im Gothaischen, und begann hier das große Werk sehr im Kleinen. Anfangs hatte er nur seine eigenen Kinder nebst einigen Pflegesöhnen zu Zöglingen; bald aber mehrte sich die Anzahl der lezteren. Mehr als alles Andere sezten ihn die Kosten in Verlegenheit, die zu der Ausführung der Institutsgebäude erfordert wurden. Zwar hatte der Herzog 4000 Thaler dazu hergeschossen, und ihm durch die Ertheilung mancherlei Freiheiten und Vortheile das Unternehmen sehr erleichtert; dieß Alles war aber noch nicht hinlänglich, und es kostete Mühe, so viele Schwierigkeiten zu überwinden, die noch im Wege standen; doch endlich gelang es der unermüdeten Thätigkeit, der Ordnungsliebe und Rechtlichkeit des Unternehmers, sie vollends zu besiegen. Es fanden sich Freunde, die ihn mit ihrem Vermögen, und Gehülfen, die ihn als Mitarbeiter durch ihre Thätigkeit unterstützten. Zu Lezteren gehörten besonders Andre, Lenz, Glaz, Guts-Muths, Weissenborn, Blasche, die sich sämmtlich in der Folge als Schriftsteller im Fache der Erziehung und des Unterrichts rühmlich bekannt machten.

Die Anstalt kam nun bald in den erfreulichsten Gang. Es wurde viel davon gesprochen und geschrieben. Die Söhne vieler Eltern hörten von dem fröhlichen Leben der schnepfenthaler Jugend, ihrer schönen rothen Uniform, ihren gymnastischen Uebungen und den erfreulichen Reisen, die sie unter Salzmanns Anführung unternahmen, und wurden mit heißer Sehnsucht nach so vielen Freuden erfüllt. Hierzu kamen

nun auch noch Salzmanns und seiner Gehülfen Jugendschriften, unter denen sich besonders das Elementarbuch auszeichnete, das vorzüglich geeignet war, eine hohe Meinung von dem Geiste und der Erziehungskunst des Verfassers zu erregen; und so wurden auch die Eltern und Vormünder gewonnen. Nicht nur aus allen teutschen Ländern, sondern auch aus der Schweiz, aus England, Portugal, Dänemark, Schweden, Rußland, langten Zöglinge an, und nach und nach wuchs ihre Anzahl bis auf 61. Der Geist der Ordnung, der in der Anstalt herrschte, die Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit, womit Salzmann das Vermögen seiner Zöglinge verwaltete, die liebevolle, väterliche Behandlung, deren sie sich zu erfreuen hatten, das freie und fröhliche Leben, das sie unter einander führten, dieß Alles erwarb ihm Zutrauen bei den Eltern, treue Anhänglichkeit bei den Kindern und Wohlwollen bei dem Publikum.

So erhielt sich denn die Anstalt lange in ihrem Flore. Im Jahre 1788 wurde eine eigene Buchdruckerei und eine Buchhandlung angelegt, in welcher eine Menge nützlicher Erziehungs- und Kinderschriften gedruckt wurden. Alles arbeitete mit größter Einheit und Thätigkeit zu dem gemeinschaftlichen Zwecke, und am Ende gestaltete sich das Institut zu einer einzigen großen Familie, denn Salzmann verheirathete sechs seiner Töchter an eben so viel von seinen Gehülfen, behielt Kinder und Enkel in seiner Nähe, zog sich zwei Söhne und mehrere Töchter als Lehrer nach, und erleichterte sich so die Leitung des Ganzen und die Bestreitung der Kosten. Er lebte nunmehr im besten Wohlstande ein wahrhaft patriarchalisches Leben, umgeben von Kindern und Kindskindern, geliebt und geehrt von seinen Zöglingen, belohnt durch das Gedeihen seiner Anstalt und den Beifall der Welt. Aus seiner Schule gingen eine Menge tüchtiger junger Männer, die sich zwar nicht durch große Gelehrsamkeit, wohl aber durch einen gebildeten Verstand, Brauchbar-

keit zu ihrem künftigen Berufe, einen gesunden und kräftigen Körper und reine Sittlichkeit auszeichneten.

In gleicher erfreulicher Höhe erhielt sich die Anstalt bis zum Jahre 1807. Nun aber, da der französisch-preussische Krieg ausgebrochen war, in welchem viele Familien verarmten, nahm auch die Anzahl der Salzmann'schen Zöglinge ab, und sank nach und nach bis auf 36 herab. Wohl mochte auch zu dem Verfall der Anstalt die Aufnahme der Pestalozzischen in der Schweiz viel beitragen, doch darum ging sie nicht ganz unter, sondern blüht unter der Leitung eines würdigen Sohns des hochverdienten Mannes fort. Vater Salzmann starb am 31. Oktober 1811. Tausende, denen er Lehrer und Führer gewesen, segneten sein Andenken.

Er war ein Mann von edler, patriarchalischer Gestalt. Seine hohe Stirn, sein scharfer eindringender Blick verriethen den Denker. Schnell war sein Entschluß in dringenden Verhältnissen, besonnen sein Wirken in jedem andern. Haushälterisch ohne Geiz, fest und kräftig ohne Eigensinn, wohlthätig ohne Eitelkeit, wußte er allenthalben das schädliche Uebermaaß zu vermeiden. Als Volks- und Jugendschriftsteller, als Lehrer und Erzieher stiftete er unsäglich viel Gutes; und eben so, wie der würdige Mann sich in seinen Schriften zeigt, war er auch im Leben.

Christian Freyherr von Wolf,

Kanzler der Universität zu Halle.

Dieser merkwürdige Mann, der Sohn eines Lohgerbers, wurde am 24. Januar 1679 zu Breslau geboren, und in der Folge in dem dasigen Gymnasium gut unterrichtet. Schon als Knabe zeichnete er sich aus durch seine vortrefflichen Anlagen, und weiterhin durch seinen Forschungsgeist und seine Liebe zur Philosophie. Er wollte von Allem, was er hörte und las, den Grund wissen, sich Alles erklären und faßlich machen, Alles deutlich einsehen, in Allem seinen Verstand befriedigen. So ging er denn im Jahre 1699 mit allen Anlagen zu einem tüchtigen Gelehrten nach Jena, um nach dem Wunsche seines Vaters Theologie zu studiren, eigentlich aber mehr, um sich in den mathematischen und philosophischen Wissenschaften, zu denen ihn seine Neigung überwiegend hinzog, weiter auszubilden. Dieß that er vorzüglich unter der Leitung des trefflichen Mathematikers Hamberger. Am Ende gab er das Studium der theologischen Wissenschaften ganz auf, faßte den Entschluß, sich dem akademischen Leben zu widmen, ging nach Leipzig, und nahm da die Magisterwürde an, wobei er über den Vortrag der allgemeinen praktischen Philosophie in mathematischer Lehrart disputirte. Mit vielem

Beifall fing er nun seine mathematischen und philosophischen Vorlesungen an, und machte sich durch viele treffliche Werke über einzelne Theile der mathematischen Wissenschaften, wie z. B. Arithmetik, Geometrie, Mechanik, Optik, Astronomie, bald in ganz Teutschland und im Auslande so berühmt, daß ein Ruf nach dem andern an ihn gelangte. Zulezt entschloß er sich, einen Lehrstuhl in Halle anzunehmen, wohin er durch Leibnitz empfohlen worden war.

Er verließ Leipzig im Jahr 1706, und ging als Professor der Mathematik an die neue Universität Halle, wo er seine wissenschaftlichen Bemühungen fortsezte, und sich als Lehrer und Schriftsteller, durch seine systematische Lehrmethode, die Deutlichkeit und Bestimmtheit seiner Begriffe und Lehrsätze, sehr großen Beifall und neuen Ruhm erwarb. Seine Methode im Vortrag der Mathematik gefiel so sehr, daß sie auch, zum Theil mit gutem Erfolge, auf andere Wissenschaften angewendet wurde. Desto weniger waren dagegen die Theologen mit seiner Vorliebe für Leibnitzens Theodice, mit seinen vernünftigen Gedanken über Gott, die Welt, die menschliche Seele, mit seiner Rede über die Moral der Chinesen, denen er auch mit der seinigen beistimmte, zufrieden. Er wurde daher von ihnen als ein Religionsverächter und Irrlehrer angegriffen, und bei dem König Friedrich Wilhelm von Preussen, einem etwas bigotten Fürsten angeklagt, der über Wolfs angebliche Kezerei, von einigen seiner Generale aufgeregt, in solche Entrüstung gerieth, daß er ihn im Jahre 1723, durch einen sehr harten und schimpflichen Kabinetsbefehl, bei Strafe, aufgeknüpft zu werden, gebot, in Zeit von 24 Stunden die Stadt Halle, und in zwei Tagen das ganze preussische Gebiet zu verlassen. Hierauf ließ der strenge Regent erst die Schriften des Verurtheilten untersuchen, woraus sich ergab, daß derselbe nicht ein Irrlehrer, sondern nur ein vernünftig frommer, unschuldig verfolgter Mann sey.

Der Verfolgte nahm sich keine 24 Stunden zur Abreise Zeit. Schon in den ersten 12 Stunden ging er ohne Abschied von Halle nach Kassel ab, wo er von dem damaligen Landgrafen gnädig aufgenommen, und sogleich sehr ehrenvoll als akademischer Lehrer angestellt wurde. Der Lärm seiner Gegner gegen ihn dauerte fort; diente aber zu nichts, als das unparteiische Publikum immer aufmerksamer auf ihn zu machen. Seine Schriften wurden begierig gelesen; die Zahl seiner Anhänger nahm täglich zu, und achtungswürdige Gelehrte ließen sich es angelegen seyn, in besondern Abhandlungen den Nutzen seiner Lehren zu zeigen. Sein Ruf verbreitete sich auch immer mehr im Auslande. Die russische Kaiserin Katharina wünschte ihn nach Petersburg zu ziehen, und da er diesen Antrag ablehnte, ließ sie ihn zum Ehrenmitgliede der dasigen kaiserlichen Akademie mit einem Jahrgehalt von 300 Thalern ernennen. Im Jahr 1733 wurde er Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris. Endlich ließ auch König Friedrich Wilhelm dem allgemein geehrten und gefeierten Mann den Antrag machen, als geheimer Rath und Vicekanzler der Universität nach Halle zurückzukehren. Allein Wolf wollte nichts mehr von einem Regenten hören, der in seinem Lande für freie Denker Galgen aufrichten ließ. Ganz anders aber antwortete er auf die wiederholten Anträge des großen Friedrich, der im Jahr 1740 den väterlichen Thron bestiegen hatte, selbst Philosoph war, und die Philosophen schätzte und ehrte. Auf seinen Ruf kehrte Wolf, nach 17jähriger Abwesenheit, als königlich preussischer Geheimer Rath, Vicekanzler der Universität, und Professor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. Unter feierlicher Begleitung zog er von Marburg ab, mit noch weit größern Feierlichkeiten und allgemeinem Jubel wurde er zu Halle wieder aufgenommen. Schon vor seiner Ankunft hatte ein königlicher Befehl in sehr gemessenen Ausdrücken, seinen Gegnern Ruhe und Frieden geboten; nie wagten sie es daher wieder, ihre

Anklagen zu erneuern. Nach drei Jahren wurde er wirklicher Kanzler der Universität.

Die gekränkte Ehre des würdigen Mannes erlangte so volle Genugthuung. Im Jahre 1745 wurde ihm noch eine andere ruhmvolle Auszeichnung. Der Churfürst von Bayern, als damaliger Reichs-Vicar, erhob ihn nämlich in den Freiherrnstand, und Jedermann freute sich, dem Verdienst die Krone aufgesezt zu sehen. Wolfs Philosophie verbreitete sich immer weiter in Teutschland und in ganz Europa; seine Vorlesungen fanden aber jezt, da er anfing alt zu werden, nicht mehr den ehemaligen Beifall. Die Anzahl seiner Zuhörer verminderte sich immer mehr, bis er am 9. April 1754 im 76. Lebensjahre seinen gedankenreichen, lichtverbreitenden Geist aushauchte.

Wolf, einer der würdigsten Nachfolger des großen Leibnitz, benutzte die neuen Ideen und Entdeckungen dieses genialen Gelehrten in dem Gebiete der mathematischen und philosophischen Wissenschaften, ergänzte, was noch fehlte, ordnete Alles zu einem schönen Ganzen, und machte es durch seine Vorträge in teutscher Sprache gemeinnüziger. Die logische Deutlichkeit und Gründlichkeit, die er damit verband, erweckte allgemeine Ehrfurcht und Hingebung an ihn. Er umfaßte mit seltenem Scharfsinn alle Theile der Philosophie, und brachte durch die darauf angewandte mathematische Methode Ordnung, Licht und Gründlichkeit in dieselbe. Sein vornehmstes Streben ging dahin, Alles Schwankende und Unsichere aus der Philosophie zu entfernen, und ihre verschiedenen Zweige in genauere Verbindung zu bringen. Auch um die teutsche Sprache, in der er einen Theil seiner Schriften herausgab, erwarb er sich keine geringen Verdienste, denn er schrieb nicht nur rein und verständlich, sondern entwickelte auch ihren Reichthum für philosophische Begriffe. Um seinen Werth ganz zu erkennen, sagt ein

neuer teutscher Schriftsteller, müssen wir uns die damalige jammervolle Behandlung der Wissenschaft und Kunst ganz vor Augen stellen, und dann zu Wolf übergehen, und es wird uns vorkommen, als treten wir in eine neue, treffliche Welt. — Wolf war der Vorläufer der bessern teutschen Literatur; unser Vaterland verdankt ihm die Vorbereitung zu seiner Aufklärung in Religion, Gesezgebung und philosophischer Behandlung der schönen Wissenschaften; er gab unsern Gelehrten das Beispiel der Genauigkeit, der Bestimmtheit, des Tiefsinnes und der Gründlichkeit; darum werde stets sein Name mit Ruhm genannt.

FRIEDRICH

Barbarossa.

Kaiser Friedrich I.

der Rothbart.

(Mit dessen Bildniß.)

Friedrich Barbarossa, der zweite Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen, Sohn Herzogs Friedrichs von Schwaben, war im Jahr 1121 geboren, und seit 1147 Herzog von Schwaben, erhielt er nach dem Tode Kaiser Konrads III., seines Oheims, 1152 die kaiserliche Krone. Er war einer der mächtigsten und einsichtsvollsten Herrscher Teutschlands, ein Mann von edlem, majestätischem Ansehen, etwas stolz und herrschsüchtig, zugleich aber auch tapfer, muthig, standhaft in Glück und Unglück, überdieß freigebig, und reich an Kenntnissen. Er schätzte die Gelehrten, und liebte ihren Umgang.

Mit Glück bekriegte er den polnischen König Boleslav 1157, und erhob Böhmen zu einem Königreiche. Er suchte Niemand zu unterdrücken; seinen Rechten aber vergab er nichts, und behauptete sie mit gewaltiger Hand. Dem jungen sächsischen Herzog Heinrich dem Löwen, gab er die Länder seines Vaters, Sachsen und Bayern, zurück. Sie waren

diesem von dem vorigen Kaiser genommen worden, weil er sich ihm nicht unterwerfen wollte. Sein Hauptaugenmerk aber war auf Italien gerichtet, um seine Macht daselbst zu erweitern und zu befestigen. Die aufrührerischen Städte der Lombardei, die durch Handel und Kunstfleiß reich und mächtig, aber auch freiheitsstolz geworden waren, mußte er züchtigen. Die Stadt Mailand besonders hatte sich seinen Befehlen widersezt und sich verschiedene Städte unterworfen. Der Kaiser zog dahin, und zwang sie nach einer hartnäckigen Gegenwehr 1158 zur Uebergabe.

Es war dieß aber nicht sein erster Zug nach Italien. Schon früher war er in Rom gewesen, um sich von dem Pabste krönen zu lassen, was im Grunde ganz unnöthig war, denn unter Otto dem Großen hatte man ja schon als Regel festgesezt, daß der erwählte teutsche König ohne Weiteres zugleich römischer Kaiser seyn sollte. Die Abgeordneten des römischen Volks redeten ihn mit den Worten an: „Großer König, wir haben dich aus einem Fremdling zu unserm Mitbürger und Fürsten gemacht.“ Friedrich aber hieß sie schweigen, und sprach: „Es ist nicht wahr, daß ihr mich zu euerm Fürsten gemacht habt; Karl und Otto der Große haben Rom erobert: ich bin ihr Erbe und euer Herr.“

Als sich die Städte in Italien zum zweitenmale gegen ihn empörten, wurde Mailand 1162 wieder erobert, und, mit Ausnahme der Kirchen und Klöster, auch einiger Vorstädte und eines dem Kaiser Otto zu Ehren erbauten Thrones, zerstört. Brescia und Piacenza mußten ihre festen Mauern niederreissen, die übrigen Städte, die an den Unruhen Theil genommen hatten, verloren ihre Rechte und Freiheiten.

Aber Pabst Alexander III., der sich nach Frankreich hatte flüchten müssen, sprach 1168 den Bann wider den Kaiser

aus. Die Städte der Lombardei schlossen einen republikanischen Bund; die Mailänder bauten ihre Stadt wieder auf und erfochten 1176 bei Cremona einen Sieg über das kaiserliche Heer, der den Waffenstillstand zu Venedig zwischen dem Kaiser, dem Pabst Alexander III. und den lombardischen Städten 1177 und den Konstanzer Frieden 1183 zur Folge hatte. Die Städte behielten ihre selbstständige Verwaltung und erkannten die kaiserliche Hoheit an.

In Teutschland hatte Friedrich Lübeck und Regensburg zu Reichsstädten erklärt und dadurch den Grund zu einem Mittelstande zwischen dem Kaiser und den teutschen Fürsten gelegt, wodurch die kaiserliche Macht vergrößert und der Bürgerstand gehoben werden konnte.

Durch die Trennung der Herzogthümer Bayern und Sachsen 1180, welche Heinrich der Löwe zusammen besessen, wurde Friedrich zwar ebenfalls mächtiger; allein die beiden schon unter seinen Vorgängern entstandenen Parteien der Welfen und Gibellinen wurden dadurch nur noch mehr erbittert.

Die Christen hatten im Jahre 1096 die Stadt Jerusalem erobert, und die Türken, die sich im Besitz derselben befanden, daraus vertrieben. Auf die Nachricht, daß Saladin den Christen Jerusalem 1187 wieder entrissen habe, und auf die Ermahnungen des Pabstes, unternahm Friedrich 1189 mit 150,000 Mann, ohne viele tausend Freiwillige zu rechnen, den vierten Kreuzzug, vor dessen Antritt ein Landfriede in Teutschland zu Stande kam.

Der griechische Kaiser zu Konstantinopel hatte sich mit Saladin und dem Sultan von Iconium insgeheim verbunden und suchte den Marsch der Teutschen zu hindern. Aber Friedrich bahnte sich glücklich einen Weg nach Asien, erhielt

zwei Siege über die Türken bei Iconium, drang in Syrien ein und starb mitten unter glücklichen Erfolgen am 10. Juni 1190 bei Seleucia in Syrien, nachdem er durch den Kalykadnus mit dem Pferde hatte schwimmen wollen.

Seinen Vetter, den Bischof Otto zu Freisingen, ernannte er früher schon zu seinem Geschichtschreiber, und seine Liebe zur Baukunst bezeugen noch jezt die merkwürdigen Ruinen des von ihm erbauten Reichspalastes in Gelnhausen in der Wetterau. Trotz seiner Streitigkeiten mit den Päbsten, war Friedrich ein aufrichtigerer Anhänger der Religion als Diejenigen, die sich ihrer nur zur Erreichung anderer Absichten zu bedienen suchten.

Nach des Kaisers Tode konnte die Absicht des Kreuzzuges nicht mehr erreicht werden; sein heldenmüthiger Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, der den Oberbefehl übernommen hatte und den teutschen Orden stiftete, ward von einer pestartigen Krankheit hingerafft, 1191, und von dem großen Heere, das Friedrich aus Teutschland geführt hatte, kamen nur wenige Trümmer zurück.

Karl der Sechste,

römischer Kaiser.

Kaiser Leopold I. hatte zwei Söhne, Joseph und Karl; beide wurden seine Nachfolger, zuerst Joseph unter dem Namen Joseph I., und nach dessen Tode Karl, unter dem Namen Karl VI. Lezterer ward am 1. Oktober 1685 geboren. Seinem Vater war im Jahre 1700 die spanische Krone zugefallen; er hatte sie aber nach dem Wunsche der befreundeten Monarchen, an seinen Sohn Karl abgetreten. Doch ehe dieser von dem ererbten Reiche Besitz nehmen konnte, war es schon von dem französischen König Ludwig XIV. für seinen Neffen Philipp von Anjou besezt worden. So entstand der berüchtigte spanische Erbfolgekrieg, bei dem es galt, die Franzosen aus Spanien zu vertreiben, und dem österreichischen Prinzen die spanische Krone aufzusezen. Kaiser Leopold verband sich zu dem Ende mit Holland, England und dem teutschen Reiche, und diese Bundesgenossen übernahmen es, den jungen Prinzen Karl in sein Reich einzuführen. Im Jahre 1703 wurde er einstweilen in Wien zum König von Spanien ausgerufen.

Er ging noch in demselben Jahre über Holland nach England, wo schon eine Flotte und ein kleines Kriegsheer von 12,000 Mann seiner wartete. Glücklich langte er an dem Hofe von Windsor an, wo die Königin Anna, die damals regierte, ihn mit vielem Wohlwollen aufnahm. Der Prinz war erst 18 Jahre alt, aber sehr gesezt, voll Ernst und Anstand. Er sprach wenig; aber was er sagte, war geistreich und verbindlich. Mit Allem schien er zufrieden, aber nichts vermochte ihm ein Lächeln abzugewinnen.

Man begleitete ihn mit den besten Wünschen nach Portsmouth, wo er sich einschiffte. Kaum aber war die Flotte mit dem Landungsheere unter Segel gegangen, so wurde sie von den Stürmen wieder auf die englische Küste zurückgeworfen. Dieß schien von übler Vorbedeutung; nach einigen vergeblichen Versuchen landete sie aber doch in Catalonien.

Karl hoffte, daß bei seiner Ankunft gleich alle Bewohner dieser Provinz zu den Waffen greifen, und ihn frohlockend in seine Hauptstadt einführen würden; er fand sie aber weit weniger warm, als er glaubte. Gleichwohl gelang es ihm, sich der Stadt Barcelona zu bemächtigen. Bald darauf erschien aber ein französisches Heer, belagerte ihn in dieser Stadt, und war schon im Begriff, die Mauern zu erstürmen, und den kühnen Gegner gefangen zu nehmen, als eben noch zu rechter Zeit die lang erwartete englische Flotte erschien, zehn oder zwölf französische Schiffe, die den Hafen blokirten, verjagte, und ein Heer an das Land sezte. Auf das eiligste mußten nun die Franzosen die Belagerung aufheben, und die geängstigte Stadt wieder frei athmen lassen.

Der Krieg wurde nun in Spanien mit abwechselndem Glücke fortgeführt. Zweimal gelang es Karln, bis nach Madrid vorzudringen, zweimal wurde er wieder vertrieben. Das erstemal 1706 ließ er sich in der Hauptstadt unter dem

Namen Karls des Dritten zum König ausrufen, das zweitemal wurde er aber wieder bis in die Mauern von Barcelona zurückgetrieben.

Ungewiß über seine Zukunft, saß er hier voll Unmuth, als die unerwartete Nachricht von dem Tode seines Bruders Joseph I. einlief, der schnell an den Kinderpocken gestorben war. Schnell Tentschloß er sich nach eutschland zurückzukehren, und zwar um so mehr, da er schon voraus sah, daß er bald von seinen Bundesgenossen würde verlassen werden, die nicht wollten, daß so viel Macht in einer Hand vereinigt werden sollte. Eiligst reisete er daher über Italien nach Teutschland zurück, wo er bei seiner Ankunft erfuhr, daß er indessen auch durch die Bemühungen des Prinzen Eugen von Savoyen, dem Führer seiner Heere, zum teutschen Kaiser gewählt worden war. Wirklich wurde er auch ohne Anstand im Jahre 1711 zu Frankfurt am Main gekrönt.

Der Krieg gegen die Franzosen war vom Anfang an nicht nur in Spanien, sondern auch in Italien, am Rhein, in Bayern, bis wohin sie vorgedrungen waren, und zulezt in den Niederlanden geführt worden, wo man sich in Verbindung mit den Engländern und Holländern noch jezt siegreich schlug. Allein der Anführer des englischen Heeres, Herzog von Marlborouge, fiel in Ungnade bei seiner Königin, sein Heer trennte sich von den Bundesgenossen, und so ging die Schlacht von Denain verloren, nach welcher diese 1713 mit Frankreich den Frieden von Utrecht schlossen, ohne daß der Kaiser sie daran hindern konnte. Er selbst nahm keinen Theil daran; im folgenden Jahre sah er sich aber genöthigt, den Vertrag von Rastadt einzugehen, durch welchen er auf Spanien selbst Verzicht leistete, aber einen Theil der spanischen Nebenländer erhielt, nämlich Mailand, Mantua, Sardinien und die Niederlande.

Nun endlich glaubte Karl VI. eine Zeit lang frei athmen zu können; allein schon zwei Jahre darauf wurde er in einen neuen Krieg verwickelt. Die Venetianer waren nämlich 1715 von den Türken angegriffen worden, und der Kaiser, für seine eigenen Staaten besorgt, übernahm ihre Vertheidigung. Der tapfere Eugen stellte sich an die Spitze der kaiserlichen Heere, schlug die Muselmänner in den Schlachten bei Peterwardein und Belgrad, und erkämpfte den rühmlichen Frieden von Belgrad, durch welchen an den Kaiser Servien, Temeswar und die Stadt Belgrad abgetreten wurde.

Eine andere Sorge beunruhigte nun den Kaiser. Er hatte nämlich keine männlichen Nachkommen, und sah daher nach seinem Tode Krieg und die Zerrüttung seiner Monarchie voraus. Dieses Ungewitter suchte er durch eine Verfügung abzuwenden, in welcher er seine älteste Tochter Maria Theresia zu seiner Nachfolgerin in der Regierung seiner sämmtlichen Erblande bestimmte. Diese Verfügung, die Pragmatische Sanction genannt, ließ er von allen andern europäischen Regenten bestätigen, und nun glaubte er für die Ruhe und Sicherheit seiner Staaten zur Genüge gesorgt zu haben; allein in der Geschichte Maria Theresias zeigt sich seine Täuschung.

Fünfzehn Jahre lang hatte nun Karl Zeit, sich seinen Völkern als Landesvater zu zeigen. Er that es redlich, und bemühete sich besonders, den Handel in Aufnahme zu bringen; er errichtete eine levantische Handelsgesellschaft, machte selbst eine Reise nach Istrien, legte neue treffliche Landstraßen an, baute Hafen und Schiffe, und machte noch mehrere andere Anstalten zum Besten des Handels.

Aber neue Kriege störten ihn in diesen friedlichen Bemühungen. Nach dem Tode des Königs August II. von Polen 1733 suchte nämlich der König von Frankreich seinen

Schwiegervater, Stanislaus Leczinsky, der schon einmal die polnische Krone getragen hatte, von Neuem auf den Thron zu heben. Darüber entstand nun eine blutige Fehde, denn Oesterreich und Rußland wollten es nicht zugeben, und unterstützten mit Macht den Sohn des verstorbenen Königs, der auch wirklich den väterlichen Thron bestieg. Allein durch diesen leidigen Krieg, der auch in Italien und in Teutschland geführt wurde, verlor Kaiser Karl Neapel und Sizilien, Mailand, Parma, Piacenza, Modena und verschiedene Plätze am Rhein.

Doch dieß war noch nicht genug; Karl mußte als ein Bundesgenosse Rußlands im Jahre 1737 die Türken angreifen. Er ließ seinen Feldmarschall, Grafen von Seckendorf, an der Spitze eines Heeres in Servien einrücken, und Nizza besezen. Allein Seckendorf war kein Eugen. Die Türken fochten überall siegreich, und in drei unglücklichen Feldzügen ging nicht nur alles wieder verloren, was Prinz Eugen ihnen abgenommen hatte, sondern auch noch viel mehr. Es mußte Servien und die Wallachei, Belgrad und Zabach an sie abgetreten werden.

Kaiser Karl überlebte nicht lange diese neuen Unfälle; er starb am 20. Oktober 1740, und hinterließ seiner Tochter Maria Theresia seine weitläuftigen Staaten ohne Geld und genügende Heere.

Churfürst Moritz

von Sachsen.

Moritz, der tapfere und thätige Churfürst, war der Sohn eines kleinen Herzogs zu Sachsen, Heinrichs des Frommen. Im Jahre 1521 wurde er zu Freiberg geboren. Anfangs versprach man sich nicht sonderlich viel von dem jungen Prinzen, denn er fand wenig Vergnügen an den ritterlichen Uebungen, und benahm sich ziemlich unbehülflich in denselben; deßwegen schien sein Vater auch sehr geneigt, ihn dem geistlichen Stande zu midmen. Allein in Moritz lag etwas ganz Anders, als ein Priester. Nach und nach entwickelten sich in ihm die größten Talente und der feruigste Charakter; er zeichnete sich aus durch einen festen Willen und rastlose Thätigkeit. An dem kleinen Hofe seines Vaters lebte er in einer zu beschränkten Lage; sein aufstrebender Geist sehnte sich nach mehr Freiheit und Regsamkeit. Darum verließ er das Vaterhaus, und zog erst zu seinem Vetter, dem Herzog Georg von Meissen, ging, da es ihm auch hier nicht lange gefiel, zu dem Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen, von dem er liebreich aufgenommen wurde, und der großen Gefallen an seinem jungen feurigen Vetter zu finden schien.

Moritzens Vater erbte in der Folge, nach dem Tode Herzogs Georg, die meißnischen Lande, und nun kehrte der Prinz zurück an den väterlichen Hof; doch nur auf kurze Zeit, denn er konnte sich mit seiner Mutter und den Räthen des Vaters, die sich nicht nach seinem Sinne fügen wollten, nicht vertragen. Darum zog er wieder weg von ihnen, aber nicht zu dem Churfürsten von Sachsen, sondern zu dem Landgrafen Philipp von Hessen.

Dieser hatte eine schöne Tochter, Moritz gewann sie lieb, und heirathete sie, ohne seine Eltern um ihre Einwilligung zu fragen. Dieß schmerzte seine Eltern sehr, darum zog auch der alte Herzog seine Hand ganz von dem Sohne ab, und überließ ihn seinem Schicksal.

Noch in demselben Jahre starb der Vater, und hinterließ ihm seine Lande. Moritz nahm sogleich Besitz davon, und forderte strenge Rechenschaft von den Staatsdienern, denen er nicht gewogen war. Gleich nach seinem Regierungsantritt gerieth er auch in Mißhelligkeiten mit seinem Vetter, dem Churfürsten Johann Friedrich, der ihn ehemals so gütig an seinem Hofe aufgenommen hatte; er zog sogar wegen einer Streitigkeit, wozu die kleine Stadt Wurzen Gelegenheit gab, wider ihn zu Felde, und es würde zu einer Schlacht gekommen seyn, wäre nicht der Landgraf von Hessen noch zu rechter Zeit als Vermittler aufgetreten. Doch dieß war nicht die einzige Fehde unter ihnen; sie geriethen bald in noch bedeutendere Händel.

Moritz bekannte sich zu der lutherischen Religion, sagte sich aber gleichwohl los von dem schmalkaldischen Bunde. That er diesen Schritt, um sich bei dem Kaiser einzuschmeicheln, so erlangte er ganz seine Absicht, denn Karl fand ausserordentliches Wohlgefallen an Moritzens Ergebenheit; er belohnte dieselbe mit Gunstbezeugungen aller Art, und zwar

um so mehr, da Moritz ihm auch in den Jahren 1543 und 1544 auf seinen Feldzügen gegen Frankreich Hülfe leistete.

1546 brach der schmalkaldische Krieg aus. Churfürst Johann Friedrich, der mit dem Landgrafen Philipp von Hessen an der Spitze der Bundesgenossen stand, empfahl vor seiner Abreise zum Heere seine Lande Moritzens Schutz, der ihm auch alle Freundschaft versprach. Bald aber bemächtigte sich Moritz, uneingedenk seiner Zusage, der churfürstlichen Lande, und zwar, wie er vorgab, aus reiner Freundschaft für seinen Verter, um ihm seine Besitzungen zu erhalten, die in Gefahr waren, von des Kaisers Bruder, Ferdinand, weggenommen zu werden. — Hellsehende Augen wurden aber dadurch nicht geblendet. Man hatte Nachricht von seinen geheimen Unterhandlungen mit dem Kaiser und dessen Bruder, und nur allzubald merkte man, daß Alles eine unter ihnen beschlossene Sache sey. Diese Vermuthung wurde zur Gewißheit, als Karl seinem Freund Moritz, noch ehe Johann Friedrich überwunden war, die sächsischen Churlande zusprach.

Zu früh freute sich aber Moritz dieses Besitzes, denn schnell kam ihm der Churfürst mit seinem Heere über den Hals, und nahm ihm nicht nur die Churlande, sondern auch seine eigenen herzoglichen Lande, bis auf die Städte Leipzig, Dresden und Pirna, wieder ab. Moritz, der auf die schleunige Zurückkunft des Churfürsten nicht gefaßt war, und unbedachtsam den größten Theil seines Heeres abgedankt hatte, konnte dem weit mächtigern Feinde nicht widerstehen, und mußte nach Böhmen entfliehen.

Doch im Jahre 1547 kam er mit dem kaiserlichen Heere, von dem der Churfürst eben so unvermuthet überfallen wurde, als er Moritz überfallen hatte, nach Sachsen zurück, half den Churfürsten in der Schlacht bei Mühlberg schlagen, und erhielt dagegen wieder sämmtliche churfürstliche Lande zurück.

Das Jahr darauf wurde er auf dem Reichstag zu Augsburg feierlich damit belehnt; der alte Churfürst aber hatte zur Rettung seines Lebens darauf Verzicht leisten müssen.

Nun ließ sich Moritz von dem Kaiser zur Vollziehung der Achtserklärung gegen die evangelische Stadt Magdeburg gebrauchen, die doch eines Glaubens mit ihm war, und bloß dieses Glaubens wegen verfolgt wurde. Allein hier war es von Moritz so schlimm nicht gemeint. Ihm war bloß daran gelegen, ein Heer zu seinem Gebote zu haben, und die Stadt in seine Gewalt zu bekommen; denn so wie Niemand mit Sicherheit auf ihn rechnen konnte, so meinte er es auch mit dem Kaiser nicht redlich. Es gefiel ihm nicht, daß Karl V. den Spaniern sein ganzes Zutrauen schenkte, daß er ganz die Protestanten zu unterdrücken, sich zum unumschränkten Herrn über Teutschland aufzuwerfen suchte, daß er den Landgrafen Philipp von Hessen, Moritzens Schwiegervater, in harter Gefangenschaft hielt, und ihn auf keine seiner Fürbitten herausgeben wollte. Darum wollte er ihn zwingen, solchen Gewaltschritten Einhalt zu thun, und sich in den Schranken seiner rechtmäßigen Macht zu halten. In dieser Absicht schloß er insgeheim ein Bündniß mit dem Könige der Franzosen, Heinrich II., und ließ das Heer, das er zur Belagerung von Magdeburg gebraucht hatte, nicht auseinander gehen, sondern verlegte es, nach der Einnahme der Stadt, in die Winterquartiere; gegen den Kaiser heuchelte er aber immer die alte Freundschaft, versprach, ihn auch zu Insbruck zu besuchen, wo Karl sich damals aufhielt, ließ sich sogar eine Wohnung dort miethen, und die Zimmer einrichten. Der Besuch wurde auch wirklich abgestattet, aber an der Spitze eines Heeres, und mit solcher Schnelligkeit, so unerwartet, daß es ihm beinahe gelungen wäre, den Kaiser, der damals am Podagra krank lag, zu überfallen. Ein kaiserlicher Abgeordneter, der der Belagerung von Magdeburg beigewohnt, hatte zwar längst schon Argwohn gegen den

Churfürsten geschöpft, und seine Besorgnisse dem Kaiser mitgetheilt; allein es wurde ihm nicht geglaubt, denn zwei churfürstliche Geheimschreiber, die Karl heimlich besoldete, und die ihm Alles, was sie bei Moritz sahen und hörten, melden mußten, erstatteten immer die erwünschtesten Berichte. Dieß kam aber daher, daß Moritz, der noch listiger war, als der Kaiser, und ihre Untreue bald gemerkt hatte, nichts vor ihnen vornahm und verlauten ließ, als was er wollte, daß sie an den kaiserlichen Hof schrieben. Er sprach daher in ihrer Gegenwart immer öffentlich von seiner Anhänglichkeit, von seinem Eifer für den Kaiser; in der Stille aber verband er sich gegen ihn mit den Franzosen, und machte Anstalt, sich seiner Person zu bemächtigen.

Moritz erschien bald darauf vor den Thoren von Insbruck, nahm alle kaiserlichen Güter und Kostbarkeiten in Beschlag, und vertheilte die reiche Beute, die sich im Schlosse vorfand, unter seine Soldaten. Er eilte auch denen Flüchtlingen nach; allein vergebens.

Indessen waren die Franzosen auch in Lothringen eingefallen, und so sah sich nun Karl genöthigt, Frieden zu machen, den gefangenen Landgrafen Philipp in Freiheit zu sezen, und die Protestanten zufrieden zu stellen, und zu beruhigen.

Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kalenbach war in diesem kurzen Kriege Moritzens treuer Gehülfe gewesen, aber nicht sowohl aus Freundschaft, als weil er dabei Gelegenheit fand, im Reiche umher mit seinen Leuten zu plündern. Deßwegen kehrte er sich auch nicht an den Friedensschluß, behielt sein Heer beisammen, und sezte den angefangenen Unfug fort. Moritzens Abmahnen war vergeblich. Er sah sich gezwungen, nach seiner Rückkehr aus Ungarn, wohin er gegen die Türken zu Felde gezogen war, seinen ehemaligen Freund mit Waffengewalt zur Ruhe zu bringen. Er ging mit Heeresmacht auf

Albrecht los. Am 9. Juli 1553 kam es zu einer Schlacht, die Moritz gewann. Als aber der Sieg schon errungen war, erhielt er noch von hinten einen tödtlichen Schuß, an dem er nach 3 Tagen starb.

Moritz war ein weiser Regent und großer Feldherr. Aus allen seinen Unternehmungen leuchtete ein hoher, durchdringender Verstand hervor. Mit großer Klugheit wußte er alle günstigen Umstände schlau zu seinem Vortheil zu benutzen. In seinen Entschließungen war er bedachtsam; schnell aber in der Ausführung. Sehr verdient machte er sich vorzüglich um die Schulen und Universitäten in seinen Landen, denn er war ein Freund der Wissenschaften und ein Gönner der Gelehrten.

Ferdinand,

Herzog von Braunschweig und Lüneburg.

Herzog Ferdinand von Braunschweig, einer der vornehmsten Helden, die sich an der Seite des großen Friedrichs Lorbeeren erkämpften, war ein Sohn Ferdinand Albrechts, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. Er wurde im Jahre 1721 zu Braunschweig geboren, und früh schon dem Militärstande gewidmet und dazu erzogen. Zuerst übte er sich in den Waffen im Dienste seines Bruders, Herzogs Karl von Braunschweig-Lüneburg, und studirte dabei die Kriegsbaukunst, die man damals als den Weg zu allen Kriegswissenschaften betrachtete, dann machte er in seinem 18. Jahre eine schöne Reise durch Teutschland, Holland, Frankreich, Italien, um auch Länder- und Menschenkenntniß zu erlangen.

Im Jahre 1740, bald nach seiner Zurückkunft, brach der erste schlesische Krieg aus, und jezt trat er in die Dienste König Friedrichs II., der kurz vorher den preussischen Thron bestiegen hatte, und nun erst anfing, die Thaten zu verrich-

ten,

ten, durch die er sich in der Folge den Beinamen des Großen erwarb. Der König stellte ihn als Obersten, an die Spitze eines Regiments, das Ferdinands Bruder für ihn warb, und nun begannen beide zugleich ihre Laufbahn in der Erfahrung. Ferdinand befand sich mit seinem Regimente in der Schlacht bei Prag, und trug das Seinige zu dem errungenen Siege bei.

Schon das Jahr 1742 brachte den Frieden. Und nun machte Herzog Ferdinand Reisen mit dem Könige. Er begleitete ihn in das Bad zu Aachen, und besah 1743 mit ihm das kaiserliche Heer bei Wemdingen in Franken.

Ein neuer Krieg rief sie bald in das Feld. Es galt die Behauptung von Schlesien. Ferdinand zeichnete sich in den rühmlichen Schlachten von Hohenfriedberg und Sörr aus, beide im Jahre 1745 von dem Könige selbst siegreich gegen das österreichische Heer unter dem Prinzen von Lothringen geschlagen. Kurz darauf wurde Prinz Ferdinand zum General-Lieutenant ernannt, und in demselben Jahr erfolgte der Friede.

Ferdinand reifte während desselben vollends zum kräftigen Manne heran, und nun konnte er gleich zu Anfang des siebenjährigen Krieges an Friedrichs Seite als Feldherr auftreten. Als der König den ersten Feldzug durch seinen Einfall in Sachsen eröffnete, theilte er sein Heer in drei Haufen. Den ersten führte er selbst, den zweiten Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern, den dritten Ferdinand, der über Halle nach Leipzig zog, die Sachsen in ihrem Lager bei Pirna einschließen half, und hierauf in Böhmen eindrang. Hier galt es eine Schlacht gegen den österreichischen General Brown, die bei Lowositz unter der Leitung des Königs geliefert wurde, und wobei sich Prinz Ferdinand rühmlich auszeichnete. Bald darauf mußte sich das umzingelte sächsische

Heer in seinem Lager ergeben. Ferdinands Heer bezog nun die Winterquartiere in der Gegend von Zwickau, er selbst aber ging mit dem Könige erst nach Dresden, dann nach Berlin.

Das preussische Heer ging in dem folgenden Jahr in 4 Kolonnen auf Prag los. Hier kam es zu einer mörderischen Schlacht gegen das große österreichische Heer unter den Befehlen des Herzogs Karl von Lothringen. Lange schwankte der Sieg; aber Prinz Ferdinand fiel dem linken Flügel des Feindes in die Flanke, und gab dem Kampfe den erwünschtesten Ausgang. Minder glücklich war er in der für die Preussen so traurigen Schlacht bei Collin, obgleich er nicht geringere Proben seines Heldenmuthes ablegte, da er siebenmal seine Krieger gegen die furchtbaren Anhöhen anführte, auf welchen das feindliche Geschütz Tod und Verderben auf sie herabsprühte.

Noch in demselben Jahre fand endlich Ferdinand Gelegenheit, sich in seiner kriegerischen Selbstständigkeit zu zeigen, denn Friedrich übertrug ihm den Oberbefehl über das Heer der Bundesgenossen in Westphalen. Es stand vorher unter den Befehlen des Herzogs von Cumberland, der mit den Franzosen einen schimpflichen Vertrag geschlossen hatte, den der König nicht genehmigen konnte. Ferdinand erschien, und sogleich ging Alles besser. Der bunte Heereshaufen bestand aus Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen, Gothaern, Bückeburgern; Alle empfingen ihn mit gleichem Vertrauen, und versprachen, ihm zu folgen, wohin er sie führte. Sogleich wurden die Franzosen wieder angegriffen, und aus Bremen, Hannover, Minden und Harburg verjagt, und nach und nach aus ganz Nieder-Sachsen, Hessen und Westphalen vertrieben. Nicht zufrieden, sie über den Rhein zurückgeworfen zu haben, sezte auch der Prinz über den Strom, und schlug sie in der Schlacht bei Crefeld den 23. Juni 1758.

Aber mitten im Schlachtgewühle verläugnete der Held die Menschengefühle nicht. Als ihn auf der Wahlstatt seine Offiziere mit Glückwünschen begrüßten, erwiederte er bekümmert: O wünschen Sie mir nicht Glück zu solcher Ehre, sondern betrachten Sie dieses mit Leichen bedeckte Schlachtfeld. Dieß ist nun schon das zehntemal, daß ich einem solchen Trauerspiele beiwohne, und Gott gebe, daß es das letzte seyn möge. — Die dankbaren Britten belohnten diesen glänzenden Sieg mit einem Geschenke von 14,000 Pf. Sterling zur Unterhaltung der Tafel und der Ställe des Prinzen; der König von Preussen aber durch die Generalfeldmarschallswürde, womit er den Sieger schmückte. Noch ein größerer Lohn war ihm der steigende Ruhm seines Namens und der Beifall, den ganz Europa seinen Thaten zujauchzte.

Im folgenden Jahre schien ihm das Glück seine Gunst entziehen zu wollen. Das neuverstärkte französische Heer, unter der Anführung des weisen und tapfern Marschalls Contades, drängte den Prinzen mit Uebermacht bis an die Weser zurück; hier aber ersah Ferdinand den günstigen Augenblick, trieb seinen Gegner durch glückliches Manövriren bei Minden in eine Stellung, aus der sich derselbe nicht mehr zu helfen wußte, und schlug ihn auf das Haupt. Dieser für Ferdinand so glorreiche Tag kostete den Franzosen 8000 Mann an Todten und Verwundeten, 30 Kanonen, ihren ganzen Kriegstrain und alle ihre Magazine. Noch größer würden die Folgen gewesen seyn, hätte nicht der Prinz einen Theil seines Heeres dem Könige zu Hülfe senden müssen.

Im folgenden Jahre blüheten ihm wenig Lorbeeren; desto mehr aber im Jahre 1761. Da schlug er schon am 15. Februar die Sachsen bei Langensalza; doch gelang es ihm nicht, sich der Stadt Kassel zu bemeistern. Die französischen Marschälle Broglio und Soubise standen mit einer weit überlegenen Macht gegen ihn; allein er scheute sich nicht,

es mit ihnen aufzunehmen, und überwand sie in dem Treffen bei Villingshausen, oder trieb sie wenigstens zurück, und behauptete sich gegen ihre Ueberlegenheit. Auch noch im lezten Feldzuge dieses Krieges 1762 brachte er den Feinden unter Estrées und Soubise, ungeachtet ihrer weit größern Streitkräfte, am 29. Juni einen harten Schlag durch seinen Sieg bei Wilhelmsthal bei; auch schlug er sich noch siegreich am 29. Oktober gegen Haddik und Stolberg, worauf am 24. November der Waffenstillstand geschlossen wurde, auf welchen der Hubertsburger Friede erfolgte.

Nach diesem Kriege entstand eine Spannung zwischen Ferdinand und dem König. Der Prinz zog sich daher im Jahre 1766 in die Lande seines Bruders zurück, und verlebte seine übrigen Tage theils zu Braunschweig, theils in ländlicher Ruhe auf seinem Lustschlosse zu Vechelde.

Sein Leben war von nun an vorzüglich schönen Werken der Menschlichkeit geweiht. Er machte den edelsten Gebrauch von seinen Reichthümern, unterstützte hülfsbedürftige Künstler und Gelehrte, ließ Stipendien an Hunderte von Studirenden auf Schulen und Universitäten auszahlen, ließ jeden Monat über 300 Arme, jedem nach seinem Stande und seinen Bedürfnissen, Almosen reichen, errichtete Schulen und Krankenhäuser, war der Beschützer aller Künste, vorzüglich der Malerei und Tonkunst, und verbreitete Segen rings um sich her.

Der lezte seiner Lebenstage war der 3. Julius 1792. Aus Furcht, lebendig begraben zu werden, ließ er ein Fenster und eine Luftröhre an seinem Sarge anbringen; auch verordnete er, daß der Schlüssel hineingelegt werden sollte, um von Innen aufschließen zu können; allein der Sarg blieb unaufgeschlossen.

Ernst I.,

genannt der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg.

Ernst I., Sohn des Herzogs Johann von Weimar, ward geboren 1601 auf dem Schlosse zu Altenburg, als der 9te unter seinen 10 Brüdern. Das Regenten- und Privatleben dieses Fürsten war eben so merkwürdig als musterhaft, und in der Geschichte des sächsisch-ernestinischen Hauses behauptet er nicht nur als Stifter der neuen gothaischen Linie, sondern vorzüglich auch wegen der vortrefflichen Einrichtung, die er seinen Staaten gab, den ersten Rang, während sein Name auch in den Jahrbüchern des dreißigjährigen Krieges ruhmvoll genannt wird. Auf diesem blutigen Schauplatze trat er zum erstenmale öffentlich auf als Oberster eines schwedischen Kavallerieregiments, und man erzählt von ihm neben den Thaten einer wahren Tapferkeit auch Züge der reinsten Menschlichkeit.

Dem schwedischen Hauptheere zeigte er den Weg über den Lech, indem er zuerst mit seinem Regimente über den Fluß sezte. Zur Eroberung der Städte Füßen und München

trug er viel bei und focht mit Muth und Umsicht in den Schlachten von Nürnberg und Lützen, in welcher leztern er, nach dem Falle Gustav Adolphs, den Sieg gegen den mit einem neuen Korps anrückenden Pappenheim allein errang. Nun verließ er auf einige Zeit die Bahn der Helden, als 1633 sein Bruder Bernhard, der den Oberbefehl über das schwedische Heer erhalten hatte, ihn beauftragte, das ihm überlassene Herzogthum Franken in seinem Namen zu regieren. In diesen Regierungsgeschäften entwickelte er große Regententugenden. Der Universität Jena widmete er eine vorzügliche Fürsorge.

Nach mehreren glücklich geleiteten Familien-Angelegenheiten begab Ernst sich wieder zum schwedischen Heere und half seinem Bruder Bernhard Landshut in Bayern mit Sturm erobern, verließ aber nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen am 26. August 1634 den Kriegsschauplatz gänzlich; denn eine still genährte Hoffnung, durch seine Vermittlung den Frieden zu beschleunigen, war nun gescheitert. Nachdem er in der Folge dem Prager Frieden, 20. Mai 1635, beigetreten war, veranstaltete er das bekannte große weimarische Bibelwerk und die Bilderschule.

Herzog Ernst vermählte sich 1636 mit Sophia, der einzigen Tochter des Herzogs Johann Philipp von Altenburg, und bezog zu Weimar das sogenannte französische Schloß, bis er durch den Erbvertheilungsvertrag vom 13. Februar 1640 das Herzogthum Gotha zu seinem beständigen Antheile erhielt und so Sifter der Spezial-Linien des gothaischen Hauses wurde. Er traf die vortrefflichsten Anstalten zur Wiederaufhülfe des durch den Krieg verwüsteten Landes: Kirchen- und Landesvisitationen, Schulverbesserungen, Anordnung der Landeskollegien und Reorganisation fast aller Behörden, zweckmäßige Polizei-Gesetze, eine neue Kirchenagende, eine verbesserte Konsistorialordnung, Einrichtung eines

Landkircheninspektorats, dabei die Erbauung eines Residenz-Schlosses zu Gotha und die wohlthätigste Fürsorge für seine Unterthanen bei mehreren erlittenen Unglücksfällen, milde Stiftungen für Wittwen, Waisen und Arme, seine Versuche zur Schifffahrt auf der Werra bis zur Weser und auf der Unstrut und Saale bis in die Elbe, seine rastlosen Bemühungen zur Beilegung der synketristischen Streitigkeiten zwischen den wittenbergischen und helmstädtischen Theologen, so wie zur Herstellung eines theologischen Senats, als eines Hülfsmittels zur Erhaltung der christlichen Religion, und vornehmlich um einen ewigen Frieden in der evangelischen Kirche herzustellen. Dieß und Mehreres sind Beweise seiner weisen und thätigen Regierung.

Die Anwesenheit des Abts Gregorius aus Abyssinien an Herzog Ernsts Hofe, das Interesse des Herzogs für diesen Mann und den Religionszustand in jenem fernen Lande, seine Briefe an den König von Aethiopien, die er dem Abt mitgab, die Sendung Johann Michael Wanslebs aus Erfurt nach Abyssinien, der vom Herzog eine besondere Vorschrift erhielt, um nicht nur die genauesten Nachrichten über dieses Land einzuziehen, sondern auch Alles zu thun, was zur Beförderung der christlichen Religion in seinen Kräften stehe, die Briefe des Patriarchen und Komos zu Alexandrien an den Herzog, sein Briefwechsel mit dem Czaar Alexei Michailowitsch zu Moskau, über die Angelegenheiten der evangelisch-lutherischen Gemeinde daselbst, des Czaars Gesandtschaft nach Gotha, des Herzogs ängstliche Sorgfalt für die Erziehung seiner Kinder, sind eben so merkwürdige Erscheinungen in seinem Leben, als sie ihn selbst am besten charakterisiren und den Beinamen des Frommen rechtfertigen, den er auch in seinem täglichen Wandel verdiente.

Drei Jahre vor seinem Tode 1672 kam er durch das Ableben des Herzogs Friedrich Wilhelm III. zu Altenburg

zum Besitze sämmtlicher altenburgischen Lande, von denen er einen Theil an Weimar überließ, als die Ansprüche dieses Hauses die Ruhe seines Alters zu unterbrechen drohten.

Er starb 1675 im 74. Jahre an einem Schlagflusse. Sein Testament ist ein Regentenspiegel, über welchen allen Prinzen Vorlesungen gehalten werden sollten. Seine sieben Söhne regierten anfangs gemeinschaftlich, und der Aelteste stand an der Spitze der Regierung; allein 1679 und 1681 theilten sie das Land.

August II.,

Churfürst von Sachsen und König von Polen.

August, ein Sohn des Churfürsten Johann Georg III. von Sachsen, war am 12. Mai 1670 zu Dresden geboren. Die Natur hatte ihn mit den schönsten körperlichen und geistigen Anlagen ausgestattet, die durch eine gute Erziehung auf das sorgfältigste ausgebildet wurden. Er besaß besonders eine solche riesenhafte Stärke, daß es ihm in seinen männlichen Jahren ein Leichtes war, ein Hufeisen zu zerbrechen. Damit verband er eine große Gewandheit, edlen Anstand, Geschmack für das Schöne, und eine besondere Liebe zu geistigen Beschäftigungen. Durch seinen Aufenthalt am französischen Hofe erlangte er den feinen Weltton, wodurch er sich auszeichnete, lernte die Kunst zu gefallen, und schärfte noch mehr seinen Sinn für die schönen Künste und seine Prachtliebe. Daher wurde auch in der Folge sein Hof, nach dem französischen, der glänzendste in Europa.

August war aber nicht nur feiner Weltmann, er war auch Krieger und Heerführer. Die Kriegskunst lernte er am Rheine, wo sein Vater mit dem Churfürsten von Bayern das Reichsheer gegen die Franzosen führte. Im Jahre 1695

zog er selbst an der Spitze des österreichischen Heeres gegen die Türken aus, die Siebenbürgen bedroheten. Schon im folgenden Jahre rief ihn aber eine sehr wichtige Angelegenheit in seine Staaten zurück. Der tapfere König von Polen, Johann Sobiesky, war nämlich gestorben, und es sollte nun ein anderer König gewählt werden. Der französische Hof gab sich unbeschreibliche Mühe, den erledigten Thron für den Prinzen von Conti zu erlangen; eine andere Parthei wollte aber keinen Franzosen, und stimmte für den Churfürsten von Sachsen, der sich auch zur Vorsorge schon mit einem kleinen Heere der polnischen Gränze genähert hatte. So entstand nun 1697 eine doppelte Wahl; aber August ließ die Wagschalen nicht lange schwanken, sondern eilte mit seinen 10,000 Sachsen herbei, und gab der, die gegen ihn sich neigte, den Ausschlag. Er wurde zum König ausgerufen, und zu Krakau gekrönt; Prinz Conti aber, der sich bereits zu Danzig eingefunden hatte, mußte, ohne seinen Zweck zu erreichen, wieder nach Hause zurückkehren.

Schon früher hatten sich die Polen in einem Kriege mit Schweden den Frieden durch die Abtretung des größten Theils von Liefland erkaufen müssen. August II. gelobte bei seiner Thronbesteigung, das Abgetretene wieder mit dem Reiche zu vereinigen, und dazu schien jezt der günstigste Augenblick zu seyn, denn der jezige König von Schweden, Karl XII., war ein junger unerfahrner Fürst, und wie man allgemein glaubte, ein sehr beschränkter Kopf. Es wurde daher ein enges Bündniß mit Dänemark und Rußland geschlossen, die gleichfalls die Umstände zu benutzen suchten, und Abrede getroffen, die schwedischen Lande auf drei Seiten zugleich anzugreifen. So entspann sich der sogenannte nordische Krieg. August II. war zuerst im Felde, und belagerte Riga, indeß der König von Dänemark auf einer andern Seite losbrach. Allein Karl XII. stand auf, wie ein junger Löwe, und fuhr unter seine Feinde. Ehe August die

Stadt Riga erobern konnte, war der König von Dänemark schon unter den Mauern seiner Hauptstadt geschlagen und zum Frieden gezwungen. Karl verließ den einen seiner Feinde, um auf den andern loszugehen. Er traf den Czaar Peter bei Narwa, griff ihn an, und schlug ihn mit einem kleinen Häuflein seiner Truppen. — Nun war es nicht mehr Zeit für König August, auf Eroberungen zu denken, denn er hatte sich vor allen Dingen mit seiner Selbstvertheidigung gegen einen so gefährlichen Feind zu beschäftigen. Die Mittel hierzu glaubte er in einem engen Bündniß mit Rußland zu finden. Er hatte eine Zusammenkunft mit dem Czaar, und beide Monarchen versprachen sich einander mit 50,000 Mann wider ihren gemeinschaftlichen Feind zu unterstützen. Vierzehn Tage wurden hierauf in Freudengelagen hingebracht, wobei König August noch nicht ahnte, daß ihm dieser verderbliche Krieg seine Krone kosten würde. Er befand sich in einer sehr gefährlichen Lage, denn nur auf seine treuen Sachsen, nicht auf die ungehorsamen Polen, konnte er rechnen, und das Schlimmste war, daß diese keine Verstärkung des sächsischen Heeres zulassen wollten, weil keine fremden Truppen in dem Lande seyn sollten. Wie dem nun sey, Karl drang in Liefland ein, schlug da den sächsischen General Stenau, verwarf alle Friedensanträge, und ging auf König August selbst los. Zwischen Warschau und Krakau kam es zu einer Schlacht. August stand an der Spitze von 24,000 Mann; sein Feind hatte nur halb so viel Mannschaft, aber kaum war der Angriff geschehen, so flohen die Polen, und überließen ihren König seinem Schicksal. August selbst mußte am Ende seine Rettung in der Flucht suchen; Karl verfolgte ihn persönlich durch Krakau, und würde ihn eingeholt haben, hätte er sich nicht durch einen Sturz vom Pferde den Fuß verrenkt.

König August bekam durch diesen Zufall wieder Zeit, sich von seiner Niederlage zu erholen. Unterstützt von einem Minister des Kaisers Leopold, gelang es ihm, durch seine

Ueberredungsgabe, seine Freundlichkeit, seine Versprechungen, die Woiwoden zu bewegen, ihm aufs Neue ein Heer von 50,000 Mann zuzusagen. Allein umsonst. Ehe es zusammengebracht wurde, erholte sich Karl von seinem Falle, schlug zum zweitenmal den General Stenau, und ging auf Warschau los, wo er den Reichstag, auf dem König August eine starke Gegenparthei hatte, nöthigte, ihn der Krone für unwürdig, und den Thron für erledigt zu erklären.

So wurde denn wirklich auf Karls XII. Befehl 1704 an König Augusts Stelle Stanislaus Leczinsky, Woiwode von Posen, erwählt. Der alte König suchte sich auf dem Throne zu behaupten, und seinen Gegenkönig aufzuheben; allein seine Truppen wurden unter General Schulenburg auf's Neue geschlagen, und Karl XII. drang in Sachsen ein, wo er das Land brandschatzte, und als Feind hauste, indeß König August sich bei dem russischen Heere befand. Mit größter Unruhe füllte diesen die Gefahr, in der er schwebte, auch seine Erblande zu verlieren. Wollte er sie erhalten, so mußte der Friede um jeden Preis erkauft werden. Das sollte auch wirklich geschehen; die Russen durften aber nichts von des Königs Vorhaben ahnen, denn der Czaar wollte von keinem Frieden hören. In größter Stille wurden daher Abgeordnete an den unversöhnlichen Karl abgeschickt, mit dem Auftrag, selbst die härtesten Bedingungen zu unterzeichnen, wenn nur die churfürstlichen Lande dadurch gerettet würden. Dieß geschah, sie erreichten ihren Zweck; aber die Bedingungen waren bitter genug: Verzichtleistung auf den polnischen Thron, Anerkennung des neuen Königs Stanislaus, Aufhebung des Bündnisses mit Rußland standen oben an; die Abgeordneten verstanden sich zu Allem, und König August bestätigte den Vertrag 1706, ob er gleich kurz vorher einen glänzenden Sieg über die Schweden in Polen erfochten hatte. Er verließ nun die Russen, und machte König Karln einen Besuch in seinem Lager zu Alt-Ranstädt.

August kehrte nun nach Dresden zurück; Karl aber verließ Sachsen, um auch den Czaar in seinen eigenen Staaten anzugreifen. Vorher machte er dem König August noch einen ganz unerwarteten Besuch in Dresden. Der sächsische Minister Flemming scheute sich nicht, darauf anzutragen den Schwedenkönig gefangen zu nehmen; allein August dachte zu edel, als daß er in einen so unritterlichen Verrath, in eine solche Verlezung des Gastrechts, hätte willigen sollen; vielmehr benahm er sich gegen seinen Gast mit solcher Artigkeit, als ob er nie eine Kränkung von ihm erfahren hätte.

Der Besuch war nur kurz. Karl XII. verließ Dresden, um seinem Verderben entgegenzugehen; August aber beschäftigte sich mit der innern Verwaltung seines Landes, und suchte darob seine Unfälle zu vergessen.

Schon lange hatte Augusts Minister Flemming die polnischen Großen bearbeitet, seinen Herrn aufs Neue zum König zu wählen. Seine Bemühungen hatten den erwünschten Erfolg; August kehrte 1709, gleich nach Karls Niederlage, nach Polen zurück, protestirte gegen seine Thronentsagung, verkündete den Anhängern des Königs Stanislaus eine allgemeine Amnestie, und wurde mit seinem sächsischen Heere sehr gut aufgenommen.

Das Bündniß mit Peter dem Großen wurde jezt wieder erneuert, die alten Plane zur Zerstückelung Schwedens wurden wieder hervorgesucht. Karls Abwesenheit gab die besten Hoffnungen. Auch Dänemark wurde in das Bündniß gezogen. Zuerst wollte man sich der Provinz Pommern bemächtigen; allein der schwedische General Steinbock, der sie mit einem kleinen Häuflein vertheidigte, schlug so tapfer auf die Verbündeten los, daß sie 1712 die Belagerung von Wismar und Stralsund aufheben mußten. Auch Preussen mischte sich jezt in den Streit, und noch hatte er kein Ende,

als nach einer fünfjährigen Abwesenheit, zu aller seiner Feinde Schrecken, ganz unerwartet König Karl XII. zu Stralsund anlangte, entschlossen, den Krieg mit derselben Erbitterung, wie vorher, fortzusezen. Zuerst ging er wieder auf den König von Dänemark los, fand aber den Tod in Norwegen, bei der Belagerung der Festung Friedrichshall, wo ihn eine Kugel in den Laufgräben traf.

Nun athmete König August freier, und ging mit dem Plane um, sich in Polen unabhängig zu machen. Gleich bei den ersten Versuchen bildete sich aber eine Conföderation gegen ihn, von der seine sächsischen Truppen einzeln angegriffen und vernichtet wurden. Von neuem kam er jezt in Gefahr, seine Krone zu verlieren; nur durch die gänzliche Entfernung seiner Sachsen konnte er sie noch erhalten.

August II. wurde ohnerachtet seiner Unfälle von allen seinen Unterthanen geliebt, denn er wußte Milde und Leutseligkeit auf das Glücklichste mit der Würde seines Ranges zu verbinden, und leztere auch gegen die ausländischen Regenten geltend zu machen. Sein Hof war einer der glänzendsten in Europa; allenthalben äusserte sich sein Geschmack am Vergnügen; man erstaunt bei der Beschreibung der Feste, die er gab. Und bei dem Allem wußte er kriegerische Härte, Tapferkeit, Ehrgeiz, mit der Weichlichkeit eines üppigen Lebens zu vereinigen.

August hatte eine kleine Wunde am Knie; sie verschlimmerte sich auf einer Reise nach Warschau zum Reichstage; es kam der Brand dazu, und so starb er in dieser Stadt am 1. Februar 1733 in einem Alter von 63 Jahren. Von seiner rechtmäßigen Gemahlin hatte er einen einzigen Sohn, Friedrich August.

Graf
Neidhart v. Gneisenau,
königlich preussischer General der Infanterie.

Graf Neidhart von Gneisenau wurde 1760 von seiner Mutter, einer Offiziersfrau, auf ihrer Durchreise zu Schilda geboren, und nach dem frühern Tod der Eltern zu Würzburg, bei seiner Großmutter erzogen. Früh schon zeigte er Lust zum Soldatenstande, und suchte mit Eifer sich die Kenntnisse zu erwerben, die ein solcher Beruf voraussezt. In seinem zwanzigsten Jahre ging er mit den ansbachischen Truppen nach Amerika. In der Folge, da Ansbach und Baireuth an Preussen übergingen, trat er in preussische Dienste. Lange übersah man ihn als Lieutenant; in seinem 42. Jahre wurde er endlich Hauptmann. Die Muse des Garnisonsdienstes wandte er zum Studiren der Militärwissenschaften an, wobei ihm die Bibliothek und die Kenntnisse eines schlesischen Edelmannes trefflich zu statten kamen. Er galt bald für den gelehrtesten Offizier beim Regiment, ein Ruhm, den er jedoch selbst durch die scherzhafte Aeusserung einigermassen geschmälert hat, daß er der Einzige gewesen wäre, der den Pythagoräischen Lehrsatz habe beweisen können. Im Feldzug 1806 wurden seine Talente bemerkt; sein Mo-

nach sandte ihn als Oberstlieutenant im April 1807 von Königsberg aus, dem bedrängten Kolberg zu Hülfe. Er übernahm dort an der Stelle des alten, unfähigen Generals Loucadou den Posten als Kommandant, und besorgte die Vertheidigung der Festung mit solchem Muth und solcher Kraft, daß alle Bemühungen des Feindes sich dieses Platzes zu bemächtigen, vereitelt wurden. Trotz eines fürchterlichen Bombardements erhielt er seinem Könige die Festung bis zum Tilsiter Frieden. Er war während der Belagerung Oberst geworden, nach derselben bekam er seinen Abschied, und ging scheinbar unzufrieden, nach England hinüber. In der That aber hatte er geheime Aufträge von dem Könige an den Londoner Hof, von denen nichts weiter bekannt wurde. — 1810 kam er zurück und arbeitete eine Zeit lang im Ministerium. In der Schlacht bei Lützen trat Gneisenau als General-Major auf, und leitete als Generalquartiermeister den Rückzug von Lützen bis Breslau so meisterhaft, daß der verfolgende Feind in verschiedenen Gefechten 40 Kanonen verlor, ohne den Verbündeten eine einzige abgenommen zu haben. Ein langer Waffenstillstand hielt jezt die gegenseitigen Heere in Unthätigkeit, Gneisenau beschäftigte sich während desselben mit Ausbildung der Landwehr, und er wurde an der Stelle des verstorbenen Scharnhorst Chef des Generalstabes. Die Gefechte fingen wieder an, und nun befanden sich er und Blücher meistens beisammen, und theilten miteinander die erkämpften Lorbeeren. Die Vernichtung des Macdonald'schen Korps an der Katzbach, der Elbeübergang bei Wartenburg, der glänzende Erfolg der Schlacht bei Möckern oder Leipzig am 16. Oktober 1813, dieß Alles war meistens das Werk von Gneisenau's weisen Rathschlägen. Er wurde jezt zum General-Lieutenant erhoben.

Als nach der Schlacht von Leipzig das Kriegstheater nach Frankreich verlegt wurde, nahm Gneisenau Theil an den Siegen

Siegen bei Brienne und Paris und an der Schlacht bei Montmirail. Immer war er einer von denen, die zu den kühnsten Maaßregeln riethen; daher gab auch seine Stimme vorzüglich den Ausschlag bei der Berathschlagung über das Vordringen nach der Hauptstadt. Das Unternehmen gelang und machte dem Krieg ein Ende. Sein dankbarer König ernannte ihn zum General der Infanterie, erhob ihn in den Grafenstand, und gestattete ihm, sich eine Domaine von 10,000 Thalern jährlicher Einkünfte auszuwählen. Seine Wahl fiel auf Sommerseburg im neuhaldenslebenschen Kreise.

Gneisenau glaubte nunmehr, sich in langer, glücklicher Ruhe von den Beschwerden des Krieges erholen, und sich seines Ruhmes freuen zu können. Allein schon das Jahr darauf verließ Napoleon Elba, landete mit seinen Garden in Frankreich, und sezte sich von Neuem auf den französischen Thron. So wurde der lezte Feldzug von 1815 herbeigeführt. Es war Gneisenau, der das bei Ligny überwundene preussische Heer nach wenigen Stunden wieder in den Stand sezte, eine Schlacht liefern zu können, und der durch die rasch angeordnete Verfolgung des bei Belle-Alliance (Waterloo) geschlagenen französischen Heeres diesen Sieg zu einem der glänzendsten in der neuern Geschichte machte; er folgte dem Feinde auf dem Fuße bis Paris und nahm als Minister an dem dortigen Friedensschlusse Theil. Mit Blücher ging er nach England. Hierauf nach Teutschland zurückgekehrt, übernahm er das Gouvernement der Rheinprovinzen.

Sowohl seiner Gesundheit, als anderer politischer Ursachen wegen, bat der Graf schon im Jahre 1816 um seine Entlassung. Der König ertheilte sie ihm ungern, und nur unter der Bedingung, daß der Held bei einem wiederausbrechenden Kriege seine Stelle wieder antreten sollte. Sonst wurden ihm alle seine Rechte und sein ganzer Gehalt gelassen. Gneisenau begab sich hierauf in die böhmischen Bäder,

und sodann auf seine Güter (Großerdmannsdorf, zwischen Hirschberg und Schmiedeberg) in Schlesien. Nach Kalkreuths Tode 1818 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin. Auf diese Stelle that er jedoch später Verzicht und lebte auf seinen Gütern, wo ihn endlich auch der Tod ereilte.

Graf Gneisenau hat sich in allen Feldzügen, die er machte, als ein Krieger von großen militärischen Talenten bewiesen. Mit einem richtigen Blicke verband er die größte Geistesgegenwart, einen Scharfsinn und eine Umsicht, womit er sich in den bedrängtesten Lagen zu helfen wußte. Bestimmtheit, Zweckmäßigkeit, Ruhe, waren das Gepräge aller seiner Entschlüsse. Den Werth seiner Thaten erhöhte er noch mehr durch die liebenswürdigste Bescheidenheit; in seinem Hause ward er als ein zärtlicher Familienvater, in dem Kreise seiner Freunde als ein sehr guter Gesellschafter verehrt.

Friedrich Wilhelm,

Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel und Oels.

Unter die Zahl der edlen Männer Teutschlands, die in den lezten Zeiten ihre Namen durch Vaterlandsliebe und muthigen Kampf für teutsche Freiheit verewigt haben, gehört besonders auch Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel und Oels.

Friedrich Wilhelm war der vierte und jüngste Sohn Karl Wilhelm Ferdinands, regierenden Herzogs von Braunschweig, der so berühmt als preussischer Feldherr war. — Der Prinz beunruhigte in seiner Jugend den Vater durch eine gewisse Ungebundenheit und ein rauhes wildes Wesen, aus dem sich aber in der Folge sein Heldengeist und Mannessinn entwickelte. Er wurde zum Militärdienst erzogen. Der König von Preussen stellte ihn zuerst als Stabs-Capitain bei dem Regimente von Kalkstein, und in der Folge als Major bei demselben Regimente an. Geliebt von seinen Soldaten, geachtet von seinen Offizieren, machte er den ersten Krieg gegen die Franzosen mit, und zeichnete sich in zwei Feldzügen durch seine persönliche Tapferkeit aus.

Ganz nach seinem Herzen schloß er den 1. November 1802 den Bund der Liebe mit der Prinzessin Maria

Elisabeth Wilhelmine von Baden. Drei Jahre darauf gelangte der Prinz durch Erbschaft zu dem Besitze des Herzogthums Oels und Bernstadt, im preussisch-schlesischen Gebiete, und nach dem Tode seiner zwei ältern Söhne erklärte ihn der Vater zu seinem Nachfolger in der Regierung der braunschweigisch-wolfenbüttel'schen Erblande.

Der Herzog von Braunschweig-Oels gehörte mit seinem Regimente zu den Colonnen, die vom General-Lieutenant Blücher nach der Schlacht bei Jena gesammelt und bis nach Lübeck geführt wurden. Seinen Vater, den regierenden Herzog, hatte in dieser unglücklichen Schlacht eine Kugel des Lichts der Augen beraubt, und er starb bald nachher zu Ottensen bei Hamburg. Napoleon aber, anstatt die Erblande des Vaters an den Sohn herauszugeben, schlug sie nach dem Tilsiter Frieden zum neuen Königreich Westphalen, über welches er seinen Bruder zum Regenten sezte. Weit schmerzlicher für ihn als dieser Verlust war aber der seiner Gemahlin, die ihm 1808 in ihrem 26sten Jahre durch den Tod entrissen wurde.

Schon im folgenden Jahre 1809 brach ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich aus. Dem Herzog wurde ein Kommando bei dem österreichischen Heere angeboten; er wollte aber lieber ein eigenes Korps von 1000 Mann Reiterei und 150 reitenden Artilleristen errichten, wozu der Kaiser die Artilleriestücke zu liefern versprach. Dieß war die berühmte Legion der Schwarzen. Ihren Namen hatten sie von ihrer ganz schwarzen Uniform.

Sie wurde schnell genug vollzählig, und der Herzog führte sie zuerst gegen die Sachsen, von denen er angegriffen worden war, und auf die er bei jeder Gelegenheit tapfer losschlug. Er wurde aber von dem österreichischen General Am Ende, der ihm beistehen sollte, sehr schlecht unterstützt. Gleichwohl erschien er fast überall siegreich, und es gelang ihm, die Franzosen aus Franken zu vertreiben.

Doch die österreichische Hauptmacht wurde im Innern von Oesterreich durch Napoleon selbst so schnell zerstört, daß schon in der Nacht vom 11. zum 12. Julius ein Waffenstillstand unterzeichnet werden mußte, in welchem des Herzogs und seines Korps kaum erwähnt wurde, und die von ihm eroberten Lande, Sachsen und Bayreuth, mußten wieder geräumt werden.

Unmuthig über solche Behandlung, entschloß sich der Herzog, sich von Oesterreich loszusagen. Er eröffnete seinen Offizieren sein Vorhaben, und ließ das Signal zu einem schleunigen Aufbruch geben. Sein Korps, nicht ganz 2000 Mann stark, stand damals bei Schleiz; mit diesen Tapfern hoffte er, sich einen Weg von 70 Meilen mitten durch die Feinde zu bahnen, um die See zu gewinnen und nach England überzusezen.

Er drang unaufgehalten bis Halberstadt vor, wo ihn das fünfte westphälische Infanterieregiment, 3000 Mann stark, erwartete, um ihn abzuschneiden. Der Herzog ließ ungesäumt die Stadt angreifen, warf den Feind und machte 2000 Gefangene. Unverweilt rückte er über Wolfenbüttel nach Braunschweig vor. Mit welchen Gefühlen er sich unter solchen Umständen der Stadt seiner Väter näherte, läßt sich denken. Das Volk strömte ihm und seinen Getreuen entgegen, bereit, ihm jedes Opfer zu bringen; allein er beschwichtigte die Gemüther und vertröstete sie auf eine bessere Zukunft. Er schlief nicht in der Stadt; mit seinen Soldaten brachte er die Nacht vor den Thoren zu, wo der kahle Boden sein Lager war. Doch ließ er sich vorher in dem Schlosse umherführen, und man sah, wie heiße Thränen ihm über die Wangen herab in den Bart rollten.

So dachte er den ersten Tag. Nachdem er aber feierlich Besitz von dem Lande genommen hatte, ließ er sich von dem Jubel, womit er von allen Seiten empfangen wurde, zu kühnern Hoffnungen hinreissen, denn es schien ihm jezt

möglich, das nördliche Teutschland zu einem Aufstande zu bringen, und sich so lange zu halten, bis von England Hülfe herüberkommen würde. Er machte daher einen Aufruf bekannt; allein der Plan mißlang, denn die Teutschen waren noch zu schüchtern und zu schwach zu einem großen Freiheitsversuch aus dem französischen Joche.

Von allen Seiten her rückten französische Truppen gegen den Herzog an, ihn mit seinem Häuflein aufzuheben. Am nächsten war ihm schon der westphälische General Reubell mit einem Korps von 4000 Mann; von Erfurt her befand sich General Gratien mit einer Division Holländer in Anmarsch, und ein dänischer General näherte sich von Glückstadt aus mit einem dritten Heereshaufen. Am 1. August kam es zu einem sehr ernstlichen Treffen bei dem Dorfe Delper unweit Hannover. Reubell wurde mit seinen 4000 Mann geschlagen; er mußte sich zurückziehen und dem Herzoge den einzigen Weg offen lassen, auf dem noch Heil zu finden war. Dieser sezte am folgenden Morgen seinen Marsch nach Hannover, und von da nach Nienburg fort, ging hier über die Weser, brach die Brücken hinter sich ab, marschirte eiligst den Fluß hinab und bemächtigte sich bei Elsfleth aller müßig daliegenden Handelsschiffe und Wasserfahrzeuge, um seine Truppen darauf einzuschiffen. So landete er, doch mit Zurücklassung der Pferde, glücklich mit den Seinigen auf Helgoland, und sezte von da am 11. August vollends nach England über, wo er mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen wurde. Das Parlament, nicht zufrieden, seine Verdienste bloß durch Lob zu ehren, sezte ihm auch einen Jahrgehalt von 6000 Pfund Sterling aus, bis er endlich nach der Schlacht bei Leipzig, am 22. Dezember 1813 in seine Erbstaaten zurückkehrte. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba zog auch der Herzog mit seinen Schaaren zum allgemeinen neuen Kampfe gegen ihn aus und starb den Heldentod am 16. Junius 1815.

Wilhelm Herschel.

Dieser merkwürdige Mann war der Sohn eines unbegüterten Musikers zu Hannover, in welcher Stadt er den 15. November 1733 geboren wurde. Der Vater konnte wenig auf die Erziehung seiner Kinder verwenden; er überließ den Knaben sich selbst, und begnügte sich, ihn, so gut er konnte, in der Musik zu unterrichten. Allein der Jüngling, der von Lernbegierde glühte, fand einen braven und uneigennützigen Mann, der ihm unentgeltlich noch mancherlei andere nützliche Kenntnisse beibrachte. Als er endlich das elterliche Haus verließ, konnte ihm der Vater nichts mitgeben, als ein musikalisches Instrument und ein paar Notenbücher. Damit wäre nun Herrschel nun freilich nicht weit gekommen; desto weiter führten ihn aber die herrlichen Anlagen, womit die Natur ihn ausgestattet hatte.

Beim Anfange des siebenjährigen Krieges, waren Vater und Sohn als Spielleute bei der Feldmusik eines hannöverischen Regimentes vereiniget. Sie machten die Feldzüge mit, und brachten das Leben glücklich davon. Am Ende wurden sie beide mit ihrem Regimente nach England übergeschifft. Der Vater wollte nicht in diesem Lande bleiben, und ging wieder nach Teutschland zurück; der Sohn aber

hoffte unter den musikliebenden Britten sein Glück zu machen, und verweilte noch länger. Allein Herschel war kein großer Tonkünstler, darum durchwanderte er lange geschäftslos und in einer kummervollen Lage die Städte im nördlichen England. Endlich führte ihn sein gutes Glück nach Halifax, gerade zur Zeit, wo man in dieser Stadt einen Organisten suchte. Er meldete sich um diese Stelle, wurde geprüft und erhielt sie.

Nun befand er sich zwar in keiner glänzenden, doch aber ganz behaglichen Lage, und sein Aemtchen ließ ihm Muße genug zu Nebenbeschäftigungen. Da wandte er nun seine Zeit auf die edelste Art an: er studirte die italienische, lateinische, sogar griechische Sprache, die Theorie der Tonkunst, und am Ende auch die mathematischen Wissenschaften.

So lebte er bis zum Jahre 1766, wo er als Organist nach Bath berufen wurde. Von nun an waren die Freistunden, die er zu Halifax gehabt hatte, für ihn verloren, denn er mußte da zugleich die Direktion der Theatermusik, der Concerte und Oratorien übernehmen, und überdieß hatte er eine Menge Zöglinge zu unterrichten. Dieß Alles brachte ihm zwar Gewinn, allein es raubte ihm zugleich seine edle Zeit. Gleichwohl ließ er seine angefangenen Studien nicht liegen, nahm die Nacht zu Hülfe, und legte sich nun vorzüglich auf Optik und Sternkunde.

Ein zweifüßiges gregorianisches Teleskop, das ihm geliehen wurde, und womit er nicht ohne großes Vergnügen den Himmel betrachtete, erregte in ihm den Wunsch, selbst ein solches Fernrohr zu besitzen. Er schrieb darum an einen Freund in London, und bat, ihm ein etwas größeres zu verschaffen. Da aber ein zu hoher Preis dafür gefordert wurde, so versuchte er, sich mit eigenen Händen ein solches Rohr zu verfertigen. Bei diesem Unternehmen hatte er unglaubliche Hindernisse zu überwinden; aber keine Schwierigkeit schreckte ihn ab; er arbeitete so lange fort, bis es

ihm endlich gelang, ein fünffüßiges newtonianisches Teleskop zu Stande zu bringen.

Nach seinem ersten gelungenen Versuche machte Herschel diese Spiegelteleskope immer größer, anfangs sieben- bis zehnfüßig, und zuletzt sogar von 20 Fuß, und dabei brachte er Verbesserungen an, wodurch sie erst recht brauchbar wurden. Er ließ nämlich den Brennpunkt des Hohlspiegels nicht nach der Mitte der Röhre fallen, damit durch den Kopf des Beobachters das Bild des Gegenstandes nicht verdunkelt werden möchte, sondern er gab dem Hohlspiegel eine solche Stellung, daß er das Bild erst auf einen andern runden Spiegel, und von da nach dem untern Rande der obern Oeffnung werfen mußte. Von hieraus konnte nun der Beobachter mit Bequemlichkeit den ganzen Gegenstand durch ein Augenglas betrachten, indeß das Bild desselben mit seinen Lichtstrahlen ungehindert über seinen Kopf hinweg in die Röhre fiel.

Mit einem dieser von ihm selbst verfertigten Teleskope hatte er nun das Glück, in der Nacht vom 13. März 1781 einen neuen zu unserm Sonnensystem gehörigen Planeten, den Uranus, zu entdecken, den er anfangs Georgium sidus nannte. Zum Preis für diese wichtige Entdeckung wurde er von der Londoner königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede ernannt; der König aber nahm ihn unter seinen unmittelbaren Schutz.

Herschel verließ nunmehr Bath, und nahm seinen Aufenthalt zu Slough bei Windsor, wo ihm eine besondere Sternwarte errichtet worden war. Hier baute er noch ein vierzigfüßiges Teleskop, nachdem ihm schon zu Bath ein dreißigfüßiges gelungen war. Wegen seiner Schwerfälligkeit und der daraus entspringenden Schwierigkeit, es zu regieren, fand man es aber weniger brauchbar, als dieses, womit Herschel im Jahre 1783 einen Vulkan im Monde entdeckte, und

1787 noch zwei andere. Eine noch wichtigere Entdeckung war der Ring um den Uranus, und die sechs Trabanten dieses Planeten, die sich Herscheln zeigten. Zum Lohne seiner neuen Entdeckungen ertheilte ihm die Universität Oxford die Würde eines Doktors der Rechte, ob er gleich in der Rechtswissenschaft ein schlechter Doktor seyn mochte.

Herschel ist den Astronomen fast eben so wichtig durch seine Kenntniß der Instrumente und die Verbesserungen daran, wobei ihn sein Bruder, ein geschickter Mechaniker, unterstützte, als durch seine Entdeckungen am Himmel geworden. Auch in der Physik war er ein scharfsinniger Beobachter. So entdeckte er, daß die verschiedenfarbigen Strahlen, in welche das weiße Sonnenlicht mittelst des Prisma zerlegt wird, auch eine verschiedene Erwärmungsfähigkeit haben.

Ferner verdanken wir ihm die wichtige Entdeckung der Rotation des Saturnringes in 10 Stunden 32 Minuten. Unaufhörlich war er beschäftigt, die Bahnen, die Natur einzelner Sterne, ihre gegenseitige Stellung zu einander, das Verhältniß aller zu der ungeheuern Milchstraße mit ihren Sternhaufen, die größtmöglichste Entfernung, in welche noch das bewaffnete Auge sehen und rechnen kann, auszurechnen. Eine seiner ausgezeichnetsten Arbeiten war eine Abhandlung über 145 neue Doppelsterne; eine Abhandlung von ihm über den Bau des Himmels ist in's Teutsche übersezt (Königsberg 1791.). Eine kurz vor seinem Tode durch die „Philos. transact." bekanntgemachte Abhandlung enthält sein sinnreiches Verfahren, um die Entfernungen der verschiedenen Fixsterne von der Erde zu bestimmen.

Georg III. ernannte ihn zum Ritter des Guelfen-Ordens 1816. Herschel starb am 25. August 1822 bei ungeschwächter Geisteskraft, 84 Jahre alt. Er war im Umgange heiter, offen, mittheilend und angenehm.

BÜRGER.

Gottfr. August Bürger,

Professor zu Göttingen.

Gottfried August Bürger wurde zu Wolmerswende im Halberstädtischen, wo sein Vater Pfarrer war, am 1. Januar 1748 geboren. Bis zu seinem zehnten Jahre lernte der Knabe durchaus nichts als Lesen und Schreiben. Die Bibel war sein Lieblingswerk und das Gesangbuch machte ihn zum Reimer. Früh schon äusserte sich in ihm eine gewisse poetische Stimmung; er suchte die Einsamkeit, und liebte die schauerlichen Gefühle, welche die Dämmerung finsterer Wälder, oder dunkle, schauerliche Orte einflößen. Schon ehe er Schreiben konnte, fing er an, Verse zu machen, und fuhr so fort bis an sein Ende.

Er kam in seinem zwölften Jahre auf die Schule zu Aschersleben, wo er unter andern Gedichten ein Epigramm auf den lächerlich großen Haarbeutel eines Primaners machte, wofür er tüchtig abgeprügelt wurde. Von hier bezog er das Pädagogium zu Halle, und ging im Jahre 1764 zur dasigen Akademie über, wo er Theologie studiren sollte. Doch er fühlte in sich einen weit geringeren Hang zu einem frommen, als zu einem lockern Leben, auch glaubte er viel-

leicht nicht alles, was er einst lehren sollte; genug er gab das Studium der theologischen Wissenschaften wieder auf, und ging nach Göttingen, um sich den Rechten zu widmen. Hier sezte er sein üppiges Leben fort, und machte es so arg, daß sein Großvater, auf dessen Kosten er studirte, die Hand ganz von ihm abzog. Gewiß wäre der wüste Schwelger verloren gewesen, hätte ihn nicht die Liebe zur Dichtkunst in Verbindung mit einer Anzahl achtungswerther junger Studirenden, wie Hölty, Miller, Voß, die beiden Grafen Stolberg, Sprengel, Cramer u. a. m. gebracht. Mit Gewalt zogen diese ihn mit sich fort auf dem Weg des Guten. Er las mit ihnen die besten Schriften der Alten und Neuern; Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, alle kamen an die Reihe; ganz besonders aber zog ihn Shakspeare an, dessen Macbeth er auch in der Folge für das teutsche Theater bearbeitete. Schon jezt begnügte sich Bürger nicht mit Lesen allein; er wurde der Verfasser vieler kleiner Gedichte, die er hier und dort in die Almanache einrücken ließ, wo sie gar bald Aufsehen machten, denn der Schwung seines Dichtergenie's, und die Politur, die er seinen Versen zu geben wußte, waren nicht zu verkennen.

Indessen nahm seine ökonomische Verlegenheit zu; daher hatte er es als ein Glück zu betrachten, daß er durch die Verwendung eines Freundes als Justizbeamter zu Alten-Gleichen angestellt wurde. Es nährte dieses kleine Herrschaftsgericht zwar nur kümmerlich seinen Mann; doch war es, in Erwartung eines bessern, ein erwünschtes Unterkommen für unsern Dichter. Der alte Großvater war vor Freuden ausser sich, als er hörte, daß aus dem leichten Bürschchen nun doch etwas geworden sey, söhnte sich sogleich mit ihm aus, und gab sieben hundert Thaler zur Bezahlung seiner Schulden und zu der häuslichen Einrichtung her. Alles ließ sich aufs Beste an. Zum Unglück mußten aber des guten Großvaters Thaler einem von Bürgers Freunden in die

Hände gerathen, der selbst in zerrütteten Umständen war und das Geld ohne Bedenken zur Bezahlung seiner eigenen Schulden verwendete. Dadurch gerieth der junge Beamte in neue bittere Verlegenheit, und in eine ökonomische Verwirrung, aus der er sich nie wieder ganz zu helfen wußte, zumal da er im Jahre 1780 durch eine unglückliche Pachtung, durch die er seine Lage zu verbessern hoffte, fast alles, was er noch hatte, verlor.

Bald nach dem Antritte seines Amtes heirathete Bürger die ältere der beiden hübschen Töchter eines benachbarten Beamten. Indeß er aber die eine Schwester zum Altare führte, glühte er von Liebe zu der andern, die noch ein Kind von 14 oder 15 Jahren war. Er hielt seine Gefühle nur für eine Art von Fieberanfall, der wohl wieder vergehen würde; allein das Uebel, weit entfernt, sich wieder zu verlieren, nahm täglich zu und marterte ihn bis zu dem Tode seiner Frau. Sie starb im Jahre 1784, und das Jahr darauf heirathete er die hochgefeierte und heißgeliebte Molly, die ihm aber nur allzubald wieder durch den Tod entrissen wurde.

Gleich nach dem Hinscheiden der ersten Gattin hatte Bürger sein Amt niedergelegt, weil er mit dem Gerichtsherrn in Verdruß gerathen war. Er hoffte, als Lehrer der schönen Wissenschaften in Göttingen eben so gut sein Auskommen zu finden, und nach einiger Zeit als Professor mit einem anständigen Gehalt angestellt zu werden. Allein seine Erwartung ward nur halb erfüllt. Nach langem Harren wurde er zwar Professor, doch ohne Gehalt, folglich war er auf seine Kollegiengelder und seinen Privatfleiß beschränkt. So wohnte nun in der berühmten Universitätsstadt Göttingen der im In- und Auslande so berühmte Bürger mit seinen drei Kindern, niedergebeugt von Nahrungssorgen und vor Gram über den Verlust seiner Molly, und beschäftigte sich mit Lohnübersezungen für die Buchhändler.

Mehrere Jahre schon hatte er auf solche Art zugebracht, als er ein niedliches Gedicht von einem Mädchen aus Schwaben erhielt, das ihm Hand und Herz antrug. Bürger sehnte sich wieder nach dem Besitze einer verständigen Gattin, und noch mehr war ihm daran gelegen, den verwaisten Kindern eine Mutter zu geben. Nun schien ihm von Gott selbst gesandt zu seyn, was er wünschte und bedurfte. Er zog Erkundigungen ein nach dem Mädchen, hörte, daß sie die sorgsam erzogene Tochter einer geistvollen Mutter sey, und fand nun nicht länger Bedenken, auf ihren poetischen Brief ebenfalls in Versen zu antworten. Die Correspondenz wurde fortgesezt, und die Folge war, daß er 1790 Elise Hahn — sein Schwabenmädchen — als Gattin nach Hause holte. Allein diese dritte Ehe war für ihn eine neue Quelle des bittersten Kummers, denn das junge Weib benahm sich so übel, daß er sich schon nach zwei Jahren von ihr mußte trennen lassen. — Einsam und kränkelnd lebte er nun noch bis zum 8. Juni 1794 fort, wo der Tod allen seinen Leiden ein Ende machte.

Werden Bürgers Werke mit seiner Lebensgeschichte verglichen, so ist es unbegreiflich, wie er in solchen Verhältnissen Sinn, Gedanken und Worte zu Gedichten, wie die seinigen, finden konnte. Größtentheils sind sie scherzenden oder tändelnden, oft auch sehr jovialischen Inhalts. Freilich rühren aber diese aus seiner bessern Zeit her, wo wilde Leidenschaft, Gram und Sorgen noch nicht sein Herz verwundet hatten. In Allem zeigt er sich als ein Mann von teutschem Geist und teutschem Herzen, originell in seinen Dichtungen, populär und erhaben im Ausdruck. Seine kleinsten Lieder sind voll Geist und Grazie; und besonders die im Volkstone gesungenen können nicht genug gelobt werden. In der Romanze kommt ihm wohl kein anderer Dichter gleich. Seine Leonore allein würde hinreichen, ihn der Unsterblichkeit zu versichern. Mit Recht tadelt man ihn

aber, daß er sich nicht selten zu dem Volke erniedrigte, anstatt sich bloß zu ihm herabzulassen; oder daß er, statt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, sich in den Sümpfen der Gemeinheit mit ihm herumtrieb. — Seiner Sprache ist Bürger ganz mächtig; er hat Worte von altem Schrot und Korn, burleske Wendungen, ächten kräftigen Witz und überfließende Laune.

Bürger war, obgleich seines Werthes als Dichter sich bewußt, doch bescheiden und anspruchlos, und in Gesellschaften lieber still, als vorlaut. Er besaß ein gutes, wohlwollendes Herz, das leicht für alles Schöne und Edle erglühte. Obgleich selbst oft in Verlegenheit, war er wohlthätig gegen Hülfsbedürftige, und an den Angelegenheiten seiner Freunde nahm er warmen Antheil. Mit ihm ging für die Welt nicht nur ein trefflicher Dichter, sondern auch ein edler Mann verloren.

Johann Jakob Engel,

Direktor des Nationaltheaters in Berlin.

Engel war der Sohn eines gelehrten Predigers zu Parchim im Mecklenburgischen; die Mutter, von der er am 11. September 1741 geboren ward, wurde allgemein als eine sehr geistvolle und edeldenkende Frau geachtet. Schon früh entdeckten sich an dem Knaben die herrlichsten Anlagen, ein treffliches Gedächtniß, Witz und feine Beobachtungsgabe. Der Vater übernahm es anfangs selbst, die schönen Anlagen auszubilden; schon im neunten Jahre brachte er aber seinen Sohn nach Rostock, wo derselbe anfangs in dem Hause eines Onkels Privatunterricht von Studenten erhielt, und dann die Stadtschule besuchte. Von der Schule ging er zur Universität über, und studirte zwei Jahre lang, immer zu Rostock, die theologischen Wissenschaften. Die Ferien brachte er meistens bei seinen Eltern zu und unterstützte, von seinem neunzehnten Jahre, den Vater mit großem Beifall im Predigeramte. Von Rostock ging er, zwei Jahre darauf, nach Bützow, wo er sich mehr auf Philosophie legte und 1763 Magister wurde. Damit genügte ihm aber auch nicht; er wollte sich jezt erst noch in Leipzig zu einem recht tüchtigen

Ge-

Gelehrten bilden, und reisete im Jahre 1765 dahin ab. Mit noch größerem Ernste als vorher, widmete er sich hier dem Studium der Philosophie und der alten und neuen Sprachen. Durch die Anstrengung aber, womit er arbeitete, wurde seine Gesundheit untergraben, und er versank in finstere Hypochondrie; der Vater war nicht länger vermögend ihn zu unterstützen, schon aber fühlte sich Engel stark genug, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen; er übersezte wichtige Werke aus fremden Sprachen in das Teutsche, ertheilte Unterricht, hielt Vorlesungen, und machte sich so vortheilhaft bekannt, daß er bald einen dreifachen Ruf als Professor nach Göttingen, in ebenderselben Eigenschaft nach Berlin, und als Bibliothekar nach Gotha erhielt. Er folgte dem Rufe nach Berlin, wo er als Professor an dem Joachimsthalischen Gymnasio angestellt und bald darauf zum Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde.

Nun wurde ihm auch der ehrenvolle Auftrag, dem jezigen König von Preussen, Friedrich Wilhelm III., Unterricht in der Moral, Aesthetik und andern Wissenschaften zu ertheilen, auch die übrigen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses zu unterweisen. Auf solche Art lernte ihn König Friedrich Wilhelm II. näher kennen, und übertrug ihm, als dem Verfasser mehrerer trefflicher Theaterstücke, und der Ideen zur Mimik, die Oberdirektion des großen Berliner Theaters. Engel übernahm diese Stelle, und verwaltete sie eine Zeit lang mit Eifer und Liebe; fand aber am Ende so viel Verdruß dabei, daß er sie im Jahre 1794 wieder niederlegte. Da nun auch seine Gesundheit ganz zerrüttet war, so verließ er Berlin und ging nach Schwerin, wo er ganz eingezogen, in dem Umgange mit seinem Bruder und einigen Freunden, ruhige und glückliche Tage verlebte.

Bald nach dem Regierungsantritte des jezigen Königs wurde Engel in einem huldvollen Schreiben von demselben

nach Berlin zurückgerufen. Er sollte nicht mehr mit der Leitung des Theaters beschwert werden, sollte ganz Herr über die Anwendung seiner Zeit bleiben, und bloß als Mitglied der königlichen Akademie und Schriftsteller nützen, dabei aber auffer dem Gehalte der Akademiker noch ansehnliche Jahrgelder beziehen. Engel, der den König, seinen ehemaligen Zögling, innig liebte und verehrte, konnte einer solchen Einladung nicht widerstehen. Er kehrte nach Berlin zurück, machte sich durch mehrere treffliche Schriften um die Akademie verdient, trug durch andere zur Volksaufklärung bei, und that und wirkte, so viel ihm bei seiner wankenden Gesundheit, die ihm keine ununterbrochene Thätigkeit zuließ, möglich war. Allgemein geehrt und geachtet, würde er sich für glücklich in dem Umgang mit den besten Köpfen gehalten haben, hätte er nicht gefühlt, daß er den Tod im Busen trug. Eine Reise zu seiner alten Mutter, die nichts von seiner Kränklichkeit wußte, und ihn in diesem Leben noch einmal zu sehen wünschte, beschleunigte sein Ende. Unter den heftigsten Schmerzen legte er den beschwerlichen Weg zurück, langte ganz erschöpft in seiner Vaterstadt an, und starb vier Wochen darauf am 28. Juni 1802 unter den Augen der zärtlichen Mutter, die in ihrem hohen Alter noch diesen bittern Kelch leeren sollte.

In Engel verlor Teutschland einen seiner achtungswürdigsten dramatischen und populär-philosophischen Schriftsteller. Seine kleinen Schauspiele sind in Ausführung, Sprache und Dialog voll Natur, voll Reitz und Feinheit. In der Charakterzeichnung herrscht Wahrheit, und in den Empfindungen Adel; das Ganze ist voll interessanter und rührender Scenen. Engels dramatische Werke sind zwar kleiner als die Lessings, aber sie erreichen sie an innerm Gehalt, sind mit demselben Geiste angelegt, mit demselben Fleiße vollendet. Nicht geringere Vorzüge haben die prosaischen Aufsätze. Die seltsame Gabe, zu erzählen, die Kunst, den Kopf und das Herz

des Lesers zugleich zu beschäftigen, die feinen Bemerkungen über Sitten und Menschen, der ungezwungene Witz, die schalkhafte Satyre und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die er in seinem Philosophen für die Welt bearbeitet hat: dieß Alles vereinigt sich, dieses Werkchen anziehend zu machen; es kann als ein klassisches Werk angesehen werden, und befindet sich in den Händen jedes Gebildeten. Seine Ideen zu einer Mimik, mit erläuternden Kupfern von Meil, ein Werk, aus dem überall Menschenkenntniß, der Scharfsinn und Geschmack des Verfassers hervorleuchten, ist ein wahres Lehrbuch für Schauspieler. Nicht geringeres Lob gebührt seinem Fürstenspiegel und seinem Lorenz Stark, einem trefflichen Roman, bei dem ihm das Bild seines Großvaters, eines reichen Kaufmanns und Rathsherrn zu Parchim, vorschwebte.

Betrachtet man ihn von Seite des moralischen Charakters, so war Engel ein edler menschenfreundlicher Mann. Strenge Redlichkeit, Freimüthigkeit, Wahrheitsliebe, reger Sinn für alles Gute und Schöne, und fester Wille, es überall zu befördern, waren die Hauptzüge, wodurch er sich auszeichnete. Er war ein guter Bürger, ein treuer Freund, ein zärtlicher Bruder, ein kindlich gesinnter Sohn, und eine Zierde des teutschen Vaterlandes.

Christian Thomasius,

Direktor der Universität Halle.

Christian Thomasius, einer der hellsten Köpfe seiner Zeit, wurde zu Leipzig am 1. Januar 1655 geboren. Sein Vater, Jakob Thomasius, Rektor der Thomasschule in dieser Stadt, war sein Lehrer in den Schulwissenschaften; unter seiner Leitung studirte er Philosophie, und erlangte eine große Fertigkeit im Disputiren. Zu Frankfurt an der Oder widmete er sich hierauf dem Studium der Rechtswissenschaft, und übte nach seiner Zurückkunft eine Zeit lang mit gutem Erfolg seine Talente als Sachwalter; von 1679 an hielt er aber juristische und philosophische Vorlesungen, besonders über Natur- und Völkerrecht. Zu jener Zeit war auf den Universitäten noch die aristotelisch-scholastische Lehrmethode im Gebrauch, wider die schon Leibnitz und ausländische Gelehrte geschrieben hatten; Thomasius machte sich zuerst ganz los davon, hielt seine Lehrvorträge in teutscher Sprache und nach einer von der gewöhnlichen Form ganz abweichenden Methode. Diese Neuerung hatte ganz den Beifall der Studirenden, und war für die Ausbildung der teutschen Sprache von den wohlthätigsten Folgen. Viele seiner alten Mitlehrer waren darüber ungehalten, prophezeiheten als Folge den Untergang

des klassischen Sprachstudiums, und zogen auch wohl öffentlich gegen den Neuerer zu Felde. Thomasius kehrte sich aber nicht daran, sprach teutsch, machte in seinen Vorträgen nach wie vor, die gesunde Vernunft geltend, und da es ihm nicht an Witz gebrach, so sprach er sich öfters über die scholastische Methode und ihre Anhänger auf eine beißende und höchst komische Art aus. Hierbei blieb er nicht stehen. Er schrieb auch eine Zeitschrift unter dem Titel: Monatsgespräche über allerhand Bücher, worin er nicht nur wider die aristotelische Philosophie im Allgemeinen, sondern auch wider seine Gegner insbesondere loszog, und sich sogar persönliche Schmähungen gegen sie erlaubte. Durch diese Unbesonnenheit erregte er gleich anfangs die größte Erbitterung wider sich, die bald so weit ging, daß er von seinen Gegnern in Dresden verklagt wurde. Dort fand er aber einen Gönner und kräftigen Beschützer an dem Oberhofmarschall von Haugwitz, der die Monatsgespräche mit großem Wohlgefallen gelesen und belacht hatte. Dieser suchte das Gewitter abzuleiten, und es gelang ihm. Thomasius wurde nun noch zügelloser in seiner lustigen Laune, und bemühte sich, mit kühner Hand den Abgott Aristoteles ganz von seinen Altären herab zu stürzen, und in seiner Blösse darzustellen. Zu dem Ende übersezte er ein Stück von dessen Metaphysik nach einer lateinischen Uebersezung wörtlich ins Teutsche, und brachte so reinen Unsinn heraus.

Seine zu große Freimüthigkeit, und besonders die persönlichen Angriffe auf seine Feinde, denen sich jezt auch die Geistlichkeit anschloß, schufen neue Klagen bei den vorgesezten Behörden, wodurch, aller Gegenbemühungen seiner Gönner ungeachtet, endlich ein Verhaftsbefehl gegen Thomasius erwirkt wurde. Um der Schande des Gefängnisses zu entgehen, entfernte er sich 1690 von Leipzig, und ging nach Halle, wo er sogleich als besoldeter Lehrer an der dasigen Ritterakademie angestellt wurde.

Auch hier fand er den Beifall, dessen er sich bei seinen Vorlesungen in Leipzig zu erfreuen gehabt hatte, und es folgten ihm eine Menge seiner Zuhörer. Dieß gab Veranlassung zur Errichtung der dasigen Friedrichsuniversität, die im Jahre 1694 eingeweiht wurde. Hier war nun Thomasius erst zweiter, in der Folge erster Lehrer der Rechte und Direktor der Universität.

Der feurige Mann sezte in diesem neuen Wirkungskreise seine wissenschaftlichen Bemühungen fort, und stellte sich dem Strom der irrigen Meinungen seiner Zeit mit damals unerhörter Kühnheit entgegen. Besonders geschah dieß auch in seiner Geschichte der Weisheit und Thorheit, und in seinen Vernünftigen und christlichen Gedanken über allerhand philosophische und juristische Händel. Darüber gerieth er aber in neue heftige Streitigkeiten mit seinen alten Gegnern zu Leipzig und andern zu Wittenberg, die er aber sämmtlich mit Ruhm und Glück durchführte. So arbeitete er mit der ihm eigenen Thätigkeit fort, bis der Tod am 23. September 1728 seinem gemeinnützigen Leben im 73. Jahre seines Alters ein Ende machte.

Thomasius war ein praktischer Denker, ein eifriger Beförderer alles Wahren und Guten, ein Verächter aller philosophischen Spitzfindigkeiten. Die Gelehrsamkeit hatte in seinen Augen nur Werth, in so fern sie durch ihre Anwendung auf das Leben wahren Nutzen bringt. Er führte eine bessere Methode in den Wissenschaften ein. Mit Kühnheit zog er wider alles Schädliche zu Felde, und mit Aufbietung aller seiner Kraft bemühte er sich, das Unnütze und Schlechte zu verdrängen und dem Bessern Eingang zu verschaffen. Er beugte seinen Nacken nicht unter Vorurtheile, und suchte mit Beredsamkeit auch seine Mitmenschen davon zu befreien. Besonders gelang es ihm, den lächerlichen Glauben an Hexen

und Zauberer zu vernichten, und den grausamen Hexenprozessen ein Ende zu machen, bei welchen zu seiner Zeit eine Menge unglücklicher alter Weiber dem Feuertode übergeben wurden. Er eiferte rastlos gegen alle Einschränkung der Denkfreiheit, und suchte sie nach Möglichkeit zu befördern. Eines seiner größten Verdienste war die Einführung seiner Muttersprache in den Hörsälen und in philosophischen Schriften. So brachte er die teutsche Sprache, in der damals kein Gelehrter lehren oder schreiben wollte, wieder zu Ehren. Er gab den Teutschen auch das erste Journal, den ersten Stoß zur Aufklärung, und der Wissenschaft freieres, lebendigeres Leben. Ueberall regte sich sein Verbesserungsgeist. Dagegen tadelt man an ihm seine zu große Sucht nach Originalität, die ihn öfters zu Paradoxien verleitete. Auch besaß er mehr Witz und satyrischen Geist, als Gemüth und Geschmack.

Johann Sebastian Bach,

Musikdirektor zu Leipzig,

der größte unter allen Tonkünstlern dieses Namens, und nach Händel der größte des Jahrhunderts, in dem er geboren wurde.

Sein Vater, Ambrosius Bach, war Hof- und Rathsmusikus zu Eisenach, in welcher Stadt Sebastian Bach am 21. März des Jahres 1685 geboren wurde. Schon früh verlor der unglückliche Knabe seine beiden Eltern; darum nahm sein älterer Bruder ihn zu sich, der Organist zu Ordruff, und, wie es scheint, ein tüchtiger Künstler war. Unter seiner Leitung machte Sebastian die schönsten Fortschritte in der Musik, zu der er einen mächtigen innern Trieb in sich fühlte, und widmete ihr den größten Theil seiner Zeit. Sein Eifer ging so weit, daß er ein Notenbuch, das der Bruder durchaus nicht seinen Händen anvertrauen wollte, heimlich in der Nacht beim Mondlicht abschrieb.

In der Folge kam er nach Lüneburg auf das Gymnasium, aber auch hier beschäftigte ihn die Musik mehr als jedes andere Studium. Bloß um große Künstler zu hören, und ihnen Etwas von ihrem Vortrag abzulauschen, machte

er von hier Reisen nach Celle und Hamburg. Am Ende ließ er die Schulstudien liegen, um sich ganz der Musik zu widmen.

Noch war er kaum achtzehn Jahre alt, als er schon bei der Hofmusik zu Weimar angestellt wurde. Ein Jahr darauf wurde er Organist zu Arnstadt, und hier war es eigentlich, wo er sich zu einem der größten teutschen Orgelspieler und der trefflichsten Componisten seiner Zeit bildete; durch einen vierteljährigen Aufenthalt zu Lübeck, wo er den berühmten Organisten Dietrich Buxtehude hörte, erlangte sein eigenes Spiel die höchste Vollendung.

Nach einem dreijährigen Aufenthalt zu Arnstadt kam er erst als Organist nach Mühlhausen, und von da als Hoforganist nach Weimar zurück, wo der größte Beifall, die höchste Aufmunterung seiner warteten. Bald wurde er auch zum Conzertmeister ernannt, und nun hatte er Gelegenheit genug, sich als großen Klavierspieler und Componisten zu zeigen. Aus jener Periode sind auch die meisten Kirchenstücke, die wir ihm verdanken.

Auf einer Reise nach Dresden hörte einst Bach den berühmten französischen Organisten Marchand, der stolz auf den Beifall, den er gefunden hatte, mit Wohlbehagen den Weihrauch einzog, den man ihm streute. Bach, der sich fühlte, bot ihm einen Wettstreit an, der auch ohne Anstand angenommen wurde, und in dem Hause eines Ministers vor einer großen Gesellschaft Statt finden sollte. Bach fand sich an dem bestimmten Tage zur festgesezten Stunde pünktlich ein; nachdem man aber lange genug auf den Franzosen gewartet hatte, fand sich, daß er an dem nämlichen Tage, den bedenklichen Kampf mit einem Gegner, wie Bach, scheuend, mit Extrapost abgereist sey. Nachdem seine Flucht

lange genug belacht worden war, sezte sich Bach an den Flügel, und bot Alles auf, was seine Kunst vermochte, um die Gesellschaft für die Abwesenheit Marchand's zu entschädigen.

Sehr oft wechselte Bach, seine Stellen, denn längst schon war sein Ruf so ausgebreitet, daß man ihm von allen Seiten Anträge machte. So wurde er 1717 Kapellmeister des Fürsten von Köthen, 1723 Musikdirektor an der Thomas-Schule zu Leipzig und 1736 königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Hofcomponist, jedoch mit Beibehaltung seines Amtes in Leipzig. Der Beifall, womit er sich vor dem Hof zu Dresden auf der Orgel hatte hören lassen, erwarb ihm diese Auszeichnung.

Im Jahre 1747 machte Bach eine Reise nach Berlin und von da nach Potsdam, wo er Gelegenheit hatte, sich vor dem großen Friedrich hören zu lassen, der selbst ein guter Musiker war. Der König hörte sein Spiel mit Beifall, und gab ihm selbst das Thema zu einer sechsstimmigen Fuge, das heißt eines solchen Tonstücks, worin immer eine Stimme der andern nachspielt; eine schwere Aufgabe, der aber Bach unvorbereitet, sogleich in Gegenwart des Königs und seiner Gesellschafter auf dem Fortepiano Genüge leistete. Nach seiner Zurückkunft in Leipzig führte er dasselbe Thema noch weiter aus, fügte andere Stücke bei, ließ Alles in Kupfer stechen, und widmete es 1747 dem König.

Sebastian Bach hatte bald nachher seines großen Kunstgenossen Händels Schicksal, oder vielmehr Händel, der nach ihm starb, hatte das seinige, er wurde nämlich von einer schlimmen Augenkrankheit befallen, und von dem Schlag getroffen. Lezterer machte im Jahre 1750 seinem thätigen und rühmlichen Leben ein Ende. — Ein unvergängliches

Denkmal sezte er sich selbst durch seine Meisterwerke, die in den Augen der Kenner als ein unerschöpflicher Schatz musikalischer Gedanken nie ihren Werth verlieren können.

Besonders im Orgelspiel war Sebastian Bach unübertrefflich. Mit Händen und Füßen arbeitete er da mit gleicher Kraft und Fertigkeit. Alle Finger waren bei ihm im höchsten Grade geübt, und er besaß eine entzückende Leichtigkeit, Fertigkeit und Feinheit im Vortrage. Auf dem Pedal spielte er den Händen die schwersten Sätze nach, und trillerte mit den Füßen fast so leicht und so lange als mit den Fingern. Dabei wußte er die Registerzüge mit so viel Kunst und Geschmack zu benutzen, daß seine Zuhörer sich durch seine Zaubertöne der Erde entrückt glaubten. Stellen, die selbst geübten Spielern äusserst schwierig schienen, waren ihm nur Tand; er zeigte sich immer auf der Orgel als Virtuos im höchsten Sinne des Wortes.

Als Componist stand Bach nicht tiefer. Er war ausserordentlich gedankenreich und originell; er schrieb sehr viel für Orgel und Klavier, aber meistens in einem so schweren Styl, daß nur geübte Meister im Stande sind, das, was er sezte, mit Fertigkeit vorzutragen; und dieß mag wohl die Ursache seyn, warum man seine Werke nicht so sehr benützt, als sie es wohl durch ihre harmoniereichen und melodischen Gänge, durch die Kunst und den Geist, der in ihnen liegt, verdienten. Bach arbeitete mit der größten Leichtigkeit. Bei einem einzigen Hauptsatz, den er hörte, hatte er gleich Alles vor Augen, was sich Gutes, Schönes und Künstliches darüber vorbringen ließ. Seine Musik war im Ganzen ernsthaft und tiefsinnig, wie der Grund seines Charakters, doch ließ sie sich auch bisweilen in leichten und scherzhaften Tönen hören. Am originellsten und kunstreichsten zeigte er sich in seinen Fugsätzen.

Mit allen diesen Vorzügen verband der große Meister in der Tonkunst auch große Talente zur Unterweisung. Daher sind aus seiner Schule die größten Orgel- und Klavierspieler Teutschlands hervorgegangen, unter denen sich besonders 4 von seinen 11 Söhnen auszeichneten.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

Hölty war der Sohn eines Predigers zu Marienſee bei Hannover. Er wurde im Jahre 1748 geboren, und wuchs zu einem muntern, liebreichen, gefälligen, wißbegierigen Knaben heran. Aber durch den Tod ſeiner Mutter und die Kinderpocken, die ihn ſchrecklich mißhandelten, verlor er viel von ſeiner vorigen Lebhaftigkeit, und noch mehr in der Folge durch angeſtrengtes Studiren. Dagegen fand ſich früh ein merklicher Hang zur Schwermuth bei ihm ein, der ihm die Einſamkeit düſterer Gehölze lieb machte, in der er, das Wirken der Natur beobachtend, gern verweilte. Auch in den Vorfällen des Lebens gab er ſich am liebſten ſolchen Eindrücken hin, die ſchauerlich auf ſeine Einbildungskraft wirkten, und leicht fand er dann Ausdrücke für jedes lebendige Gefühl. Früh fielen ihm auch ſchon, bei jeder Veranlaſſung, Reime ein, und ſo bildete er ſich unvermerkt zum künftigen Dichter.

In ſeinem 17. Jahre erſt kam Hölty, nachdem er ſorgfältig von ſeinem Vater war unterrichtet worden, auf die Schule zu Celle. Drei Jahre lang übte er ſich hier in den

Schulwissenschaften, und bezog hierauf, sehr gut vorbereitet, erst die Universität Halle, dann Göttingen, wo er mit Eifer Theologie studirte, zugleich aber auch mit großem Fleiße die Werke der Alten und die besten Schriften aus der neuen Literatur las. Oft blieb er Tag und Nacht über den Büchern sitzen, und vergaß darüber Schlaf, Umgang mit Menschen und alles andere Vergnügen, zumal wenn er sich vom Apoll begeistert fühlte. So bereicherte und zierte er seinen Geist mit Kenntnissen; die Freunde der Poesie aber erfreute er mit manchem schönen Gedichte, das er in den Almanachen und Blumenlesen abdrucken ließ. Auf diesem Wege begegnete er noch mehreren andern jungen Dichtern, die der Zufall auf der hohen Schule mit ihm zusammenführte, und mit denen er den Bund der Freundschaft schloß, wie z. B. Bürger, Voß, Overbeck, Boie, die beiden Grafen von Stolberg ꝛc. Nirgends fühlte er sich heiterer und glücklicher, als in diesem Kreise, in dem sich seine poetischen Talente immer mehr ausbildeten. Gleich empfänglich für das ermunternde Lob und die belehrende Kritik seiner Freunde, benutzte er Beides zu seinem Besten, und daher mag es kommen, daß seine vorzüglichsten Gedichte aus jener Periode sind. Um so lange als möglich in jenem schönen Vereine verweilen zu können, bot er alles auf, was in seinem Vermögen stand, dem bedrängten Vater die Kosten seines Unterhalts zu erleichtern, oder vielmehr sie ihm ganz abzunehmen: er verschaffte sich einen Freitisch, ertheilte Unterricht für Geld, übersezte Bücher für die Buchhändler u. s. w.

Aber sein schwächlicher, zur Hypochondrie und Schwindsucht sich hinneigender Körper ertrug nicht lange die angestrengte Arbeit. Seine Gesundheit unterlag und kränkelnd begleitete er schon 1774 seinen Freund Miller nach Leipzig. Ein erschütternder Schlag für ihn war auch der Tod des geliebten Vaters, der das Jahr darauf dahinschied. Auf eine Zeit lang ging nun Hölty nach Marienfee zurück, ver-

muthlich der Hinterlassenschaft wegen, und lebte hier sehr geachtet. Mit seiner Gesundheit wollte es aber nicht besser werden. Um der ärztlichen Hülfe näher zu seyn, vertauschte er 1775 seinen bisherigen Aufenthalt mit Hannover, wo er sich der Behandlung des berühmten Zimmermann anvertraute. Allein schon trug er den Tod im Busen, und alle Kunst der Aerzte war an ihm verloren. In dem Vorgefühl seiner nahen Auflösung dichtete er zu Hannover noch einige schwermüthige Elegieen, sammelte seine Gedichte und entschlief am 1. September 1776 in seinem 28. Lebensjahre.

Viel zu früh verblühete dieser edle, sanfte, junge Dichter, viel zu früh für sein Vaterland und unsere Sprache. Er war, wie Horn sagt, der nicht gern lobt, der erste gänzlich einfache, rein sentimentale Elegiker der Teutschen, und in diesem Fache der Dichtkunst ist ihm bis jezt noch kein anderer Dichter gleich gekommen. Alle seine Gedichte scheinen gleichsam nur ein einziges auszumachen, in welchem der Gedanke durchgeht: Das Leben dringt feindlich roh auf die Jugend ein, um sie zu zerstören; diese Tröstungen nur bleiben: Liebe, Dichtkunst und der süße Tod.

Im Aeusserlichen hatte Hölty nichts Empfehlendes. Er war groß, vorgebückt, unbehülflich, blaß, blatternarbig, und sah mehr einfältig, als geistreich aus. Schaute man ihm aber aufmerksam in das blaue Auge, so ließ sein treuherziger, etwas schalkhafter Blick etwas Besseres ahnen. Die fromme, gute Seele kannte weder Arglist, noch Tücke; eine Lust war es ihm dagegen, Jedermann zu dienen und gefällig zu seyn. Treu der Natur, einfach und kunstlos wie sie, gab er sich in Allem, was er dichtete, ganz seinen Empfindungen hin. Sein fühlbares Herz war jedem Reize des Schönen und Guten offen; bis zur Schwärmerei entglühete seine Phantasie bei den kleinsten Scenen der stillen ländlichen Natur; am meisten schien sie sich in der Schilderung schmerzlich-

süßer Gefühle, in dem schwermüthigen Sehnen nach Tod und Grab zu gefallen. Hölty's Lieder haben fast alle einen weichen, schmelzenden, oft wehmüthigen Ton, der bis zu Thränen rührt. Zum hohen Lyrischen — zur Ode — war er aber nicht gestimmt.

In seinen Balladen herrscht mehr naive Drolligkeit, als wahre Laune; dagegen spricht sich in den Idyllen und Elegieen desto reiner ein Herz voll Liebe, ein reger Sinn für Freundschaft, und eine süße, wehmüthige Freude an den flüchtigen Erscheinungen der Natur und des Lebens aus. Der Ausdruck einer lachenden Gegend, oder der Mond am stillen Abendhimmel, berauschten seine Seele bis zur Trunkenheit. Oft wandelt aber auch des jungen Dichters Muse, vielleicht die traurige Zukunft ahnend, mit Geistern der Todten unter Gräbern umher, und mahnt zum frohen Lebensgenusse, ehe Staub und Moder unsere Gebeine decken.

CARL von DALBERG.

Karl Theodor Anton Maria,
Reichsfreiherr von Dalberg.

Karl, Reichsfreiherr von Dalberg, Kämmerer von Worms, ehemaliger Churfürst zu Mainz und Erzkanzler, dann Fürst Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, endlich Erzbischof zu Regensburg und Bischof zu Worms und Konstanz, Mitglied des französischen Nationalinstituts, wurde am 8. Februar 1744 zu Herrnsheim bei Worms auf dem Stammhause des Dalberg'schen Geschlechts, Mannheimer Linie, geboren. Sein Vater war churfürstlich mainzischer Geheimer-Rath, Statthalter von Worms und Burggraf zu Friedberg. Er erhielt eine treffliche Erziehung und widmete sich in reiferen Jahren dem geistlichen Stande, hielt sich abwechselnd theils in Worms auf, theils zu Mannheim und Mainz, und machte verschiedene Reisen. Bald wurde er Kapitularherr bei dem Erzstifte Mainz und Domherr in den Hochstiftern Würzburg und Worms. Der Churfürst ernannte ihn 1772 zum wirklichen Geheimen-Rath und Statthalter zu Erfurt. Während seines vieljährigen Aufenthalts daselbst unterzog er sich allen Geschäften mit musterhaftem Fleiße, seltener Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, und zeigte durch seine hellen Ansichten und tiefen Blicke in das

Wesen jedes Geschäftes, daß er ganz zur Leitung wichtiger Geschäfte gemacht sey. Dabei belebte ihn eine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe und ein unerschütterlicher Muth in Behauptung dessen, was er für recht und gut erkannt hatte. Kunst und Wissenschaften waren diejenigen Gegenstände, denen er seine ganze Neigung widmete. Er unterstützte Gelehrte und Künstler, zog sie in seine Nähe, suchte jedem aufblühenden Talente seine Entwickelung zu erleichtern, und hielt zu dem Ende in seinem Hause Versammlungen, an denen jeder Gebildete Antheil nehmen konnte.

Erfurts Akademie nützlicher Wissenschaften, deren Präsident er wurde, erhielt durch ihn neues Leben; er arbeitete selbst viele gelehrte Abhandlungen und scharfsinnige Werke aus und wußte durch Theilnahme an der Wirksamkeit der Künstler und Gelehrten sich ihr Zutrauen und ihre Verehrung zu erwerben.

Im Jahre 1787 wurde er Coadjutor des Erzstifts und Churfürstenthums Mainz, so wie des Hochstifts Worms, und 1788 Coadjutor von Konstanz und Erzbischof von Tarsus. Zur Regierung des Hochstifts Konstanz gelangte er 1800, und 1802 wurde er nach dem Tode des Churfürsten von Mainz Churfürst und Erzkanzler des teutschen Reichs.

Teutschlands neue politische Umgestaltung brachte ihm den Besitz von Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar zu. Seit 1806 ward er des heiligen Stuhls zu Regensburg Erzbischof und Primas, Fürstprimas des rheinischen Bundes, souveräner Fürst und Herr von Regensburg, Aschaffenburg, Frankfurt am Main und Wetzlar.

Dem berühmten Keppler, wie dem Fürsten Anselm von Thurn und Taxis errichtete er in Regensburgs unvergleichlich schönen Promenaden das erste Denkmal. Als er im Jahre 1810 das Fürstenthum Regensburg an Bayern abtrat, erhielt er dage-

gen einen beträchtlichen Theil der Fürstenthümer Fulda und Hanau, und ward Großherzog. Er verzichtete jedoch 1813 freiwillig auf alle seine Besitzungen als Landesherr und zog sich in den Stand eines Privatmanns zurück; nur seine geistlichen Gerechtsame als Erzbischof behielt er sich vor. Zu seinem Aufenthalte wählte er seine ehemalige Residenzstadt Regensburg. Dieser höchst wohlthätige Fürst ließ sich besonders die Unterstützung der Armen, für die er eine noch blühende Anstalt stiftete, und die Verbesserung der Schulanstalten angelegen seyn.

Als Großherzog von Frankfurt befand er sich in schwierigen Verhältnissen; denn durch den neuen Regenten verlor der kleine Staat seine Selbstständigkeit und ehemalige Verfassung. Dieß schon machte, daß man ihm nicht überall mit Liebe entgegen kam. Indessen verdankt ihm Frankfurt die schönen Anlagen um die Stadt. Das Fürstenthum Aschaffenburg, auch Wetzlar, besitzen bleibende Erinnerungen an Dalberg. Vorzüglich ließ er sich das Personal des ehemaligen Reichskammergerichts empfohlen seyn.

Ohnerachtet seines hohen Alters, verrichtete er als Erzbischof an Festtagen den Gottesdienst in der Hauptkirche zu Regensburg, persönlich, so wie er jedes andere Geschäft seines Amtes mit strenger Gewissenhaftigkeit versah, und seinen Untergebenen stets als Muster der Frömmigkeit vorleuchtete, ohne deßhalb streng oder unduldsam zu seyn. Er nützte dem Hochstifte Konstanz durch einen Schuldentilgungsplan, durch Unterstützung der milden Stiftungen, so wie durch Anordnungen zu besserm Feld- und Weinbau. So sparsam als möglich, behielt er immer Etwas für Arme und Hülfsbedürftige übrig.

Dalberg gehört als Gelehrter und Schriftsteller unter die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Ohne einer ent-

schiedenen Lieblingsmeinung zu huldigen, nahm er an allen Bestrebungen in der gelehrten Welt Antheil. Sein Umgang mit Herder, Wieland, Schiller u. A. befruchtete seinen Geist immer mit neuen Ideen und Ansichten. Seine Schriften betreffen meistens Gegenstände des philosophischen Nachdenkens und empfehlen sich durch Gründlichkeit der Forschung und durch eine gewinnende Beredsamkeit. Wir nennen darunter die „Betrachtungen über das Universum," welche 1805 die fünfte Auflage erlebten; die „Grundsätze der Aesthetik," und „Perikles über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück." Ausserdem ist er auch Verfasser mehrerer juristischer Abhandlungen.

Obwohl er als ein kräftiger Denker sich gern mit theoretischen Untersuchungen beschäftigte, so zog ihn doch das Praktische, unmittelbar ins Leben Eingreifende, noch mehr an; daher waren seine Lieblingswissenschaften, ausser der Kunstphilosophie, die Mathematik, Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie, technologische Landwirthschaft u. s. w.

Dalberg starb den 10. Februar 1817 in Regensburg. Heiter und still waren seine letzten Augenblicke, wie die eines Weisen und Christen, der den Tod als den Uebergang zum schönern Leben kennt. Im Dome zu Regensburg ließ ihm sein Neffe, der Herzog von Dalberg, Pair von Frankreich, 1824 ein Denkmal sezen, das der Venetianer Luigi Zandomeneghi aus cararischem Marmor verfertigt hat. Es zeigt seine Büste und einen Genius, der Dalbergs lezte Worte: „Liebe, Leben, Gottes Wille," aufschreibt.

Eine vollständige Biographie ist bei dem Verleger dieses, von Herrn A. Krämer für 1 fl. 12 kr. zu haben.

Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten gehört einem alten Geschlechte an, das in den Diensten des teutschen Kaiserhauses manchen wackern Ritter und Staatsmann aufzuweisen hatte. Auf dem Stammschlosse Steckelberg, drei Meilen südlich von Fulda, ward Hutten am 20. April 1488 geboren. In seinem zehnten Jahre that ihn sein Vater nach Fulda ins Stift, um ihn zum Mönch erziehen zu lassen. Die dortige Klosterschule war eine der berühmtesten in Teutschland. Der Jüngling konnte in ihr die beste Bildung erhalten, und er ließ es auch nicht daran fehlen; allein Mönch zu werden sagte ihm so wenig zu, daß er schon 1504 nach Erfurt entfloh, wo er mit mehrern Gelehrten und Dichtern in genaue Bekanntschaft trat.

Im nächsten Jahre trieb ihn eine ansteckende Seuche nach Köln, dessen Universität damals ungemein blühend war. Als aber einer der aufgeklärtesten Lehrer auf dieser Hochschule, Rhagius, verwiesen wurde, und nach Frankfurt an der Oder ging, begleitete ihn Hutten dahin, wo 1506 die neue Universität eingeweiht wurde. Auf mancherlei Weise unterstützte ihn bei seinem dreijährigen Aufenthalte hier sein

Gönner, der Ritter Eitelwolf von Stein. Doch dem feurigen Ritter sagte die Ruhe und Stille nirgends lange zu. Er ging, obschon von jener bösen Krankheit gepeinigt, die damals, aber erst ausgebrochen, pestartig wüthete, und den Schimpf noch nicht an sich trug, welcher jezt mit ihr verknüpft ist, nach dem nördlichen Teutschland, und besuchte namentlich Greifswalde und Rostock, wo er überall als Dichter und guter Kopf willkommen war, und die ihm nöthige Unterstützung durch seine Arbeiten fand.

Im Jahre 1511 besuchte er Wittenberg, wo er über die Verskunst ein Werk herausgab. Von da ging er nach Pavia, um die Rechte zu studiren, und so, was dann vielleicht möglich war, die Gunst seines immer noch zürnenden Vaters zu gewinnen. Pavia's Eroberung durch die Schweizer in Maximilians I. Diensten fiel gerade in die Zeit seines Aufenthalts, und diese Unruhen bewogen ihn, nach Bologna zu wandern, nachdem er auch hier von den wilden Kriegern seiner Habe beraubt worden war. Der gänzliche Mangel nöthigte ihn endlich, 1513 unter dem kaiserlichen Heere Kriegsdienste zu nehmen, bis er im folgenden Jahre, wo er sie wieder verließ, zuerst in ganz Teutschland bekannt wurde. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete nämlich einen von des Ritters Vettern theils aus Eifersucht, theils aus Haß gegen denselben. Hutten ließ seinen Unwillen über den fürstlichen Mörder in Gedichten, Briefen, Reden freien Lauf.

Durch die Reuchlin'schen Händel mit dem Dominikaner Hogstraaten in Köln ward Hutten nicht weniger berühmt. Er nahm sich des gelehrten, redlichen, und darum so verfolgten Reuchlin in Schriften, besonders in satyrischen, aufs kräftigste an, und namentlich trugen die „Epistolae obscurorum virorum," an denen er den meisten Antheil hatte, dazu bei, die Mönche in ihrer ganzen Blöße zu zeigen.

Seinem Vater zu Gefallen zog er 1515 noch einmal nach Italien, in Bologna Doktor der Rechte zu werden. Er besuchte erst Rom und ging dann nach Bologna; allein nirgends konnte er lange rasten, und bald kam er über Venedig ins Vaterland zurück, wo er in Augsburg von dem schönsten teutschen Mädchen, Constantia, Peutingers Tochter, mit dem poetischen Lorbeerkranz geschmückt und von Maximilian zum Ritter geschlagen wurde. In Italien hatte Hutten das Leben der Mönche in der ganzen Blöße kennen gelernt, und war so sehr Feind derselben geworden, daß er durch die Herausgabe des Laurentius Valla: „De falso credita et ementita donatione Constantini" denselben gleichsam als Vorläufer Luthers den Krieg erklärte. Zwar widmete er die Schrift dem Pabste Leo X. selbst, allein es möchte schwer zu entscheiden seyn, ob dieß mehr Spott oder wirkliche Ueberzeugung war, daß dieser Pabst redlicher sey, und es besser meine als die frühern.

Im Jahre 1518 trat der Ritter in die Dienste des gebildeten Albrecht, Erzbischofs von Mainz, und machte in dessen Geschäften manche Reisen, unter andern nach Paris. Namentlich begleitete er den Erzbischof nach Augsburg auf den Reichstag, wo Luther mit Cajetan seine bekannte Unterredung hatte, und wo Hutten in einer demosthenischen Rede die teutschen Fürsten zu einem Kriege gegen die Türken anfeuerte; allein das Hofleben ward ihm ebenfalls bald zuwider, und so zog er mit dem schwäbischen Bunde vereint, 1519 gegen seinen Erbfeind, Ulrich von Würtemberg, zu Felde, wo er mit dem tapfern Franz von Sickingen vertraut wurde. Nach beendigtem Kriege ging er für einige Zeit wieder nach Mainz, wo er von allen Seiten Beifall für mancherlei gegen die Hierarchie gerichteten Schriften ärndtete.

Um aufs Neue in der Art aufzutreten, begab er sich in die Einsamkeit seiner väterlichen Burg. Eine Schrift

folgte hier der andern, Roms Uebermuth in vollem Lichte darzustellen, und da man dort dabei nicht ruhig blieb, sondern bei Huttens Gönner, Albrecht von Mainz, klagte, so verlor er am Ende zwar diesen Gönner, trat aber nun nicht nur mit Luther in unmittelbare Verbindung, sondern begann auch späterhin, Alles teutsch zu schreiben, statt daß er vorher nur in lateinischer Sprache arbeitete. Dadurch kam es so weit, daß man in Rom seine Auslieferung verlangte, daß man gegen ihn Meuchelmörder anstellte, und er in Karls V. Hauptquartier selbst nicht sicher war. Der treue Freund, Franz von Sickingen, räumte ihm aber eine Stätte in seiner Burg ein, und sie war nun der Ort, von wo an Fürsten und Volk neue Sendschreiben ergingen.

Inzwischen begann Sickingen eine blutige Fehde mit dem Erzbischof Richard von Trier. Sie endete unglücklich für den Ritter, und Hutten mußte einen andern Zufluchtsort suchen. Er hoffte ihn in der Schweiz zu finden, aber Erasmus war ihm entgegen, so daß er von einem Orte zum andern mußte, bis er endlich, 36 Jahr alt, von seiner neu ausgebrochenen Krankheit überwältigt, auf der Insel Ufnau im Zürchersee den 31. August 1523 die Ruhe fand, die ihm auf Erden, theils in Folge seines Charakters, theils seiner Familienverhältnisse, theils seiner Arbeiten, nie zu Theil geworden war.

Hutten war einer der kühnsten, freimüthigsten Männer seiner Zeit, ein Vorläufer und Beförderer der Reformation, ein Beispiel für Luther, den er nie persönlich kennen lernte, denn in Augsburg 1518 achtete er ihn zu wenig. Allein späterhin war er von der größten Achtung für den gleichgesinnten, kühnen Mann durchdrungen, wie er es früher schon für Reuchlin gewesen war. Könnte man ihm etwas Böses nachsagen, so wäre es eine Art Leichtsinn, der ihn so manche Verhältnisse übersehen ließ, die schonender behandelt werden

mußten, wenn man mit Erasmus sprechen will. Aber sein Wahlspruch: „Es sey gewagt!“ (Jacta alea esto!) ließ ihn darauf so wenig, wie den vom Glück mehr begünstigten Luther denken.

Unrecht, Betrug, Heuchelei, Tyrannei empörten ihn, und so entlarvte er sie mit aller Kraft der Feder, die ihm wie Wenigen, besonders in der lateinischen Sprache, unter allen Gestalten zu Gebote stand. Sein gerader, muthiger Sinn ließ ihn, wenn auch alle Freunde zitterten, nichts fürchten. Man zählt 45 Schriften von ihm mit Bestimmtheit. Eine Sammlung derselben kam nach mancherlei mißlungenen Versuchen endlich zu Stande, aber — den edlen Ritter noch im Grabe verfolgend — wurden auch dieser Hindernisse in den Weg gelegt, die einer bessern Nachwelt unglaublich scheinen werden.

Christoph,

Herzog von Würtemberg.

Als der einzige Sohn Herzogs Ulrich von Würtemberg und der bayerischen Prinzessin Sabine, wurde Herzog Christoph den 12. Mai 1515 geboren, aber noch kein Jahr alt, von seiner Mutter, die aus Würtemberg entfloh, nebst seiner Schwester verlassen. In seinem vierten Jahre vertrieb der schwäbische Bund seinen Vater von Land und Leuten, und verkaufte, ohne Rücksicht auf den schuldlosen Sohn, das Herzogthum an Oesterreich. Christoph selbst ward nach Insbruck und dann nach Wien gebracht, um hier erzogen zu werden, und wäre 1529, bei der Belagerung Wiens durch Soliman, beinahe in türkische Gefangenschaft gerathen, wenn nicht sein Erzieher Tyfferni ihn gerettet hätte; derselbe rettete ihn zum zweitenmale, als 1532 Karl V. ihn nach Spanien führen und mit ihm seine Ansprüche auf Würtemberg in ein spanisches Kloster begraben wollte; durch Tyfferni veranlaßt, entfloh der unglückliche Prinz, als man schon an den Gränzen Italiens war, und gelangte nach einer abenteuerlichen Flucht glücklich zu seinem Oheim, dem Herzog von Bayern.

Nun trat er, nicht ohne Einwilligung seines Vaters, mit seinen gegründeten Ansprüchen auf Würtemberg öffentlich hervor, unterstützt von vielen teutschen Fürsten, selbst von auswärtigen Königen. Aber Oesterreich war nicht gesonnen, auf dem Wege der Güte das Herzogthum herauszugeben; um so mehr eilte daher Philipp der Großmüthige von Hessen, dem vertriebenen Ulrich, seinem Freunde und Vetter, mit Gewalt der Waffen wieder zu dem Seinen zu verhelfen, wozu Franz I. von Frankreich das Geld vorschoß.

Die glückliche Schlacht bei Laufen im Würtembergischen und der Vertrag von Baden, 1534, gaben das Herzogthum den rechtmäßigen Besitzern zurück, wiewohl Ulrich genöthigt war, es als österreichisches Afterlehen anzuerkennen.

Christoph war inzwischen seinem strengen Vater fremd geworden, und schon darum nicht geliebt, weil er mit Bayern verwandt war; er mußte deßhalb Würtemberg aufs Neue verlassen und trat in französische Dienste.

Nach achtjähriger Abwesenheit rief ihn sein Vater zurück, vermählte ihn 1544, mit Anna Maria, einer Prinzessin von Ansbach, und von jezt lebte Christoph einige Jahre mit seiner Familie ruhig in Mömpelgard, das ihm zum Sitz angewiesen war, bis das Unglück auf's Neue über Würtemberg hereinbrach.

Herzog Ulrich, der 1546 am schmalkaldischen Kriege gegen Karl V. Theil genommen hatte, wurde vom König Ferdinand deßhalb der Felonie angeklagt, und das Herzogthum selbst als verwirktes österreichisches Afterlehen von demselben in Anspruch genommen. Schon war der Prozeß eingeleitet, und Würtemberg abermals in Gefahr verloren zu gehen, als Herzog Ulrich im November 1550 starb.

Zwar übernahm Christoph sogleich die Regierung des angefochtenen Herzogthums; auch wurde er von Karl V. selbst gegen dessen Bruder, den König Ferdinand, begünstigt; dennoch aber dauerte der Prozeß fort, bis endlich die Sache Christophs durch den Krieg des Churfürsten Moritz von Sachsen 1552 eine günstigere Wendung nahm. Unter den teutschen Fürsten, welche sich geneigt zeigten für die österreichischen Brüder zu vermitteln, war auch Herzog Christoph. Der Paßauer Vertrag war die Folge dieser Vermittelung, dem einige Tage nachher ein zweiter Vertrag folgte, worin König Ferdinand, gegen eine freilich bedeutende Summe Geldes seinen neuen Ansprüchen auf Würtemberg vollständig entsagte.

Christoph behielt das Herzogthum unter denselben Verhältnissen und Bedingungen, wie es sein Vater seit der Wiedereroberung besessen hatte, und von diesem Augenblicke an nahm seine höchst wohlthätige Wirksamkeit für dasselbe ihren Anfang; er wurde Würtembergs politischer und religiöser Gesezgeber. Die schon von seinem Vater nach seiner Rückkehr eingeführte, aber in der lezten Zeit durch das sogenannte Interim verdrängte lutherisch-evangelische Lehre ward zur Freude der Einwohner wieder hergestellt, und für taugliche Religionslehrer an allen Orten gesorgt. Von Christoph rührt die Einführung der Kirchen-Convente her, einer Art von Sittengerichten in jeder Gemeinde des gesammten Würtembergs. Seine Hände hielt er rein von den so bedeutenden geistlichen Gütern seines Landes; er bildete daraus das große würtembergische Kirchengut und verordnete, daß dasselbe ausschließend für die Bedürfnisse der Kirche und für andere wohlthätige Zwecke verwendet würde.

Für Bildung junger Geistlicher errichtete er die Klosterschulen, und das ausgedehnte theologische Seminar in Tübingen ist eben so sein Werk. Seine Kirchenordnungen bezeu-

gen, wie wichtig ihm diese Angelegenheiten waren; daß bis diesen Tag seine Anstalten fortdauern, bezeugt, wie richtig sein Blick, wie reif sein Urtheil war.

Auch seine politischen Einrichtungen dauerten lange. Er dehnte wohlmeinend die sogenannten Tübinger Freiheiten, diese Grundlage der Verfassung des ehemaligen Herzogthums, auf alle Würtemberger aus; er gab den Abgeordneten der Landschaft eine mächtige Hülfe an den Prälaten, welche er ihnen auf immer zugesellte. Unter ihm bildeten sich die Ausschüsse, unter ihm fast bis zur Unabhängigkeit die ständische Steuerkasse; wenn auch diese Anstalten später ausarteten, so geschah es doch nicht unter ihm, sie schienen wenigstens anfangs und scheinen wenigstens jezt noch vielen höchst wohlthätig. Auch gab er das „Würtembergische Landrecht", ein Gesezbuch für bürgerliche Verhältnisse, das in unsern Tagen sogar gegen das Napoleonische zu bestehen vermochte. Er half dadurch einem dringenden Bedürfnisse ab, ließ es auf die einzige rechte Art entwerfen, indem er die Stände beizog, welche die Bedürfnisse des Volks kennen mußten, und hielt mit Festigkeit über dessen Beobachtung.

Ausserdem gingen viele staatswirthschaftliche und polizeiliche Verordnungen von ihm aus, auch wollte er zur Erleichterung des Verkehrs und Handels den Neckar schiffbar machen.

Aber bei aller dieser Thätigkeit für das Wohl seines Herzogthums verlor er dennoch das gesammte teutsche Vaterland und selbst Europa nicht aus den Augen; die Schicksale der Religion, welcher er so eifrig ergeben war und seiner Glaubensverwandten, wo sie immer seyn mochten, erregten stets seine lebhafte Theilnahme. Selbst die noch barbarischen Völker in Slavonien, Serbien ꝛc. suchte er mit andern Fürsten für reines Christenthum zu gewinnen; Uebersezungen des neuen Testaments und mehrere christliche Schriften in

ihre Sprache wurden in Tübingen und Urach für sie veranstaltet.

Um den unglücklichen Hugenotten in Frankreich Linderung ihres Schicksals zu verschaffen, hatte er eine persönliche Zusammenkunft mit Katharina von Medici und den Guisen. Er trug nicht wenig dazu bei, daß nach langer Unterhandlung der Religionsfriede zu Augsburg 1555 zu Stande kam, als gerade Alles sich zu zerschlagen drohte.

Doch nicht nur seine Glaubensverwandten sahen auf ihn und richteten sich gern nach seinem Rath und Vorgang, sondern selbst die von der katholischen Partei gaben ihm häufig Beweise von Achtung und Zutrauen. Er war unter den Fürsten, welche das gesammte Reich zur Visitation des in Unordnung gerathenen Kammergerichts in Speyer auswählte; er war unter denjenigen, welche als feierliche Gesandtschaft von Seiten des ganzen Reichs nach Frankreich sich begeben sollten, um die Rückgabe der von Teutschland abgerissenen lothringischen Bisthümer zu unterhandeln. An ihn wandte sich Kaiser Ferdinand, daß er das lezte Hinderniß, welches der Wahl seines Sohnes Maximilian zum römischen König noch im Wege stand, vollends beseitigen möchte, und welche innige, traute Freundschaft verband diesen Maximilian selbst mit Christoph, zu einer Zeit, wo Verschiedenheit der Religion die heiligsten Verhältnisse des Lebens aufhob!

So lebte und wirkte Christoph 18 Jahr als regierender Herzog von Würtemberg. Er starb zu früh, geschwächt von den Anstrengungen seiner Jugend, den 28. December 1568, vermißt und bedauert von Reich und Kaiser, am meisten von seinen Unterthanen, die einen Vater in ihm verloren. Dem würtembergischen Volke wurde er allmählich zu einem Fürstenideal; wollten sie einen seiner Nachfolger rühmen, so hieß es: Es ist der zweite Christoph!

Karl August,

Großherzog von Sachsen = Weimar = Eisenach.

Hat irgend ein Fürst gezeigt, daß auch in einem kleinen Lande Großes geschehen könne, so hat dieß der Großherzog von Sachsen = Weimar gethan. Als der Großvater desselben, Herzog Ernst August, geboren 1688, im Jahr 1707 zur Regierung kam, theilte er sie, die ausser der Stadt Weimar nur wenig Aemter umfaßte, bis 1728 mit seinem Oheim, Herzog Wilhelm Ernst, einem vortrefflichen Fürsten, dessen ruhig waltender Sinn aber mit dem feurigen Geiste des Neffen oft wenig übereinstimmte. Der Leztere ließ sich daher die Einführung der Primogenitur desto angelegener seyn, welche 1724 die kaiserliche Bestätigung erhielt. 1741 vereinigte er nach dem Tode des lezten Herzogs von Eisenach, Wilhelm Heinrich, die Lande dieser Linie mit den seinigen. Er führte die Regierung mit Geist und auf eine sehr selbstständige, freilich zuweilen auch von dem Gewöhnlichen abweichende Weise. Von ihm rührt das Jagdschloß Belvedere her. Als er 1747 zu Eisenach starb, gab die Vormundschaft über seinen einzigen erst zehnjährigen Prinzen Veranlassung zu großen Streitigkeiten zwischen den Herzogen von Sachsen = Gotha, Meiningen und Koburg. Der Prinz wurde in Gotha

erzogen und hatte, noch nicht volle 19 Jahre alt, am 1. Januar 1756 die Regierung, kraft kaiserlicher Majorennitätserklärung, übernommen, als er am 28. Mai 1758 schon verstarb und eine erst 18jährige Gemahlin und einen Erbprinzen von 8 Monaten, geboren am 3. September 1756, hinterließ. Ein zweiter Prinz, Friedrich Ferdinand Konstantin, wurde noch nach dem Tode des Vaters am 8. September 1758 geboren.

Nun erneuerte sich der Streit über die Vormundschaft, welche jedoch vom Reichshofrath der fürstlichen Mutter, der Herzogin Amalie, Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, zugesprochen wurde.

Mit ihr fing sich die Blühtezeit von Weimar an, an dessen kleinem Hofe sich bald ein Kranz der ausgezeichnetsten Männer vereinte, und mit welchem Alles, was Teutschland Großes und Schönes aufzuweisen hatte, in enger Verbindung war.

Die Herzogin Obervormünderin, anfangs selbst noch unter Vormundschaft ihres Vaters, aber bald für majorenn erklärt, widmete der Erziehung ihrer Söhne und der Landesverwaltung eine gleiche aufmerksame und glückliche Sorge. Ein vielseitig gebildeter Staatsmann, der ältere Minister von Fritzsch, war ihr vorzüglichster Rathgeber.

Der Erbprinz war von einer so zarten Konstitution, daß man kaum ein langes Leben für ihn zu hoffen wagte, aber sorgfältige Erziehung und die in ihm wohnende geistige Kraft machten glücklicherweise jene Besorgnisse vergeblich. Die fürstliche Mutter wählte ihm und dem jüngern Prinzen Konstantin die trefflichsten Aufseher und Lehrer; Beider Gouverneur war von 1761 — 76 der nachmalige preussische Staats-

Staatsminister Graf von Görz; Lehrer der Prinzen waren unter Andern Wieland, von Knebel, und für die eigentlichen Regentengeschäfte der nachherige Geheimerath und Kanzler Schmid.

Im December 1774 führten der Graf von Görz und von Knebel ihre Zöglinge nach Paris und in die Schweiz. Auf der Reise knüpfte sich die Bekanntschaft des jungen Herzogs mit Göthe, welche für das Leben und Wirken beider so entscheidend geworden ist.

Als der Herzog sein 18. Jahr zurückgelegt hatte, übergab ihm die Herzogin Mutter an seinem Geburtstage, 3. September 1775, die Regierung, um von da an nur sich selbst und den Musen zu leben.

Was der Herzog Karl August von diesem Augenblicke an für sein Land in einer mehr als 50jährigen Regierung gewirkt hat, erhob ihn zum Vater des Vaterlandes. Seine edle Mutter schützte und förderte alles Schöne und Gute bis an ihren 1807 erfolgten Tod, und Louise, geborne Landgräfin von Hessen-Darmstadt, mit welcher sich Karl August am 3. Oktober 1775 vermählte, stand ihm mit wahrhaft fürstlichem Sinne zur Seite.

Die Namen von Göthe, Herder, Wieland, Schiller, v. Voigt, v. Einsiedel, v. Knebel, Musäus und viele andere talentvolle Männer sind Zeuge Dessen, was der Geist des Fürsten aus Weimar gemacht hat.

Alle Zweige der Verwaltung wurden in diesen 50 Jahren neu geordnet, der Herzog selbst, mit den Ministern Göthe und Voigt, war der unermüdliche und eifrige Beschützer und Pfleger der Universität Jena.

Der schöne Park, das 1771 abgebrannte und aus seinen Trümmern schöner wiedererstandene Residenzschloß, der bota-

nische Garten zu Belvedere, die neuerbaute große Bürgerschule und manche andere Schöpfung sind Beweise, daß dem Herzog kein für die Menschheit wichtiger Gegenstand fremd blieb, und daß sich mit den beschränkten Mitteln eines kleinen Landes doch durch Beharrlichkeit und zweckmäßige Thätigkeit Großes ausrichten läßt.

Zwei Male folgte der Herzog auch dem Drange, sich im Kriege zu versuchen. Er machte den Feldzug gegen Frankreich 1792 und gegen Napoleon 1806 mit, kehrte aber, da das Glück die preussischen Waffen nicht begünstigte, beide Male bald in seine Länder zurück.

Er schloß sich im December 1806 dem Rheinbunde an, trat im November 1813 wiederum dem großen Bunde gegen Napoleon bei, war 1815 auf dem Congreß zu Wien gegenwärtig, und erhielt mit der großherzoglichen Würde eine Gebietserweiterung, wodurch Weimar, als die älteste Linie des Gesammthauses Sachsen, für manche frühere Ungunst der Verhältnisse nun eine mäßige Entschädigung fand.

Der Großherzog war einer der ersten teutschen Fürsten, welcher das dem gesammten teutschen Volke 1815 gegebene Wort einer landständischen Verfassung bald und ungeschmälert gelöst hat. Er versammelte 1816 eine Auswahl aus den Rittergutsbesitzern, den Bürgern und dem Bauernstande, und mit ihnen wurde das Grundgesez vertragsmäßig verabredet, welches am 5. Mai 1816 bekannt gemacht wurde.

Das Regierungsjubiläum des Großherzogs am 3. September 1825 war ein Volksfest im edelsten Sinne des Worts.

Auf einer Rückreise von Berlin nach Weimar starb er plötzlich den 14. Juni 1828 in Graditz bei Torgau, an einem Schlagflusse. Schiller und Göthe ruhen in der Fürstengruft neben ihm.

August Wilh. Iffland,

Direktor des Berliner Nationaltheaters.

Iffland war der Sohn eines verdienten Gelehrten zu Hannover, wo er am 19. April 1759 geboren wurde. Früh schon entwickelten sich in ihm die Anlagen zu seinem künftigen Berufe. In seinem siebenten Jahre sah er das erste Schauspiel, den eingebildeten Kranken von Moliere aufführen. Der Eindruck, den dieses Stück auf ihn machte, war ausserordentlich. Er wiederholte zu Hause die Rolle des Kranken so eifrig und unermüdet, daß der Vater ihm mit einem Machtspruch Ruhe gebieten mußte, und seinen Zweck doch nicht erreichte. — Das folgende Jahr kam die Seilerische Schauspielergesellschaft nach Hannover. Es wurde ihr das kleine Theater eingeräumt. Dieser Umstand gab Iffland einen hohen Begriff von der Würde der Schauspieler. Es wurde von ihnen Miß Sara Sampson und das Trauerspiel Rodogüne gegeben. Iffland sah beide Stücke und wurde aufs Neue so sehr davon begeistert, daß er von nichts Anderm mehr sprach, und seinen Eltern, seiner Schwester allenthalben Tragödieen spielte, so daß der Vater aufs Neue Ruhe gebieten mußte.

Iffland war zum Predigerstande bestimmt; auch dieser Beruf gefiel ihm, in so fern eine öffentliche Rolle dabei zu spielen war. Mit den Schulwissenschaften hingegen ging es desto schlechter; er konnte mit den übrigen Schülern seiner Klasse nicht fortkommen. Jedoch ging es vom Jahr 1775 an besser, und zwar doppelt gut, da die erwachsenen Schüler ein kleines Theater hatten, auf dem sie Schauspiele aufführten. Hier war er in seinem Elemente; er spielte seine Rollen mit ungemeinem Beifalle, nur sich selbst leistete er nicht Genüge. Je öfter er auftrat, desto unwiderstehlicher wurde seine Leidenschaft für die Bühne, und am Ende stieg sie so hoch, daß er sich heimlich vornahm, auf das Theater zu gehen. Diesen Vorsatz führte er 1777 aus. Nach einem heftigen Verdruß, den er Abends vorher, eben wegen seiner Schauspielliebe zu Hause gehabt hatte, bat er am 22. Februar den Vater um Erlaubniß zu einer kleinen Landreise, erhielt sie, und ging hinaus in die weite Welt.

Er fand endlich nach vielen vergeblichen Bemühungen eine Anstellung bei dem Gothaischen Theater, wo er am 15. März 1777 zum Erstenmale auftrat. Der bekannte Dichter Gotter wurde hier sein Rathgeber, und ihm vorzüglich verdaukte er seine Bildung.

Schon nach zwei Jahren wurde das Hoftheater in Gotha aufgehoben; Iffland fand aber eine andere erwünschte Anstellung in Mannheim. Vor seiner Abreise dahin machte der junge Künstler einen Besuch bei seinem Vater, der ihn nun gelassen seiner Neigung überließ, und ihn mit seinem Segen begleitete.

Ifflands theatralische Talente entwickelten sich vollends in Mannheim. Besonderes Aufsehen erregte er als Franz Moor, in Schillers Räubern, durch die Kunst und den Geist, den er in diese Rolle legte. Hier trat er auch zuerst als dramatischer Schriftsteller mit seinem Albrecht von Thurneisen, Verbrechen aus Ehrsucht, den Mündeln,

den Jägern auf. Im Jahr 1785 machte er eine Künstlerreise nach Lübeck und Hamburg, auf welcher ihm glänzende Anträge gemacht wurden; aber die Liebe zum Mannheimer Theater siegte; er kehrte zurück und übernahm von 1792 an die Regie desselben. Das Jahr darauf sah bei dem damaligen Kriege gegen Frankreich die Stadt Mannheim den König von Preussen Friedrich Wilhelm II. in ihren Mauern, und Iffland hatte die Ehre vor ihm zu spielen und seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, die ihm in der Folge sehr nützlich wurde. Nicht lange nachher wurde das Mannheimer Theater ganz aufgelöst, und zwar auf eine nicht sehr ehrenvolle Art, denn es hieß: um den Bürger mehr zur ernsten Vertheidigung der Stadt zu ermuntern, seyen alle Voluptaria, so auch das Schauspiel, jezt zu beseitigen; obschon man diesen Leuten zu andern Zeiten ihr Fortkommen wohl gönnen möge. Iffland, der schon so viele vortheilhafte Anträge abgelehnt hatte, fing jezt an, es zu bereuen; doch viel früher, als es zu erwarten war, wurde die Bühne wieder geöffnet, aber nur, um von Neuem geschlossen zu werden, denn die Franzosen bemächtigten sich der Stadt Mannheim und vertrieben die Schauspielergesellschaft nach Heidelberg, wurden aber selbst wieder von dem kaiserlichen Heere vertrieben. Zum Letztenmale unter Ifflands Leitung wurde nun die Bühne eröffnet. Eine zweite Flucht war nöthig, und zwar eine so schnelle, daß der Künstler kaum noch einen Wagen bekommen konnte. Er ging nach Hannover, spielte Gastrollen in Hamburg und erhielt eine neue Einladung nach Berlin. König Friedrich Wilhelm übertrug ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen die Regie des Berliner Nationaltheaters.

Bald wurde Iffland hier der Liebling der ganzen Stadt, ohne daß er besonders um ihre Gunst buhlte, und lebte eine geraume Zeit in sehr glücklichen Verhältnissen. Jährlich machte er — wie er es sich vorbehalten hatte, — eine Reise,

und überall, wo er sich auf diesen Künstlerreisen öffentlich zeigte, nahm er den ungetheilten Beifall einer zahlreichen Menge Zuschauer mit sich. Nicht minder angenehm war ihm der Aufenthalt in Berlin, wo er so viele Kunstliebe und Kunstfreunde fand. Doch auch hier sollte er keine dauernde Ruhe finden, denn bald nach der Schlacht bei Jena (den 14. Oktober 1806) wimmelte die Stadt von Franzosen, die ihm das Leben auf mancherlei Art verkümmerten. Große vaterländische Stücke durften gar nicht mehr gegeben werden; man verlangte stets kleine Lustspiele und Operetten, oder Stücke französischen Ursprungs, die den Teutschen verhaßt waren. Oft wenn mit vieler Mühe ein neues Schauspiel einstudirt war, wurde es von den französischen Machthabern ganz verworfen, oder es wurden Aenderungen verlangt, welche die bisherige Mühe vergeblich machten.

König Friedrich Wilhelm III. erkannte und würdigte so sehr Ifflands Verdienste, daß er ihm nach dem Abschluß des Tilsiter Friedens den rothen Adlerorden verlieh.

Der äusserlich starke Körper des Künstlers wurde aber durch die zu große Anstrengung, womit er arbeitete, nach und nach erschöpft, und seine Gesundheit fing an zu wanken. Doch reiste er gleichwohl im Jahre 1811 noch nach Breslau, und spielte dort die launigsten Rollen. Er fing nun an Blut auszuwerfen; ließ sich aber dadurch nicht abhalten, noch dasselbe Jahr nach Frankfurt am Main und nach Darmstadt zu reisen, um dort die versprochenen Schauspiele zu geben. Von da aus ging er auch nach Mannheim, schwelgte noch einmal in den bittersüßen Erinnerungen der Vergangenheit, nahm Abschied von seinen dasigen Freunden — wie er es bereits zu fühlen schien, für immer — und kehrte über Braunschweig nach Berlin zurück.

Als zwei Jahre darauf (1813) der Krieg wieder ausbrach, benützte Iffland diese Zeit zu einer Reise in das

herrlich gelegene Bad Rheinerz in Schlesien, wo er zugleich eine Molkenkur gebrauchte, die so wundersam kräftig auf seine Gesundheit wirkte, daß er wie neugeboren in vollkommen heiterer Stimmung nach Berlin zurückkehrte, und Wilhelm Tell, auch andere angreifende Rollen, mit jugendlichem Feuer spielte. Zulezt trat er noch am 5. December in der Weihe der Kraft als Doktor Martin Luther auf. Nun aber mußte er sich wegen seiner wieder zunehmenden Kränklichkeit ganz von der Bühne zurückziehen. Die zweite Reise, die er im Sommer 1814 nach dem Bade Rheinerz machte, war vergeblich; kränker kam er zurück, als er abgereist war. Den 21. September 1814 Vormittags machte er bei heiterm Herbstwetter noch eine Spatzierfahrt nach Charlottenburg, frühstückte da, und diktirte Briefe; heitere Ruhe schien über sein ganzes Wesen verbreitet. Abends aber befiel ihn eine drückende Beängstigung; er ließ sich die ganze Nacht hindurch von einem Stuhle auf den andern tragen, ohne Ruhe zu finden. Endlich schien er in einer Ecke seines Sopha dem lange vergeblich gesuchten Schlaf begegnet zu seyn: er entschlummerte, aber vergeblich erwartete man sein Wiedererwachen; er war für immer von dem Schauplatz abgetreten.

Von Person war Iffland mehr klein, als groß, etwas stark, aber gut gebaut. Ausser dem Theater hätte man es aber nicht glauben sollen, daß es einem Manne wie ihm, gegeben sey, die Helden der Geschichte zu verschönern. Er hatte ein breites, für die Perspektive des Theaters gar nicht passendes Gesicht, und dazu kam eine flache, durchaus nicht volltönende Sprache, die man fast stammelnd hätte nennen können. Allein durch Kunst hatte er den Sieg über die Natur davongetragen, und sich zu einem der größten dramatischen Künstler gebildet. — Als theatralischer Schriftsteller gefiel er sich besonders in teutschen Familiengemälden, die ihm vorzüglich gelangen.

Johann Adolph Hasse,

Oberkapellmeister zu Dresden.

Teutschland, und vielleicht ganz Europa, besaß wohl nie einen fruchtbareren Componisten, als Hasse. Er componirte alle Opern des Metastasio, ausgenommen den Themistokles, einige drei- bis viermal, und die meisten zweimal, verschiedene Opern von Apostelo Zeno, vierzehn oder fünfzehn Oratorien, verschiedene Messen, Miserere, Stabat Mater, Salva Regina; und seiner Cantaten, Serenaten, Intermezzos, Trio, Quartette und Konzerte waren schon vor dem Jahre 1776 so viele, daß er selbst sagte, er würde manche davon nicht mehr erkennen, wenn sie ihm wieder zu Gesicht oder zu Ohren kommen sollten.

Zu Bergedorf bei Hamburg wurde dieser merkwürdige Tonkünstler geboren, und in einer Hamburger Schule erhielt er die erste Bildung. Ungemein früh entwickelten sich seine Anlagen zur Musik. Schon in seinem 13. Jahre konnte er sich mit seiner schönen Stimme auf dem Hamburger Opern-Theater hören lassen. Es stand dieses Theater-Orchester damals unter der Leitung des berühmten Componisten Kaiser, dessen Werke von dem jungen Künstler mit großem Fleiße

studirt wurden. So gelang es ihm, sich durch Uebung und Nachdenken in weniger als vier Jahren zu einem trefflichen Sänger und Klavierspieler auszubilden. Schon in seinem siebenzehnten Jahre erhielt er einen vortheilhaften Ruf als Hof- und Theatersänger nach Braunschweig. Hier war es, wo er 1723, bloß von seinem Genie begeistert und geleitet, seine erste Oper Antigonus componirt, die unter allgemeinem Beifall aufgeführt wurde. Der Künstler fühlte aber besser, als alle seine Zuhörer, was diesem, sonst so gelungenen Kunstwerke fehlte. Er hatte nämlich nie die Regeln des reinen Satzes gründlich studirt, und daher mußten nothwendig bei seiner Composition Fehler unterlaufen, die Kennern nicht ganz verborgen bleiben konnten. Dieses Bewußtseyn ließ ihm fortan keine Ruhe mehr; er wollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben, und das, was er wirklich seyn konnte, in seiner ganzen Vollkommenheit seyn. Mit Bewilligung seines Herzogs ging er daher im Jahre 1724 nach Italien, um dort unter den besten Meistern die Regeln des Contrapunktes zu erlernen.

Er fand solche Meister zu Neapel an dem berühmten Porpora, und den alten gutmüthigen Scarlatti, der den jungen Teutschen in einer Gesellschaft kennen lernte und liebgewann. Beide unterstützten ihn mit Lehre und Rath, und regelten den hohen, aber noch unsichern Flug seines Genies mit dem glücklichsten Erfolge.

Hasse hatte hier ein Jahr verweilt, als er durch eine Serenade, die er für einen Banquier componirte, den Neapolitanern, die in Menge herbeigeströmt waren, sie zu hören, sein Kunsttalent offenbarte. Eine Folge des ungetheilten Beifalls, den er sich damit erwarb, war der ehrenvolle Antrag, eine Oper für das königliche Theater zu componiren. Dieß geschah, und zwar wieder mit solchem Glück, daß von

nun an sein Ruf festgegründet schien, und die Musikfreunde ihn nicht anders, als „den lieben Sachsen" nannten. Alle großen Theater Italiens bestrebten sich, ihn durch vortheilhafte Anerbietungen als Kapellmeister für ihr Orchester zu gewinnen; Hasse aber nahm keinen dieser Anträge an, und ging im Jahre 1727 nach Venedig, wo, ohne daß er es ahnete, die Liebe mit ihren Kränzen seiner wartete. Es sah und hörte ihn nämlich während er hier in einem Konzerte am Flügel saß, die schöne und berühmte Sängerin Faustina Bordoni, und wurde so von seiner Person und seinem seelenvollen Spiel eingenommen, daß sie ihm ihre Gunst und ihre Hand schenkte. Bald darauf erhielt der junge Künstler, dessen Ruf sich schon weit verbreitet hatte, eine Einladung nach Dresden, mit dem Anerbieten eines Gehaltes von 12,000 Thalern, für sich und seine Gattin. Er folgte der Aufforderung, und ging 1731 nach Teutschland zurück.

In demselben Jahre noch componirte er seine Oper **Cleofida o Alessandro nelle Indie**, die in wenigen Wochen siebenmal auf dem Dresdner Theater aufgeführt wurde. So schmeichelhaft aber auch der hier gefundene Beifall für ihn seyn mochte, so ging er doch wieder nach Italien zurück, wo er sich theils in Rom, theils in Neapel, Mailand und Venedig aufhielt. Noch manche andere Stadt, sogar London, wo doch schon lange der große Händel geglänzt hatte, buhlte um ihn. Erstaunt über diesen Antrag, fragte Hasse rasch diejenigen, von denen er ihm gemacht wurde, ob denn Händel todt sey? Erst die nähern Nachrichten von den Zwistigkeiten, die zwischen Händel und den Mitgliedern seiner Akademie obwalteten, machten ihm die Sache begreiflich. Anfangs sträubte er sich, dem Rufe zu folgen; auf wiederholte Einladungen ging er aber doch im Jahr 1738, und es gelang ihm, mit seinem Artaserse theils durch den wirklichen Gehalt der Musik, theils durch die Kabale, die ihn unterstützte, den Sieg über Händel zu erringen.

Ohngeachtet der Ermunterungen, die er fand, blieb er aber nur zwei Jahre zu London und ging schon 1740 nach Dresden zurück, welche Stadt er nunmehr zu seinem festen Wohnplatz machte. Er brachte durch seine Compositionen und seine Leitung die dasige Oper zum höchsten Glanze. Der große Friedrich, der im Jahre 1745 nach der Schlacht bei Kesselsdorf in Dresden als Sieger einzog, wollte die Stadt nicht verlassen, ohne Hasse's Musik, von ihm selbst dirigirt, gehört zu haben. Er verordnete daher, daß die neue Oper Arminio, womit einige Monate vorher des Thurfürsten Geburtstag verherrlicht worden war, vor ihm aufgeführt werden sollte. Dieß geschah zu des Königs größter Zufriedenheit. Hasse wurde auch eingeladen, während Friedrichs neuntägigem Aufenthalte sich täglich bei der Kammermusik einzufinden, und sie auf dem Flügel zu begleiten. Dafür wurde der Künstler bei der Abreise des Königs mit einem prächtigen Ringe für sich selbst, und tausend Thalern für das Orchester beschenkt.

Jezt blüheten wieder ruhig die Künste des Friedens; aber Hasse verlor in seinem fünfzigsten Jahre nicht nur seine schöne Stimme, sondern er wurde ganz heiser, so, daß er kaum mehr verstanden werden konnte.

Noch traf ihn ein anderes, ihm noch schmerzlicheres Unglück, denn in dem Brand, der während der Belagerung der Stadt im Jahre 1760 durch das preussische Geschütz entstanden war, büßte er sein ganzes Vermögen, so wie alle seine Bücher und Handschriften ein; ein nicht nur für ihn, sondern auch für das Publikum wirklich unersezlicher Verlust.

Drei und zwanzig Jahre lebte Hasse so in Dresden. Als aber im Jahre 1763 wegen der zerrütteten Finanzen große Einschränkungen vorgenommen werden mußten, wurde

auch er auf Pension gesezt. Und nun ging er nach Wien, wo er noch 6 Opern sezte, unter denen die lezte Luggiero war. Im Jahre 1770 zog er mit seiner ganzen Familie nach Venedig, wo er sich besonders mit Compositionen für die Kirche bis an seinen Tod beschäftigte. Er entschlief 1783 im 78. Jahre seines Alters, nachdem er vorher sich selbst mit der ganzen Kraft seines Geistes ein Requiem zu seiner Beerdigung gesezt hatte.

Die teutschen Componisten arbeiteten bis zu Hasse's Zeiten in einem reichen gothischen Geschmack; ihre Werke waren ein, fast ganz von Melodie entblößtes, harmonisches Gewebe, ein Gewirr vieler durcheinander arbeitender Instrumente, ohne rechte Haltung. Hasse aber machte die Stimme zu seinem Hauptgegenstande, und zur Herrscherin über alle Instrumente, die bei ihm nur da waren, sie auf eine ganz einfache Art zu begleiten, nicht, sie zu überschreien, und die Zuhörer zu betäuben.

Hasse besaß Edelmuth und ein vortreffliches Herz. Er hatte ein höchst angenehmes Aeussere, war lang von Person, und im Alter stärker, als gewöhnlich. Stets wird sein Name unter den berühmtesten teutschen Tonkünstlern glänzen.

Peter von Winter.

Peter von Winter war geboren zu Mannheim 1754 als der Sohn eines Brigadiers der churpfältzischen Garde. Den ersten Unterricht auf der Violine gab ihm der Hofmusikus Meyer; unter der Leitung des ersten Violinspielers der churpfälzischen Kapelle, Kramer, entwickelte er sich so schnell, daß er schon als Knabe von 10 Jahren in das churfürstliche Hoforchester aufgenommen wurde. Er ging auf Verlangen des Churfürsten Karl Theodor zum Contrebaß über. Je mehr sich seine praktische Musikfähigkeit entwickelte, desto größer ward auch sein Hang zur Composition, in dessen Geheimnisse ihn der berühmte Abt Vogler einweihte.

Das erste von ihm öffentlich aufgeführte Musikstück war eine konzertirende Symphonie. 1775 erhielt er bei Eröffnung des teutschen Theaters in Mannheim die ehrenvolle Anstellung eines Orchesterdirektors, welche Stelle er auch bei Versezung des churfürstlichen Hoflagers von Mannheim nach München am leztern Orte fortbehielt. In diese erste Periode seiner schaffenden Thätigkeit fallen mehrere Ballets, Cantaten und Melodramen, welche jezt nicht mehr gegeben werden.

Seine zweite Periode beginnt mit seiner Reise nach Wien 1780, wo er wieder mehrere Harmoniestücke, Cantaten und die Musik zu einigen Balleten componirte, und unter Einfluß des damals blühenden Salieri noch größere Fortschritte in der gründlichen Composition machte. Nach seiner Rückkehr von Wien führte er seine erste Oper: „Helena und Paris," 1782 in München auf. Treffliche Deklamation, schöner gefühlvoller Gesang und Neuheit in der Instrumentirung erwarben ihr bald den Ruf eines der vorzüglichsten Musikstücke der damaligen Zeit; sie wurde nicht nur auf allen ausgezeichneten teutschen Bühnen aufgeführt, sondern auch, in die französische und englische Sprache übersezt, in Paris und London mit großem Beifall aufgeführt. Bald darauf schrieb er die ebenfalls zu ihrer Zeit beliebten Singspiele: „das Hirtenmädchen" und „der Bettelstudent," und 1787 die Oper „Bellerophon" für Mannheim. Im leztern Jahre ward er auch zum Kapellmeister ernannt. Als solcher schrieb er bis 1790 mehrere Cantaten und Ballets, z. B. ein pantomimisches Ballet mit Chören: „Orpheus und Eurydice," und das Singspiel, „Scapin und Scapine," nach Göthe's Text.

Seine dritte blühende Periode beginnt mit seiner ersten Kunstreise nach Italien im Oktober 1790. Hier entwickelte sich in dem Vaterlande des Gesanges und der Melodieen sein großes Talent, für den Gesang zu lehren und zu schreiben, vollkommen. Von der andern Seite aber gewannen die Compositionen dieses teutschen Meisters, der sich so schnell die Vorzüge teutscher Musik, Kraft der Harmonie und Instrumentation, in so hohem Grade verband, den ausgezeichneten Beifall jener Nation, so daß er mehrmal als Theatercomponist dahin berufen wurde. Seine erste in Italien geschriebene Oper: „Catone in Utica," wurde 1791 in Venedig aufgeführt; ihr folgten mehrere Opern und Oratorien. Ausgezeichneten Werth hat unter diesen die zuerst für Venedig

1793 componirte, dann auch ins Teutsche übersezte Opera buffa: „Il fratelli rivali“ (die Brüder als Nebenbuhler), welche sich durch Leichtigkeit des Styls und gut gearbeitete Ensembles empfahl und lange auf der Bühne erhalten hat.

1795 und 1796 reiste er nach Prag und Wien; am leztern Orte schrieb er auch 1796 die dramatische Musik, welche ihn am meisten berühmt machte und ihm einen der ersten Plätze unter Teutschlands berühmten Opercomponisten erworben hat, seine überall bekannte und beliebte Oper: „das unterbrochene Opferfest;“ die Neuheit und Lieblichkeit seiner Melodieen, die treffende Charakteristik der Personen und ihrer mannichfaltigen Situationen, das Sprechende in der Deklamation und die effektvolle Instrumentirung: Alles dieß sind Vorzüge, welche sich selten in einem dramatischen Werke vereinigen, und die daher auch diese Oper beim ganzen Volke beliebt gemacht haben.

Für Wien schrieb er dann 1798 den zweiten Akt der „Pyramiden von Babylon“ und 1799 die Oper: „das Labyrinth,“ beide als Fortsezung der „Zauberflöte.“ Obgleich in diesen Opern sich manches vortreffliche Musikstück befindet, so schadet ihnen doch im Ganzen die unvermeidliche Nachahmung der „Zauberflöte,“ und sie sind mit dem Geschmack an den Zauberopern dieser Art von der Bühne verschwunden.

Im Jahre 1800 schrieb er den „Sturm“ für München, und 1801 für dieselbe Bühne die ernste Oper „Maria von Montalban,“ eine gediegene Musik, die vieles enthält, was sich dem „Opferfeste“ gleich stellen läßt.

1802 unternahm er seine Reise nach Frankreich und England. In Paris schrieb er in demselben Jahr die Opera seria „Tamerlan“, in London 1803 die Opern: „Kalipso“ (aus welcher die herrliche Ouverture allgemein bekannt ist),

„Kastor und Pollux," und 1804 die Opern „Proserpina" und „Zaire", welche er späterhin für die teutsche Bühne umgearbeitet hat. Seine Opern wurden dort mit großem Beifall aufgenommen.

Unter seinen vielen in dieser Periode geschriebenen geistlichen Musiken zeichnet man aus mehrere Oratorien und einige Cantaten, die er für die protestantische Hofkirche, ein vortreffliches Requiem, welches er zur Todtenfeier Kaiser Joseph II. geschrieben, und ein in sehr edlem Style componirtes Miserere, mehrere Messen, Vespern ꝛc.; doch steht Winter im weltlichen Style höher. Unter seinen weltlichen Cantaten ist „Timotheus, oder die Macht der Töne" am meisten bekannt und geschätzt; sie enthält besonders herrliche Chöre. Weniger bekannt sind „die Tagszeiten." In das Jahr 1813 gehört die glänzende Schlachtsymphonie mit Chören. Nach dieser Zeit beginnt eine neue Periode in dem Leben dieses Tonsezers, wo sich seine Gesangswerke zu dem zeither herrschend gewordenen und durch die italienische Oper auch nach München verbreiteten Geschmack Rossini's und seiner Geistesverwandten hinneigen, wie sich in mehreren einzelnen Arien und einigen trefflichen Variationen, welche er für die Singstimmen geschrieben, zeigt. So sehr diese Erscheinung mißdeutet werden kann, so ist sie doch aus der jugendlichen Empfänglichkeit dieses Veteranen der Tonkunst, aus seiner großen Gewandheit in der Handhabung der musikalischen Mittel und endlich hauptsächlich aus dem Umstande zu erklären, daß Gesangsmelodie und das eigentliche Cantabile von jeher der Gegenstand seiner Neigung und seines Strebens gewesen. Gleichwohl hat Winter auch in dieser Periode eine ernste Oper geliefert, welche in Italien wie in Teutschland als ein eigenthümliches Meisterwerk anerkannt worden ist: dieß ist „Mahomed", deren schöne Cavatinen und glänzende Finales zu den besten neuern Gesangstücken gehören.

Was

Was den musikalischen Charakter Winters überhaupt anbelangt, so hat sich die Behauptung verbreitet, man finde in Winters spätern Compositionen immer das „Opferfest" wieder. Indessen möchte dabei wohl eine Täuschung statt finden. In der Behandlung des Gesanges, wie schon angedeutet, ist Winter ein Stern der ersten Größe; sein Gesang ist der Stimme vollkommen angemessen und befördert die Bildung derselben auf ausgezeichnete Weise; seine Melodieen sind immer fließend und schmeicheln dem Ohre, ohne das Herz leer zu lassen; weniger mannigfaltig ist seine Modulation, gewisse Cadenzen und Wendungen wiederholen sich zu oft und einförmig. Das Anmuthige und Prächtige gelingt ihm mehr als das Erhabene. Um aber Winters Verdienste vollkommen zu schätzen, müssen wir noch anführen, daß er, obwohl selbst ohne Stimme, einer der trefflichsten Singlehrer in Teutschland war und durch seine tiefe Gesangskenntniß und treffliche Methode mehrere wahrhafte Sänger und Sängerinnen bildete, z. B. Mad. Metzger-Vespermann und den Baritonisten Mittermair; dieß beweist auch die von ihm kurz vor seinem Tode erschienene „Singschule" in vier Abtheilungen (Mainz 1824), welche besonders in den Solfeggien einen großen Vorzug vor andern Singschulen hat.

Des großen Meisters Verdienste erkannte auch sein kunstliebender königlicher Herr, in dessen Diensten er von seiner Jugend auf bis ins Greisenalter treu geblieben, lohnend an. Als Winter 1814 sein fünfzigjähriges Dienst-Jubiläum beging, erhob ihn der König von Bayern zum Ritter des Civilverdienstordens der bayer'schen Krone.

Winter starb zu München am 17. Oktober 1825.

Karl Maria von Weber.

Karl Maria von Weber, königlich sächsischer Kapellmeister und Direktor der teutschen Oper in Dresden, war den 18. December 1786 zu Eutin im Holsteinischen geboren, und genoß eine sehr sorgfältige Erziehung. In seine Jugendmuße theilten sich hauptsächlich Musik und Malerei. Aber die Tonkunst verdrängte, ihm selbst unbewußt, allmählich die Malerei. Sein Vater, der Major von Weber, wechselte aus eigenthümlicher Neigung öfter seinen Aufenthaltsort, womit auch für den Sohn der Nachtheil verbunden war, seine Lehrer öfter wechseln zu müssen.

Bei dem braven, strengen und eifrigen Heuschkel in Hildburghausen legte er den besten Grund zur kräftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart auf dem Klaviere, schon im Jahre 1796. Je mehr der Vater die allmählige Entwickelung eines großen Talents in seinem Sohne wahrnahm, desto eifriger und liebevoller sorgte er für dessen weitere Ausbildung, und scheute hierbei keine Aufopferung. Daher brachte er ihn auch einige Zeit zu Michael Haydn nach Salzburg. Doch zu ferne stand dieser ernste Mann dem Kinde noch, welches nur wenig und mit großer Anstrengung von ihm lernte.

Webers Vater ließ 1798 zu dessen Aufmunterung sechs Fughetten von ihm drucken. Ende 1798 kam Weber nach München und erhielt im Gesange bei dem Singmeister Valesi, in der Composition bei dem Hoforganisten Kalcher Unterricht. Dem klaren und stufenweisen sorgfältigen Unterrichte des Leztern verdankte Weber größtentheils die Beherrschung und den gewandten Gebrauch der Kunstmittel, vorzüglich in Bezug auf den reinen vierstimmigen Satz. Mit unermüdetem Fleiße arbeitete er seine Studien aus. Seine Vorliebe zum Dramatischen fing sich auch damal an bestimmt auszusprechen; er schrieb unter den Augen seines Lehrers eine Oper: „die Macht der Liebe und des Weins;" daneben aber auch eine Messe und andere Musikstücke, die später alle ein Raub der Flammen wurden.

Inzwischen kam dem jugendlichen Geist die Idee, dem damals von Sennefelder erfundenen Steindrucke den Rang abzugewinnen; die Weitläufigkeit und das Mechanische des Geschäfts aber ließen ihn gar bald davon wieder abstehen, und mit doppelter Lust die Composition fortsezen. Sechs Variationen für das Pianoforte sind damals von ihm in München gedruckt worden.

Als Knabe von vierzehn Jahren schrieb er die vom Ritter von Steinsberg gedichtete Oper: „das Waldmädchen," welche im November 1800 auch aufgeführt wurde, und sich mit großem Beifall nach Wien, Prag, Petersburg und weiter verbreitete, als es dem Künstler späterhin lieb war, da er es als ein unreifes Produkt ansah.

Ein Artikel der allgemeinen musikalischen Zeitung erweckte in dem jungen Künstler die Idee, auf ganz neue Weise zu schreiben, und die ältern vergessenen Instrumente wieder in Anwendung zu bringen. Als er zu jener Zeit in Familienangelegenheiten nach Salzburg gereist war, sezte er dort die Oper „Peter Schmoll und seine Nachbarn." Die Ouvertüre hierzu hat er späterhin umgearbeitet stechen lassen.

Mit seinem Vater unternahm er im Jahre 1802 eine musikalische Reise nach Leipzig, Hamburg und Holstein, wo er mit größtem Eifer theoretische Werke über Musik sammelte, und studirte, aber von mannigfaltigen Zweifeln bewogen, die Harmonie in ihrem Grunde zu erforschen, sich sein eignes musikalisches Gebäude aufbaute, in welchem er die herrlichen Regeln der alten Meister durch eigenes Nachdenken begründet aufnahm und benutzte. Es drängte ihn bald darauf nach der Tonwelt Wiens, und zum Erstenmale trat er allein in diese Welt. Unter mehreren großen Männern lernte er hier den unvergeßlichen Vater Haydn und den originellen Abt Vogler kennen, der ihm mit der reinsten Hingebung den Schatz seines Wissens aufschloß.

Nach Voglers Rath widmete er nun beinahe 2 Jahre dem emsigsten und unermüdetsten Studium der verschiedenartigsten Werke großer Meister, die er in Hinsicht ihres Baues, der Ideenausführung und in Hinsicht der Benutzung der gegebenen Kunstmittel mit seinem Lehrer gemeinschaftlich zergliederte und sich durch eigene Studien anzueignen suchte. Auch bildete er sich als Pianofortespieler eigenthümlich aus.

Ein Ruf als Musikdirektor nach Breslau eröffnete ihm ein neues Feld; er bildete hier ein neues Chor und Orchester, überarbeitete manche frühere Produkte, und componirte die von Rhode gedichtete Oper „Rübezahl" zum größten Theile. Die vielen Dienstgeschäfte hinderten ihn jedoch an eigenen Arbeiten.

Der kunstliebende Herzog Eugen von Würtemberg zog ihn 1806 nach Karlsruh in Schlesien. Hier schrieb er zwei Symphonieen, mehrere Koncerte und Harmoniestücke. Als aber der Krieg das Theater und die Kapelle zerstörte, trat er eine Kunstreise an, von welcher er bald in das Haus des Herzogs Eugen nach Stuttgart zurückkehrte. Seine Oper „Silvana" schrieb er hier, nach dem Sujet des „Waldmäd-

chens" von Hiemer neu bearbeitet, arbeitete seine Cantate: „Der erste Ton," nebst einigen Ouvertüren und Symphonieen um, und schrieb viele Sachen fürs Klavier.

Im Jahre 1810 trat er abermals eine Kunstreise an. In Frankreich, München, Berlin ꝛc. wurden seine Opern gegeben und seine Koncerte besucht. In Darmstadt schrieb er in diesem Jahre seine Oper „Abu-Hassan." Von 1813 bis 1816 stand er als Musikdirektor der Oper in Prag vor, die er ganz neu organisirte, und hier componirte er auch die große Cantate: „Kampf und Sieg," welche durch Größe und Fülle der Ideen, wie durch glänzende Bearbeitung imponirt, aber noch keinen bestimmten Styl zeigt. Als sein Zweck in Prag erreicht war, legte er diese Stelle nieder, um ganz seiner Kunst zu leben.

Nun zog er abermals frei in die Welt. 1816 hielt er sich längere Zeit in Wien auf, und schrieb daselbst 3 seiner schönsten Pianofortesonaten. Von allen Seiten kamen ihm bald viele und schöne Erbietungen entgegen. Der Ruf zur Bildung einer teutschen Oper in Dresden konnte ihn allein aufs Neue festhalten, und er widmete diesem Geschäfte seit 1817 seine ganze Thätigkeit mit allgemeiner Anerkennung. Hier schrieb er, ausser mehreren Instrumentalstücken, verschiedene Gelegenheitscantaten, die gediegene, zum Namenstag des Königs componirte Messe nebst Offertorium, der seitdem eine zweite folgte, und seine nach Kind's Text gearbeitete Oper: „der Freischütz," welche zuerst 1821 in Berlin aufgeführt wurde und seitdem durch die ganze civilisirte Welt geklungen ist. Darneben arbeitete er die originelle Musik zur „Preciosa," welche mit diesem Schauspiel schon 1820 auf die Berliner Bühne kam.

Die Oper „Euryanthe," die er für Wien componiren mußte, beschäftigte ihn von 1822 bis zum Herbst 1823 vornehmlich; im September dieses Jahres reiste er nach Wien,

um dieses Werk dort selbst aufzuführen, was am 25. Oktober 1823 zum Erstenmal geschah. Er erwarb sich großen Beifall.

Von London aus erhielt Weber 1824 den Auftrag, „Oberon" für das Conventgardentheater zu schreiben, und den 1. Akt dazu. Nun beschäftigte er sich ernstlich mit der englischen Sprache. Aber seine angestrengten Berufsarbeiten griffen in Verbindung mit seinen Studien seine Gesundheit an. Im Sommer 1825 reiste er nach Ems; doch verschlimmerte sich sein Hals- und Brustübel 1826 bedeutend.

Angestrengt sezte er seine Composition des „Oberon" fort, entriß sich den Armen seiner besorgten Freunde, ging im Februar 1826 nach London, wo er seinen herrlichen „Oberon" vollendete, aufführte, und am Tage, wo der „Freischütz" zu seinem Vortheile gegeben werden sollte, am 5. Juni 1826, sein tonreiches Leben aushauchte. In der Morfieldskapelle wurde er feierlich begraben.

Weber hat in der musikalisch-dramatischen Composition Epoche gemacht, vieles Neue geschaffen, die Instrumente mit einziger, tiefer Wirkung angewendet, den Volksgesang veredelt und dem Singspiel ein neues Leben gegeben. Die Geistergesänge seines „Oberon" gehören zu den idealsten Charakteristiken, die je aufgestellt worden sind. Er verband übrigens die glänzendsten Eigenschaften in Einer Person; er war nicht nur einer der originellsten Tonsetzer, ein großer ausübender Künstler, der im Pianofortespiel große Eigenthümlichkeit beurkundete, ein eben so feuriger als besonnener, einsichtsvoller und umfassender Direktor, ein in dem ästhetischen und grammatischen Theile seiner Kunst überall einheimischer Theoretiker, sondern auch einer der gebildetsten und geistreichsten Männer, der das Leben von einem höhern Standpunkte aus betrachtete, als die meisten Künstler zu thun pflegen.

Johann Gottlieb Fichte.

Johann Gottlieb Fichte, geboren zu Ramenau bei Bischofswerda in der Oberlausitz am 19. Mai 1762, verdankte seine erste Erziehung der Unterstützung eines Herrn von Miltitz. Seine classische Bildung erhielt er in der so berühmten Schulpforte, einem ehemaligen Kloster in dem Merseburger Regierungsbezirke. Von hieraus bezog Fichte die Universität zu Jena, und von da ging er weiter nach Leipzig und Wittenberg. Allenthalben zeichnete er sich als ein denkender und forschender Kopf aus, und erwarb sich als solcher die Achtung seiner Lehrer. Er lebte hierauf einige Zeit in der Schweiz, zu Zürich als Hauslehrer, wo er Pestallozi's Freund war, und in Preussen, wo er in Königsberg den Umgang Kants genoß. Die erste Frucht seines Nachdenkens über einige der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen war die Kritik aller Offenbarungen, die er in seinem dreißigsten Jahre 1792 zu Königsberg drucken ließ, und die großes Aufsehen erst in ganz Teutschland, dann auch bei den Ausländern machte. Dieses Werk verschaffte ihm 1793 den Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie nach Jena, und er war eine der ersten Zierden dieser Universität während ihrer glänzendsten Zeit. Ohne seinen Namen erschienen 1793 zwei Hefte von seinem Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über

die französische Revolution. Hier machte er auch unter dem Namen der Wissenschaftslehre ein philosophisches System bekannt, welches er früher auf dem Kant'schen fortbaute, von welchem leztern er sich aber nachher immer weiter entfernte. Wegen eines in das von ihm herausgegebenen „Philosophischen Journal" eingerückten Aufsatzes: „Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung," fiel er in den Verdacht einer irreligiösen Denkart, wodurch eine Untersuchung veranlaßt wurde, welche bei der aufgeklärten, milden weimarschen Regierung keine nachtheiligen Folgen für ihn gehabt haben würde, wenn er nicht mit Niederlegung seiner Stelle gedroht hätte, die seine strenge Wahrheitsliebe ihm zur Pflicht machte, worauf er seine Entlassung erhielt. Dieß geschah im Jahre 1800, und er ging nun als Privatmann nach Berlin, wo er eine freundliche Aufnahme fand, und ward im Sommer 1805 Professor der Philosophie in Erlangen, mit der Erlaubniß, den Winter in Berlin zuzubringen. Er hielt zu Erlangen des Tags nur eine einzige Vorlesung, aber jedesmal war der große Hörsaal, der ihm eingeräumt worden war, gedrängt voll, und zwar nicht nur von Studenten, sondern auch von Lehrern der Universität, die begierig waren, die Grundsätze seiner Philosophie aus seinem eigenen Munde vortragen und entwickeln zu hören. Wißbegierigen Studirenden widmete er auch noch besondere Stunden, in denen er ihnen vergönnte ihre Zweifel vorzutragen, und sich klar machen zu lassen, was ihnen dunkel geblieben war.

Während des französisch-preussischen Kriegs ging er nach Königsberg, wo er eine kurze Zeit Vorlesungen hielt, kehrte aber nach hergestelltem Frieden nach Berlin zurück, und ward 1809 bei der neu errichteten Universität als Professor der Philosophie angestellt. Keine Menschenfurcht konnte ihn abhalten, seine Gesinnungen auszusprechen und in den Kriegsjahren, mitten unter Teutschlands Feinden als ächter

teutscher Mann aufzutreten. Mit hohem Muthe trat er 1808, mitten in dem von Franzosen besezten Berlin auf, hielt seine „Reden an die teutsche Nation," und verkündigte schon damals den Kampf des guten Prinzips mit dem bösen, den wir später in die Wirklichkeit übergehen sahen.

Wie Fichte für das Gute lebte, so starb er dafür. Seine würdige Gattin, eine geborne Schweizerin, hatte sich nicht bloß aus eigenem Antriebe, sondern auch auf seine Anforderung der Sorge für die Militair-Hospitäler in Berlin gewidmet; sie ward vom Hospitalfieber befallen, von dem sie wieder genas; ihn traf es aber, um ihn am 29. Januar 1815, in seinem 51. Jahre der Welt zu entreissen.

Fichte war ein untersezter, starker Mann mit vollblütigem, ernstem Gesichte, das ein jovialisches Temperament verkündete. Mit einem starken Rohr in der Hand, schritt er rüstig durch die Straßen. Er war ein Mann von grossem Scharfsinn und hoher Beredsamkeit in seinem Vortrage. In seinen Werken ist ein Muster teutscher Prosa aufgestellt. Seinen Einfluß auf die Geisterwelt, den großen und gerade für die lezte Zeit der Selbstsucht so wohlthätigen Anstoß, den er ihr gab, bezeugen Tausende und ihn wird erst die Nachwelt ganz unparteiisch beurtheilen. Sein Streben war immer auf das Ewige und Höchste gerichtet. Mit beispielloser Kraft und Stärke des Geistes durchdrang er die Tiefen des menschlichen Wissens und gründete ein neues System der Philosophie, welchem er jedoch später nicht ganz treu geblieben ist, indem sein religiöser Sinn ihn in dem innersten Gemüthe (Ich) Gott finden ließ. Das frühere Prinzip desselben sollte der Satz seyn: A = A oder Ich bin Ich. Das Ich ist das Absolute, das sich selbst sezt. Dieses Ich soll ferner als ein reines Handeln gedacht werden, das aber, weil es in gewisse unbegreifliche Schranken eingeschlossen ist, sich in seiner Thätigkeit gehemmt sieht, und nun vermöge

dieses Anstoßes ein Nicht=Ich sezt und es als eine objective Welt anschaut. Das Ich kann sich daher nicht selbst sezen, ohne zugleich sich selbst im Nicht=Ich entgegenzusezen, das aber eben darum ein bloßes Erzeugniß des Ich's ist. Das Fichtesche System ist sonach ein strenger Idealismus, indem das Reale oder das Wirkliche, was wir ausser uns sezen, nach diesem System nur ein Geschöpf unserer eigenen innern Thätigkeit ist. Dasselbe Ich, welches sich ein Nicht=Ich entgegensezt, strebt aber auch nothwendig nach einer sittlichen Ordnung der Dinge in der von ihm selbst geschaffenen Welt. Diese moralische Weltordnung nannte sonst die Wissenschaftslehre Gott. Später stellte sie Gott als das Eine, was schlechthin durch sich selbst und lauter Leben ist, an die Spitze des Systems, und betrachtete die Welt als eine Aeusserung des Wesens Gottes, als ein Bild oder Schema desselben. Den Geist zu erheben über Körper und Sinnlichkeit, nur des Geistes Leben als wahres Leben, alles Andere als Scheinleben darzustellen, und dadurch das Gemüth zu entflammen zu höchster Reinheit, Tugend und Selbstverläugnung, das war sein tägliches Streben als Lehrer und Schriftsteller, und was ihm so herrlich gelang, in den jungen Gemüthern, nicht bloß durch die ihm ganz eigene Kraft des Gedankens und der Sprache, sondern mehr noch durch die Gewalt seines ganzen Seyns, dadurch, daß er nicht bloß sagte, sondern war. Denn was diesem ausserordentlichen Geiste die Krone auffezte, war ein Herz wahr und rein, und empfänglich für alles Schöne und Gute, für Freundschaft und Liebe, eine unerschütterliche Rechtschaffenheit, die höchste Wahrheitsliebe und wahrer Heldenmuth in Vertheidigung derselben, der bei der Festigkeit seiner Ueberzeugung und bei der Abgeschlossenheit seines Charakters jedoch oft in Eigensinn, Hartnäckigkeit und wissenschaftliche Unduldsamkeit ausartete, was ihm nicht selten große Unannehmlichkeiten und Feindschaft zuzog.

Joh. Lor. von Mosheim,

Kanzler der Universität Göttingen.

Johann Lorenz von Mosheim glänzte unter den Gottesgelehrten des vorigen Jahrhunderts als ein Stern der ersten Größe, und sein Ruhm war gleich groß auf den Universitäten Kiel, Helmstädt und Göttingen, wo er nach und nach als akademischer Lehrer auftrat.

Mosheim ward am 9. Oktober 1694 zu Lübeck geboren, sein Vater bekannte sich zur katholischen Religion, und stammte aus einem altadelichen steiermärkischen Geschlechte. Der Sohn studirte zu Kiel, ward daselbst 1718 Magister und 1719 Beisitzer der philosophischen Fakultät. Schon in seiner frühesten Jugend erregten die Gaben des Verstandes, das Genie, der rastlose Fleiß des Jünglings die schönsten Hoffnungen.

In Kiel widmete er sich dem Studium der Theologie, hauptsächlich aber der Kirchengeschichte und der alten Literatur. Ein Mann wie Mosheim, der mit ganzer Seele den Wissenschaften lebte, und seine edle Zeit so trefflich benützte, mußte nothwendig in kurzer Zeit sehr gründliche und ausgebreitete Kenntnisse erlangen. Er erweiterte sie noch mehr

nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn als Gehülfe des kränklichen Ober-Hofpredigers Zum Felde, für den er drei Jahre lang alle Predigten und Pfarrgeschäfte übernahm.

Der Ruf seines Vortrags als akademischer Lehrer, Prediger und Schriftsteller verschaffte ihm ehrenvolle Dienstanträge, die er aber ablehnte, bis er 1723 als Professor der Theologie nach Helmstädt ging, wo er 1726 auch Kirchen- und Konsistorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelstein wurde. Nachdem er in Verbindung mit diesen Stellen zulezt noch das Generalinspektorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel verwaltete und sich durch Lehren und Schriften den ausgebreitetsten Ruhm erworben hatte, kam er 1747 in die Würde eines Kanzlers der Universität nach Göttingen, eine Würde, die weder vor, noch nach ihm einem Andern zu Theil ward. Hier fand er sogleich ganz wieder den nämlichen Beifall, die nämliche Verehrung und Liebe, wie in Helmstädt. Sein Hörsaal war stets gedrängt voll Zuhörer; sie strömten von andern hohen Schulen herbei, ihn zu hören. Alles war bezaubert von der Schönheit, der Lebendigkeit und Gründlichkeit seines Vortrags. Er aber blieb unermüdet in seinem Berufe und weit entfernt, auf seinen Lorbeeren ruhen zu wollen, las er selbst noch im Alter täglich seine drei Collegien über die meisten Theile der Theologie. Endlich unterlagen diesen Anstrengungen aber auch seine körperlichen Kräfte, und sein freier Geist entfloh, am 9. September 1755. Große Verdienste um alle Theile der theologischen Wissenschaften machen ihn unsterblich.

Mosheim verband mit einem tiefen Verstande eine lebhafte Einbildungskraft, viel Feuer und einen gebildeten Geschmack. Er war ein sehr gründlicher, doch nicht steifer und trockener Gelehrter. Alles, was er berührte, verschönerte sich in seinem Munde und unter seinen Händen; das Ver-

wickelte wußte er voll Einfalt und Klarheit, das Dürre mit Anmuth, das Bekannte im ganzen Glanze der Neuheit vorzustellen. Sein weicher, biegsamer Sinn wußte sich Allem anzuschmiegen, sein gebildeter Geschmack alles zu erheitern und zu veredeln. Sein Vortrag floß gleich einem ruhigen Strome ohne Anstoß. Einige Zeilen, die er sich angemerkt hatte, waren hinlänglich, ihn zu leiten. Die Anmuth seiner Worte, der Wohlklang seiner Stimme, die gute Aussprache, die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen, dieß alles fesselte unwiderstehlich die Aufmerksamkeit der Zuhörer, und nicht minder befriedigte diese die Deutlichkeit und fruchtbare Kürze seiner Reden.

Er war der Vater und Wiederhersteller der Kirchengeschichte. Hier zeigt sich Mosheim am stärksten, er übertraf hierin alle seine Vorgänger an Belesenheit, Gelehrsamkeit und Beurtheilungskraft. Er hatte sie ganz aus den Quellen ohne Vorurtheil und mit völliger Unbefangenheit studirt, und eben so gab er sie seinen Zuhörern und der gelehrten Welt in seinen Schriften wieder. Er gab ihr neben der Zuverläßigkeit eine pragmatische Gestalt, und verbesserte Arnolds nicht allzu glücklich gerathenen Versuch. Auch zeigte sich sein weicher, christlicher Sinn besonders schön in der schonenden Beurtheilung der sogenannten Kezer und ihrer Lehren. Sein Hauptwerk in dem Fache der Kirchengeschichte sind seine **Institutiones historiae ecclesiasticae**, Helmstädt, 1755 in Quart.

Seine „Sittenlehre der heiligen Schrift" (4. Aufl. 5 Theile, Helmstädt 1753, quart) bleibt wegen ihrer Vollständigkeit und wegen ihrer durchaus praktischen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung ein vorzügliches Werk. Wegen dem weitläufig angelegten Plane, ist sie von Mosheim selbst unvollendet geblieben. J. P. Müller hat sie jedoch fortgesezt.

Auch in der Kanzelberedsamkeit machte Mosheim, theils durch seine „Anweisung, erbaulich zu predigen“ (2. Auflage 1771), vornehmlich aber durch seine für die Zeit ihrer Erscheinung musterhaften Religionsvorträge „Heilige Reden“ solche Epoche, daß man ihn den Vater der neuern teutschen Kanzelberedsamkeit nannte, so wie er überhaupt um die didaktische Prosa der Teutschen große Verdienste hat. Alle Vollkommenheiten einer Kanzelrede, Gründlichkeit, Faßlichkeit, herzrührende Moral, vereinigte er mit dem Edlen, Starken und Würdigen, und die Begeisterung, das Feuer, die dichterische Lebhaftigkeit des Vortrags ist sogar in den todten Buchstaben übergegangen. An Gewalt und Kraft der Sprache kam ihm kein Gleichzeitiger nahe, zumal da, wo er über die Leiden des Lebens, über Tod, Grab, Auferstehung und Gericht redet. Diese heiligen Reden werden so eben in Frankfurt neugedruckt, verbessert von Räß und Weis.

Mosheim leistete in dem Studium der alten Literatur die wichtigsten Dienste. Seine lateinische Schreibart ist schön, und sein akademischer Vortrag floß ohne Anstoß. Der moralische Charakter dieses berühmten teutschen Mannes war ehrenwerth und verdiente alles Lob.

Georg von Reichenbach.

Georg von Reichenbach, einer der ersten mechanischen Künstler unserer Zeit, war geboren den 24. August 1772 zu Durlach, von wo sein Vater nach Mannheim in churpfälzische Dienste als Oberstückbohrmeister kam. Durch praktische Anleitung seines Vaters und zugleich in der Militärschule bildete sich hier der junge Reichenbach. Churfürst Karl Theodor ließ ihn 1791 — 93 nach England reisen. Darauf wurde er in Mannheim Artillerie-Lieutenant, und 1811 in Bayern als Salinenrath angestellt.

Ausgestattet mit einem Erfindungsgeiste, der die Hülfsmittel zur Auffassung großer Erscheinungen schnell zu schaffen, und mit einem Umblick, der das Mangelhafte schon vorhandener Kunstwerkzeuge für Beobachtungen und Versuche leicht zu durchdringen vermochte, wußte er die Aufgaben der Theorie praktisch vollkommener als bisher zu lösen.

In den mechanisch-optischen Anstalten, welche er in Verbindung mit Utzschneider, dem schon früher mit ihm verbundenen Mechanikus Liebherr und Fraunhofer zu München

und Benedictbeuern seit 1805 errichtete, werden alle zu den größten astronomischen und geodätischen Operationen nöthige Instrumente in einer Vollkommenheit ausgeführt, gegen die nach dem Urtheil der Kenner, alles andere in dieser Art zeither Geleistete weit zurückbleibt.

Die großen dreifüßigen Meridiankreise, die zwölfzolligen Repetitionskreise, die Theodoliten u. s. w., die aus diesen Werkstätten hervorgehen, sind in Einfachheit und Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, in Schärfe und Feinheit der Theilung, so wie überhaupt in der ganzen Anordnung unübertreffbar. Die großen astronomischen Fernröhre und Refraktoren aus dem optischen Institut zu Benedictbeuern bringen durch die Vortrefflichkeit des Flintglases und der ganzen Zusammensezung bewunderungswürdige Wirkungen hervor.

Die großen Aequatoriale Reichenbachs befriedigen durch ihren sinnreichen Bau die höchsten Erwartungen der Astronomen.

Im Jahre 1812 trennte er sich von Utzschneider und errichtete mit Ertel ein eigenes Institut für mathematisch-astronomische Instrumente, das er 1821 an Ertel ganz überließ.

Für den Freiherrn von Zach hatte er 1812 ein in seiner Art einziges Instrument verfertigt, welches eine tragbare Sternwarte genannt werden könnte, da es die beiden Hauptinstrumente einer Sternwarte, ein vollkommenes Mittagsfernrohr nebst einem Repetitionskreise, noch mit einem repetirenden Theodoliten zur Messung der Azimuthe in sich vereinigt.

Ohngeachtet zahlloser Hindernisse vollführte Reichenbach im Jahre 1809 eine Soolenleitung von Reichenhall nach dem

dem holzreichen Rosenheim am Inn in einer Entfernung von 14 geographischen Stunden, binnen 20 Monaten, so daß jezt alle salzhaltigen Quellen, welche man früher wegen Holzmangels unbenutzt ablaufen ließ, versotten werden können. Ein Werk, welches diesem großen Mann allein schon die Unsterblichkeit sichern müßte.

Eben so kunstreich ward durch Reichenbach 1817 die Verbindung der Salinen zu Reichenhall, Traunstein und Rosenheim mit den Salzbergwerken von Berchtesgaden bewirkt. Obgleich der Ferdinandsberg zu Berchtesgaden 160 Fuß höher liegt als Reichenhall, so mußte die Soole doch wegen der Gebirgszüge zwischen beiden Orten durch eine Wasserkunst und durch zwei Wassersäulenmaschinen erst 1579 Fuß erhoben werden, um wieder 1740 Fuß bis Reichenhall fallen zu können. Zu dieser ganzen Strecke ist eine theils bedeckte, theils offene Röhrenleitung von fast 102,000 Fuß Länge, theils aus Eisen, theils aus Holz, erforderlich gewesen. Die Wassersäulenmaschine zu Illsang, nach einem neuen Prinzip von Reichenbach konstruirt, löst eine bisher noch nicht versuchte Aufgabe der Hydraulik, indem sie die gesättigte Soole mittelst eines Druckwerks auf eine senkrechte Höhe von 1218 Fuß empordrhebt. Durch eine sinnreiche Kolbenverbindung gibt diese Maschine einer über ihr stehenden Mühle das zur Verlängerung der Druckfäule entzogene Aufschlagwasser wieder zurück. Trotz der Hindernisse, welche Grenzverhältnisse, Gebirgszüge, Jahreszeit und Witterung in den Weg legten, wurde dieses Meisterwerk auf eine Bewunderung erregende Weise vollführt.

Auch durch die Erfindung eiserner Brücken nach einer neuen Bauart, man sehe Reichenbachs Abhandlung „über die Theorie der Brückenbögen nnd Vorschläge zu eisernen Brücken 1811," hat sich dieser berühmte Mann ausgezeichnet.

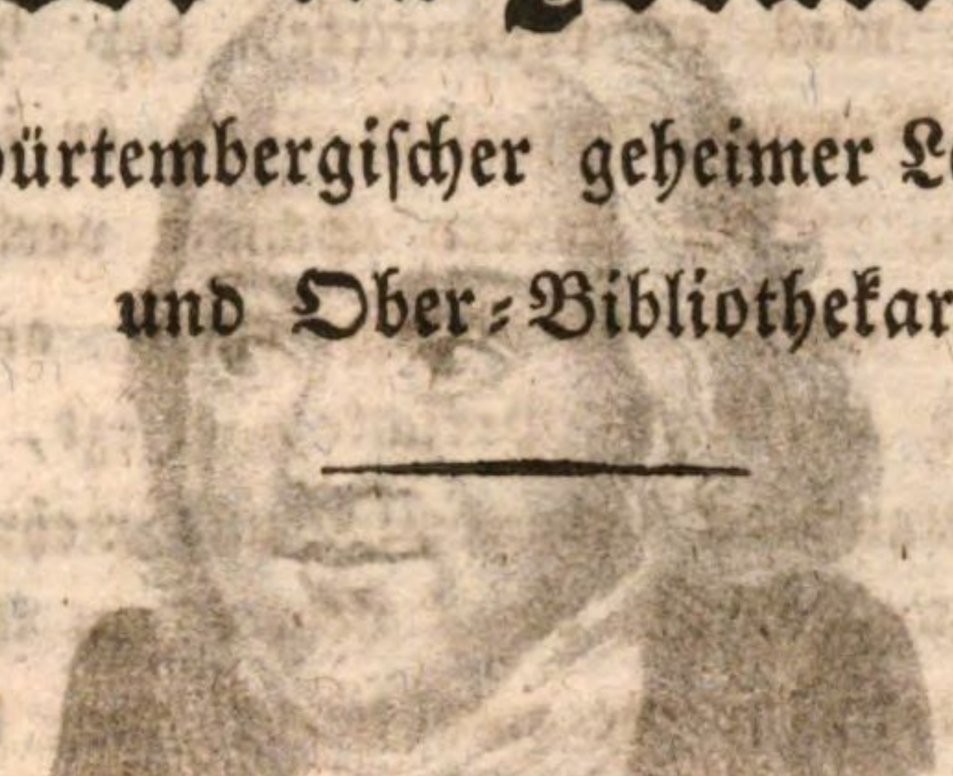
Er verbesserte die Gewehrfabrik zu Amberg und erbaute 1821 zu Wien eine Stückbohrerei nach seinem Plane, bei Tegernsee eine Marmorsäge und Polirmaschine. Er verbesserte die bayerischen Hochöfen und Eisengießereien. Viel zu früh starb dieser berühmte Mann zu München als Direktor des Ministerial-Baubureau's, Kommandeur des Ordens der bayerischen Krone, und Ritter mehrerer ausländischen Verdienstorden.

Sein König hat als Kronprinz seine Büste, von Kirchmayr schön gearbeitet, für das Pantheon großer Teutschen bestimmt.

MATTHISSON.

Friedr. von Matthisson,

königl. würtembergischer geheimer Legations-Rath
und Ober-Bibliothekar.



Friedrich von Matthisson, einer unserer beliebtesten lyrischen Dichter, wurde am 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben, einem Dorfe im Magdeburgischen, geboren, wo sein Vater Prediger war. Friedrich sah nie den Urheber seines Lebens, denn erst einen Monat nach des Vaters Tode sah er das Licht der Welt. Bis zum neunten Jahre wurde er mit seiner einzigen Schwester in der Dorfschule unterrichtet, dann nahm ihn sein Oheim, Prediger zu Großen-Salza, zu sich. Bei diesem Oheim fand er auch eine Verwandte, eine schöne, neunzehnjährige Jungfrau, die sich seiner mit warmer Herzlichkeit annahm, und sich oft von dem Kleinen das Beßte und Verständlichste aus Klopstock, Wieland, Lessing, Uz, Gellert, Rabener, Zachariä, Geßner, vorlesen ließ, die sie in ihrem Bücherschranke stehen hatte. So lebte er ein Jahr lang glücklich; allein rasch nach einander starb der Oheim, die junge Tante und der Großvater, zu dem er mit ihr gezogen war. Er hatte nun das zwölfte Jahr erreicht, und sein einziger Wunsch ging dahin, daß ihm einst das glückliche Loos eines Dorfpredigers fallen, und er seine Bestimmung würdig erfüllen möchte.

Von dem edeln Abte Fromann wurde er nun als Freischüler auf der Schule zu Kloster-Bergen aufgenommen. Hier entglühete in dem Jünglinge, durch das Beispiel und die Ermunterungen eines jungen Lehrers, Friedrich Schmit, angefacht, die Liebe zur Dichtkunst, und sein Gedicht: „die Betende" schreibt sich aus jener Zeit. Er versuchte sich auch in metrischen Uebersezungen aus Horaz und Anakreon, und unterwarf Alles, was er producirte, der Prüfung eines lieben Freundes, Namens Rosenfeld, den er in dem nahen Magdeburg hatte. Sein Lehrer Schmit verließ jezt das Kloster, wurde aber bald durch einen andern jungen Mann, Christoph Gottlieb Perschke, ersezt, der ihn mit Offenheit und Herzlichkeit behandelte, und mehr in das Verhältniß eines Freundes, als eines Lehrers zu ihm trat. Da er Freimaurer war, so veranlaßte er auch die Aufnahme seiner beiden jungen Freunde in den Orden, selbst vor dem gesezmäßigen Alter. In der Folge verdankten sie ihm gar sehr diesen Schritt, der von großem Nutzen für sie war.

Im Jahre 1778 bezog Matthisson mit seinem Rosenfeld die Universität zu Halle. Er nahm das Bewußtseyn mit sich, seine Schuljahre gewissenhaft angewendet und einen guten Grund in den Sprachen und Wissenschaften gelegt zu haben; vorher aber begleitete er seine Schwester, die einem Geistlichen ihre Hand gab, zum Traualter. Zu Halle fand Matthisson den würdigen Niemeyer, der sich väterlich zu ihm hinneigte, und seinen Bücherschatz ihm öffnete. Mit Eifer studirte hier der junge Musensohn die theologischen und philosophischen Wissenschaften. Es wurde wöchentlich ein Verein veranstaltet, in welchem Homers Werke und die griechischen Tragiker studirt wurden; eine andere solche Zusammenkunft war der Musik gewidmet. Das Hauptstudium wurde hierbei nicht vernachlässiget. Als es aber zum Predigen kam, fand sich, daß auf jede Predigt bei dem jungen Redner stechende Brustschmerzen folgten. Auf den Rath der

Aerzte gab er daher die Theologie auf, und widmete seinen ganzen Fleiß den Sprachen. Ehe er die Universität verließ, fand sich für ihn eine schöne Gelegenheit zu einer Reise nach Berlin, die er nicht unbenutzt ließ.

Nach Vollendung der akademischen Laufbahn lebte Matthisson eine Zeit lang zu Coswig, einem Städtchen zwischen Dessau und Wittenberg, wo er einen Oheim mütterlicher Seite hatte, und beschäftigte sich hier vorzüglich mit der Anordnung seiner akademischen Hefte. Hierauf trat er eine Lehrstelle am Philanthropin zu Dessau an.

Unter den dasigen jungen Lehrern wurden besonders Olivier und Spazier seine Freunde. Zu ihnen gesellte sich auch noch der liebe ältere Freund Rosenfeld, der Matthisson zu Liebe sich in Dessau niederließ, um unter dem Kapellmeister Rust die Theorie der Tonkunst zu studiren, nicht ahnend, daß er hier seinen Tod finden würde. Der junge Mann war ein leidenschaftlicher Freund vom Schlittschuhlaufen. Er ging an einem schönen Nachmittage hinaus auf das Eis, und bat den zurückbleibenden Freund, diesen Tag den Kaffee eine Viertelstunde später zu bestellen, stürzte aber im vollen Laufe unglücklicherweise mit solcher Gewalt auf das Eis nieder, daß er sich den Schädel schwer verletzte, und rettungslos dahinstarb (1782).

Von diesem schmerzlichen Verluste tief in seinem Innersten angegriffen, hatte Matthisson keine Ruhe mehr in Dessau. Seine Freunde riethen ihm zu einer Reise, um sich Zerstreuung zu verschaffen. Diesem Rathe folgend, ging er im folgenden Sommer über Erfurt nach Weimar, wo er Göthe und Musäus kennen lernte, und von da nach Gotha. Bald nach seiner Zurückkunft wurde er von der Gräfin Sievers, deren Söhne er im Institut unter seiner Aufsicht hatte, nach Altona eingeladen, wo sie sich aufhielt, und

bestimmt, sich der Erziehung ihrer Kinder ganz allein zu widmen. Bereit hierzu, ging Matthisson im April 1784 diesem ruhigen Beruf entgegen. Glücklich langte er mit seinen Zöglingen an. Die Gräfin aber, die schon lange sich zum Grabe neigte, hing nur noch mit einem schwachen Faden am Leben. Ueber ihr blasses Gesicht flog eine kurze Verklärung bei dem Wiedersehen ihrer Söhne. — In Hamburg war unsers Dichters erster Gang zu Klopstock, den er viel natürlicher, menschlicher, liebenswürdiger fand, als er sich ihn gedacht hatte. Claudius (der Wandsbecker Bote) kam öfters zu der kranken Gräfin Sievers, die seine Schriften liebte, und Matthisson erwiederte die Besuche zu Wandsbeck. — Die Gräfin starb, als der Frühling 1785 zu grünen anfing. Um den Schmerz der trostlosen Knaben zu zerstreuen, ließ sie der Gräfin Bruder, Graf Mannteufel, mit ihrem Lehrer eine Fußreise durch einen Theil von Schleßwig und Holstein machen. Er hatte den Entschluß gefaßt, die Oberaufsicht über die Erziehung seiner Neffen selbst zu übernehmen, und sich vor Beendigung derselben nicht von ihnen zu trennen. Im Sommer 1785 zog Matthisson mit ihnen und dem Grafen nach Heidelberg, wo er einen Besuch von dem bekannten Victor von Bonstetten erhielt, dessen treuer Freund er wurde. Unter den hohen Kastanienbäumen an der Quelle des Wolfbrunnens entwarfen sie mit einander den Plan ihres nachherigen Schweizerlebens.

Das Jahr darauf verlegte Graf Mannteufel seinen Wohnsitz nach Mannheim, wo sich Schauspielkunst und Musik in ihrer schönsten Blühte befanden. Von dem Grafen aufgemuntert, ließ hier Matthisson ein Bändchen seiner Gedichte drucken. Im Herbst 1787 machte der Dichter die schöne Rheinreise von Maynz bis Düsseldorf, von welcher herrlichen Landschaft er einen Umriß in seinen Erinnerungen aufstellte. Unmittelbar nach der Zurückkunft wurde er von einem sehr hartnäckigen Fieber befallen, das ihn nöthigte,

seine bisherige Stelle als Erzieher aufzugeben. In der Schweiz, an der Seite seines lieben Bonstetten, der ihn jezt aufs Neue an sein Versprechen erinnerte, wollte er die Genesung abwarten. Er trat demnach im Sommer 1787 die Reise an.

Noch hatte Bonstetten seine reizende Villa an der Aar, dicht vor den Thoren von Bern nicht verlassen. Als aber Matthisson anlangte, traf er ihn schon in vollen Anstalten zur Abreise nach Nyon begriffen, wo derselbe in kurzem als Landvoigt eingeführt werden sollte. Sie machten noch manche Spazierfahrt in der herrlichen Gegend, oder lagerten sich am Ufer der Aar zur gemeinsamen Lectüre eines Lieblingsdichters, oder der ältere Freund erzählte dem jüngeren von seinen Reisen. — Gegen Ausgang des Oktobers 1787 nahmen Beide ihren Sitz zu Nyon, wo nun die edelste Freundschaft und die erhabenste Natur dem Geist wie dem Körper Matthissons neue Kraft und neues Leben gab. Mehrere Monate brachte unser Dichter auch auf Bonstettens schönem Landsitze zu Genthod unweit Genf zu.

Zwei Jahre waren ihm in dieser sorgenfreien Unabhängigkeit verflossen, als sich das Verlangen in ihm regte, sein bisher durchaus willkührliches Tagewerk wieder mit einem bestimmten Berufskreis zu vertauschen. Er übernahm daher die Erziehung des Sohns eines sehr achtungswerthen Banquiers zu Lyon, Namens Scherer, in dessen Familie er einige glückliche Jahre verlebte. In diese Zeit fällt auch sein Freundschaftsbund mit dem Dichter Salis. Von Lyon aus ließ Matthisson noch ein Bändchen seiner Gedichte zu Zürich drucken; bald darauf verlor er aber in der Belagerung der Stadt durch die Conventstruppen alle seine Papiere.

Familienpflichten riefen ihn endlich 1794 ins Vaterland zurück. Hier ertheilte ihm der Landgraf von Hessen-Hom-

burg den Hofraths-Charakter. Das Jahr darauf trat er in die Dienste der Fürstin von Anhalt-Dessau als Vorleser und Reisegeschäftsführer, und machte mehrere Jahre nach einander mit ihr beneidenswerthe Reisen nach Italien, Tyrol, Stuttgart und der Schweiz. Auf der Rückkehr von der leztern erhielt er von dem König von Würtemberg das Adelsdiplom. — Im Jahre 1810 verheirathete er sich mit der Tochter des Oberhofgärtners Schoch zu Wörlitz.

Nach dem Tode seiner fürstlichen Wohlthäterin wurde er von dem Könige von Würtemberg mit dem Charakter eines geheimen Legationsraths zum Mitgliede der Oberintendanz des Schauspiels, und einige Wochen später auch zum Oberbibliothekar ernannt.

Matthissons frühere Gedichte gefielen sehr und gefallen noch jezt durch die süße Schwermuth, die über sie ausgegossen ist, auch wegen ihres Wohlklangs und des rhythmischen Fleißes, den sie verrathen; seine spätern Arbeiten sind aber viel kälter. Als guter Prosaiker zeigt sich Matthisson in seinen Briefen und seinen Erinnerungen, welche leztere eine interessante Schilderung der Orte, wo er sich aufhielt, und der Personen, mit denen er Umgang hatte, enthalten. Am wenigsten waren die Kunstrichter mit seiner lyrischen Anthologie, einer Auswahl des Beßten aus den älteren Dichtern Teutschlands, in 20 Bänden, zufrieden, weil er bei dieser Arbeit seiner Feile eine zu willkührliche Gewalt einräumte, das Charakteristische der Gedichte zu oft erlöschte, und sie, mit Einem Worte, matthissonisirte.

Joseph von Fraunhofer.

Joseph von Fraunhofer, geboren zu Straubing in Bayern den 6. März 1787, der Sohn eines Glasers, mußte früh das Geschäft seines Vaters treiben, wodurch der Schulbesuch vernachlässigt wurde. Er verlor im 11. Jahre seine Eltern, und wurde von seinem Vormund zu dem Gewerbe eines Drechslers bestimmt; allein er war für diese Arbeit nicht kräftig genug. 1799 brachte man ihn daher als Lehrling nach München zu einem Spiegelmacher und Glasschleifer. Hier mußte er 6 Jahre ohne Lohn arbeiten, weil er kein Lehrgeld bezahlen konnte. Während dieser Zeit erlaubte ihm sein Lehrmeister niemals, die Feiertagsschule zu besuchen, so daß Fraunhofer des Schreibens und Rechnens fast ganz unkundig blieb.

Am 21. Juli 1801 stürzte das Wohnhaus seines Lehrherrn ein, und er selbst ward im Schutte begraben. Nach mehr als vierstündiger Arbeit brachte man ihn ohne eine gefährliche Beschädigung ans Tageslicht. Der Polizeidirektor Baumgartner machte sich vorzüglich um seine Rettung verdient. König Maximilian befahl, für die Heilung des Knaben Sorge zu tragen, fragte ihn nach seiner Wiederherstellung über seine Empfindungen während des Verschüttens, entließ ihn mit einem Geschenke von 18 Dukaten und versprach dem verwaisten Knaben Vater seyn zu wollen, im Falle ihm Etwas mangele.

Dieses Geld verwandte Fraunhofer während der drei Jahre, die er noch bei seinem Lehrmeister zubringen mußte, zum Theil darauf, um an Feiertagen optische Gläser zu schleifen, und erhielt von einem Optiker die Erlaubniß, an diesen Tagen seine Maschine benutzen zu dürfen. Dann ließ er sich eine Glasschneidmaschine machen, die er auch zum Steinschneiden benutzte, ohne je vorher diese Arbeit gesehen zu haben. Dieß erfuhr Utzschneider, der sich ebenfalls für den Knaben interessirte, und da der junge Fraunhofer aus Unkunde der Theorie der Optik und Mathematik auf viele Hindernisse stieß, so verschaffte ihm Utzschneider die zum Selbstunterrichte nöthigen Bücher, und Fraunhofer drang, ohne mündlichen Unterricht, in den Geist eines Kästner, Klügel, Priestley u. A. ein. Sein Lehrmeister untersagte ihm zwar das Studium derselben aufs strengste, allein mit desto größerm Eifer studirte er an Feiertagen einige Stunden insgeheim ausser dem Hause.

So ward er bald mit der mathematischen Optik bekannt, und wendete sein Verdienst nebst dem Reste seines Geldes dazu an, seinem Lehrmeister das lezte halbe Jahr der Lehrzeit abzukaufen, und sich eine optische Schleifmaschine anzuschaffen. Ohne jemals graviren gesehen zu haben, fing er damals an, in freien Stunden Metall zu graviren, und Modelle zum Pressen erhabener Visitencharten zu verfertigen, und sich dadurch etwas Geld zu seinen Versuchen zu verdienen. Der eben ausgebrochene Krieg verhinderte jedoch den Absatz der Visitencharten fast gänzlich, und Fraunhofer kam wieder in eine sehr dürftige Lage. Dessenungeachtet hatte er nicht den Muth, sich dem Könige zu nähern, sondern widmete sich wieder ganz dem Metier eines Spiegelmachers und Glasschleifers, verwendete jedoch die Feiertage auf das Studium der Mathematik.

Da erhielt im Anfange des Jahres 1806 Professor Schiegg Kenntniß von Fraunhofer und prüfte seine theoretischen Kenntnisse. Einige Zeit vorher hatte Georg von Rei-

chenbach seine Theilmaschine und andere Werkzeuge zur Verfertigung der astronomischen und geodätischen Winkelinstrumente vollendet, und sich für sein Etablissement mit Utzschneider und Liebherr verbunden. Weil in den Kriegsjahren die zu den astronomischen Instrumenten nöthigen Perspektivgläser nicht aus England erhalten werden konnten, so fing Reichenbach eben an, eine optische Schleifmaschine von neuer Art zu bauen, und Schiegg, welcher an der Entstehung der Reichenbach'schen Anstalt den thätigsten Antheil nahm, empfahl als Optiker Fraunhofer.

Nun berechnete und schliff Fraunhofer die Gläser zu den erstern größern Instrumenten, welche für die Sternwarte in Ofen bestimmt waren. Es sollten aber nicht bloß die Gläser für die Winkelinstrumente, sondern auch alle andern optischen Instrumente verfertigt werden.

Der Geheimerath von Utzschneider, dem das ehemalige Kloster Benedictbeuern seit einigen Jahren gehörte, woselbst er bereits eine Glasfabrik hatte errichten lassen, bestimmte daher ein Kapital zur Anlegung einer optischen Werkstätte, welche gegen Ende 1807 unter Fraunhofers Direktion nach Benedictbeuern kam. Fraunhofer unterrichtete nun mehrere Arbeiter und lieferte bloß die Gläser für das von Reichenbach'sche Institut in München, welches sich unterdessen sehr erweitert hatte.

Allein am 7. Februar 1809 trat von Utzschneider, von Reichenbach und Fraunhofer in eine Gesellschaft zusammen, und gründeten das für alle dioptrische Instrumente bestimmte Institut in Benediktbeuern. Fraunhofer hatte sich in seinen theoretischen Arbeiten auch mit der Katoptrik beschäftigt; indessen ward von der Gesellschaft festgesezt, daß von dem neugegründeten optischen Institute die Katoptrik ausgeschlossen bleiben soll.

Eine der schwierigsten Aufgaben in der praktischen Optik ist bekanntlich das der Theorie genau entsprechende Poliren der sphärischen Flächen großer Objective, weil durch das

Poliren diese Flächen die Gestalt zum Theil verlieren, welche sie im Schleifen erhalten. Fraunhofer erfand nun eine Polirmaschine, mit welcher nicht nur die Form der Objectivflächen nicht verdorben wird, sondern auch noch die unvermeidlichen Fehler des Schleifens in jeder Beziehung verbessert werden können, und bei welcher die Genauigkeit weniger von der Geschicklichkeit des Arbeiters abhängt. Derselbe Fall ist es mit den von ihm für andere optische Zwecke erfundenen Schleif- und Polirmaschinen.

Zugleich untersuchte Fraunhofer auf eine neue Art das Glas, dessen er sich bediente, in Bezug auf die Wellen und Streifen, die es enthält, durch welche das Licht unregelmäßig gebrochen und zerstreut wird. Er fand, daß oft in mehreren Centnern des Flintglases, welches Utzschneider in Benedictbeuern bereiten ließ, nicht ein von Wellen und Streifen völlig freies Stück anzutreffen ist; eben so fand er, daß die verschiedenen Stücke von einer und derselben Schmelze im Brechungsvermögen sehr von einander verschieden sind, welches Beides bei dem englischen und besonders bei dem französischen Flintglase in einem noch höhern Grade der Fall ist. Da unter diesen Umständen die Absicht, vollkommenere und größere Objective zu erhalten, als die waren, deren man sich bisher bediente, nicht hätte erreicht werden können, so fing er 1811 selbst an, Flintglas zu schmelzen, und ließ, mit Einwilligung seiner Gesellschaftsgenossen, nach seiner Angabe einen Schmelzofen bauen, und andere hierzu gehörige Werkzeuge und Maschinen anfertigen. Die zweite Schmelze, welche er im Großen machte, zeigte ihm, daß man Flintglas erhalten könne, wo selbst ein Stück vom Boden des 2 Centner enthaltenden Schmelztopfes genau dasselbe Brechungsvermögen hat, als eines in der Oberfläche desselben. Allein die folgenden Schmelzen waren, obschon genau auf dieselbe Weise gemacht, sowohl in Hinsicht des gleichen Brechungsvermögens als auch in Hinsicht der Wellen und Streifen, unbrauchbar. Nach längerer Zeit erhielt er wieder einige völlig gelungene Schmel-

zen; aber auch jezt war es noch zufällig, und erst nach vielen im Großen, jedesmal mit 4 Centnern von ihm angestellten Versuchen wurde er mit den vielerlei Ursachen bekannt, welche das Mißlingen veranlaßten, und nur dann erst war er seiner Sache gewiß.

Hätte er nicht früher gelungene Schmelzen gemacht und seine Versuche nicht im Großen angestellt, so würde er bei den Schwierigkeiten, die ihm aufstießen, es für unmöglich gehalten haben, eine große, völlig homogene Masse Flintglases zu erhalten. Auch das englische Crownglas, so wie das teutsche Spiegel- und Tafelglas enthält, wie Fraunhofer fand, Streifen oder Wellen, welche das Licht unregelmäßig brechen. Da nun in einem größern und dickern Glase mehr solche Streifen enthalten seyn müssen, gleichwohl aber das Gegentheil erforderlich ist, wenn bei größern Fernröhren die Wirkung zunehmen soll, so würde dieses Glas für große Objective nicht brauchbar gewesen seyn. Deßwegen fing Fraunhofer an, sich das Crownglas selbst zu schmelzen. Allein auch bei diesen im Großen angestellten Versuchen stieß er auf Schwierigkeiten andrer Art, welche er erst nach einigen Jahren völlig besiegte.

Die Ursache, weßwegen das Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögen der Materien bisher nicht mit Genauigkeit bestimmt werden konnte, liegt größtentheils darin, daß das Farbenspectrum keine scharfen Grenzen hat, und daß auch der Uebergang von einer Farbe in die andere nur allmählig geschieht, daher bei größern Spectern die Winkel der Brechung nur auf 10 oder 15 Minuten genau gemessen werden konnten. Diesem Hinderniß zu entgehen, machte Fraunhofer eine Reihe von Versuchen, um homogenes Licht künstlich hervorzubringen, und da ihm dieses direkt nicht gelang, so erfand er einen Apparat, durch welchen es mit Lampenlicht und Prismen hervorgebracht wurde. Im Verlauf dieser Versuche entdeckte er die fixe helle Linie, welche im Orange des Spectrums sich findet, wenn es durch das Licht des Feuers hervorgebracht wird. Diese Linie hat ihm nachher zur Bestimmung des absoluten Brechungsvermögens der Materien gedient.

Die Versuche, welche Fraunhofer machte, um zu erfahren, ob das Farbenspectrum vom Sonnenlichte dieselbe helle Linie im Orange enthält, wie das vom Lichte des Feuers, führte ihn auf die Entdeckung der unzählig dunkeln fixen Linien in dem aus vollkommen homogenen Farben bestehenden Spectrum vom Sonnenlicht. Diese Entdeckung hatte wichtige Folgen; durch sie allein wurde es möglich, den Weg des Lichts für alle Farbennuancen mit Winkelinstrumenten genau und direkt zu verfolgen.

Diese und andere Versuche hat Fraunhofer in einer Abhandlung beschrieben, welche ins Französische und Englische übersezt worden ist. Die Akademie der Wissenschaften zu München erwählte ihn hierauf 1817 zu ihrem Mitgliede.

Die genannten Resultate gaben Fraunhofer die Veranlassung, ausser der Refraction und Reflexion, auch noch über andere Geseze, vorzüglich aber über die Beugung des Lichts, eine Reihe von Versuchen anzustellen, deren glücklicher Erfolg ihn auf die Entdeckung der ausserordentlich mannigfaltigen Phänomene führte, welche durch gegenseitige Einwirkung gebeugter Strahlen entstehen, und durch welche er z. B. vollkommen homogene Farbenspectra ganz ohne Prismen hervorzubringen im Stande war. Da diese Spectra, welche bloß durch Gitter aus sehr feinen, völlig gleichen und paralellen Fäden hervorgebracht werden, die dunkeln fixen Linien enthalten, welche er früher in dem durch ein Prisma entstandenen Spectrum entdeckt hatte, und folglich bei Verfolgung des Weges des Lichts der Winkel mit ausserordentlicher Promission zu bestimmen waren, so konnten die sonderbaren Geseze dieser Modifikation des Lichts mit ungewöhnlicher Genauigkeit aus den Versuchen abgeleitet werden.

Die bisher bekannten Geseze des Lichts waren von der Art, daß man ihnen viele Hypothesen über die Natur des Lichts anpassen konnte. Fraunhofer suchte nun die Theorie für die Darstellung der neuen, scheinbar sehr komplicirten Geseze, und fand, daß sie aus den von Th. Young früher aufgestellten

Prinzipien der Interferenz völlig genügend erklärt werden können. Er entwickelte alsdann für die neuen Geseze des Lichts, nach den genannten Prinzipien, einen allgemeinen analytischen Ausdruck, aus welchem hervorging, daß wenn er im Stande wäre, völlig vollkommene, aus paralellen Linien bestehende Gitter zu machen, die so fein wären, daß ungefähr 8000 Linien auf einen Pariser Zoll gingen, alsdann die durch sie hervorgebrachten Phänomene auf eine scheinbar ausserordentlich komplicirte Art modificirt würden. Er erfand eine Theilmaschine, durch welche er die genannten Gitter mit der von der Theorie vorgeschriebenen Genauigkeit verfertigen konnte. Die weitere Verfolgung dieses Gegenstandes beschäftigte ihn bis an seinen Tod.

Zu den wichtigsten durch ihn erfundenen oder verbesserten Instrumenten, welche gegenwärtig in ganz Europa verbreitet sind, gehören folgende: Das Heliometer, das repetirende Lampenfilarmikrometer, das zum Messen in absolutem Maase bestimmte achromatische Mikroskop, der Ringmikrometer, das Lampenkreis- und Nezmikrometer, der große für die Dorpater Sternwarte verfertigte parallaktische Refraktor u. a. m.

Im Jahre 1823 wurde Fraunhofer zum Conservator des physikalischen Kabinets der k. b. Akademie der Wissenschaften ernannt, und 1824 erhob ihn der König zum Ritter des Civilverdienstordens, der König von Dänemark gab ihm den Danebrorden. Mehrere auswärtige gelehrte Gesellschaften ernannten Doktor Joseph von Fraunhofer zu ihrem Mitgliede. Körperliche Schwäche, vermehrt durch die geistigen Anstrengungen, und durch die Dünste des Glasofens, führten den frühen Tod dieses berühmten Mannes herbei, der am 7. Juni 1826 erfolgte. Man weihte ihm die Inschrift: „Approximavit sidera.“ In Straubingen wurde dem Hause gegenüber, worin er geboren ward, seine Büste aufgestellt, und die Straße führt seinen Namen; auch in München führt eine der neuern Straßen seinen Namen.

Berthold Schwarz,

der Erfinder des Schießpulvers.

Berthold Schwarz, der Erfinder des Schießpulvers, war ein teutscher Franziskanermönch aus Freiburg im Breisgau (um 1340). Sein wahrer Name soll aber Constantin Arklitzer gewesen seyn. Er war ein großer Scheidekünstler; der dumme Pöbel, der damals alles, was er nicht begreifen konnte, für Teufelskünste hielt, klagte ihn der Zauberei an, und brachte es wirklich dahin, daß er in das Gefängniß geworfen wurde. — Wohl uns, daß wir nicht mehr in so finstern Zeiten leben! Die Erfinder der Elektrisirmaschine, des Luftballons und viele andere wackere Leute, die jezt allgemein geehrt werden, würden vor fünf hundert Jahren gewiß als Hexenmeister verbrannt worden seyn.

So weit kam es aber doch mit unserm Berthold Schwarz nicht. Man ließ ihn vielmehr in dem Gefängnisse seine chemischen Versuche fortsezen. Hier gerieth er einmal, ich weis nicht, in welcher Absicht, auf den Gedanken, Kohlen, Schwefel und Salpeter in einem Mörser zu stossen. Er deckte die Mischung mit einem Steine zu; von ungefähr fiel aber doch ein Feuerfunke hinein: das Pulver entzündete sich mit einem ungeheuern Knall, und der Stein wurde mit so furchtbarer Gewalt an die Decke geschleudert, daß ein ganzes Stück davon herabfiel. Der Mönch erschrack darüber. Er konnte sich nicht sogleich denken, was es sey? Um sich zu überzeugen,

zeugen, ob das Pulver allein durch seine Entzündung eine so schreckliche Wirkung hervorgebracht habe, wiederholte er die Versuche, und erhielt immer denselben Erfolg. Jezt machte er seine Entdeckung bekannt. Sie erregte gleich anfangs große Aufmerksamkeit, ob man gleich noch nicht ahnete, wozu sie führen werde. Man sah aber doch ein, daß man mit einer gewissen Menge Pulver Mauern, Brücken, Thürme würde einstürzen können. Bald darauf gerieth man auch auf den Gedanken, eine Art großer Mörser zu schmieden, sie mit Pulver und schweren Steinen zu laden, nach einer Wand zu richten, und das Pulver anzuzünden. Der Stein schmetterte die Wand nieder, wie man es erwartete, und nun waren die Kanonen erfunden. Man nannte sie anfangs Bombarden oder Donnerbüchsen, und schmiedete oder goß sie so groß, daß man Steine von fünfzig bis hundert Pfund damit abschießen konnte. Diese großen und schweren Maschinen waren aber so unbehülflich, daß sie kaum von der Stelle zu bringen waren. Deßwegen wollte man lieber kleinere Rohre gießen, und eiserne Kugeln von zehn, zwanzig, dreißig Pfund hineinladen, die noch immer eine ungeheure Zerstörung anrichteten. Noch später gerieth man auf die Erfindung der Flinten. Die ersten hatten keine Schlösser, und mußten mit Lunten aus freier Hand abgebrannt werden; man konnte nicht recht sicher damit zielen, und deßwegen gab man noch lange den Pfeilen und dem Bogen den Vorzug. In der Folge schraubte man die Lunte in Hähne, die sie auf die Zündpfanne hinleiteten; dadurch wurden sie schon etwas brauchbarer. Endlich erfanden die Franzosen das noch jezt gebräuchliche Flintenschloß, das nichts mehr zu wünschen übrig ließ.

Die Chinesen sollen schon lange vor uns Teutschen das Pulver erfunden haben. — Ach, wie vielen Millionen Menschen hat diese Erfindung das Leben gekostet!

Wilhelm Tell.

Zu den Zeiten Rudolphs von Habsburg gehörte die Schweiz, die jezt einen besondern Staat ausmacht, noch zu dem teutschen Reiche. Die heutigen Cantone Uri, Schwytz, Unterwalden erkannten keinen andern Herrn, als den Kaiser; andere Landschaften hatten Grafen, Aebte, Edelleute zu Regenten, die aber auch dem Kaiser und Reich unterthänig waren.

Bis zu dem Tod des Kaisers Rudolph ging alles gut, denn dieser edle Fürst liebte seine Schweizer, und ehrte ihre Freiheiten. Als aber sein herrschsüchtiger Sohn Albrecht I. zur Regierung kam, und die Waldstädte (nämlich Uri, Schwytz, Unterwalden,) die Bestätigung ihrer Privilegien von ihm verlangten, zögerte er erst damit, und ließ ihnen am Ende den Antrag machen, sie möchten sich unter den ewigen Schutz des Hauses Habsburg begeben, und seine Unterthanen werden. Dieß wollten die ehrlichen Leute nicht, denn ihre Freiheit ging ihnen über alles. Albrecht nahm ihnen ihre Weigerung sehr übel, und sezte zwei Landvögte über sie, von denen sie nicht wenig geplagt, und für die geringsten Vergehungen

sehr hart bestraft wurden. Versah einer etwas, so wurde er gleich in ein tiefes Thurmgefängniß geworfen, und oft erging es ihnen noch schlimmer. Der eine von den Landvögten, der sich zu Uri aufhielt — Geßner war sein Name — ließ einen Hut, so wie das Haus Oesterreich einen in seinem Wappen führt, auf eine Stange aufstecken, und bei Todesstrafe gebieten, daß alle Männer im Vorbeigehen das Haupt vor diesem Hut entblößen sollten. Die gutmüthigen Schweizer waren äusserst aufgebracht über solche Hudeleien; sie schwiegen aber, und verschlossen noch eine Zeit lang den Unmuth tief in ihrem Herzen.

Nun geschah es, daß der andere Landvogt — er hieß Landenberg, und bewohnte ein habsburgisches Schloß in Unterwalden — einem armen Landmann zur Strafe für ein kleines Vergehen seine Ochsen wegnahm. Melchthal, dieß war sein Name, stellte vor, daß er ohne Ochsen sein Feld nicht pflügen könne; der Landvogt hörte ihn aber nicht an, und sagte: „Ihr Bauernvolk seyd selbst nicht zu gut, den Pflug zu ziehen.“ Melchthals Sohn, Arnold, ein junger, feuriger Bursche, konnte die Mißhandlungen, die sein Vater erfuhr, nicht ertragen; er machte sich über einen Diener des Landvogts, der seinen Zorn noch besonders gereizt hatte, prügelte ihn recht tüchtig aus, und zerschlug ihm einen Finger. Nun war er seines Lebens nicht länger sicher. Er machte sich daher aus dem Staube, und flüchtete sich zu einem Freund seines Vaters, Walther Fürst, der in dem Urithal wohnte. Da der unmenschliche Landvogt sich an dem Sohn nicht rächen konnte, ließ er — sollte man es glauben? — dem Vater die Augen ausstechen!

Während Arnold noch bei Freund Walther das Unglück seines Vaters beweinte, kam von dem jenseitigen Ufer des See's noch ein anderer Ehrenmann, Werner von Stauffach, herübergerudert. Auch er hatte über seinen Landvogt zu

klagen; alle drei schlossen nun ihre Herzen gegen einander auf, und nahmen sich vor, dem Unwesen auf irgend eine Art abzuhelfen. Ueber die Mittel dazu wollten sie sich in nächtlichen Zusammenkünften verabreden, wozu sie einen einsamen Ort auf einer Wiese am Vierwaldstädter = See auswählten.

Wirklich kamen hier öfters die drei treuen Freunde in nächtlicher Stille zusammen, und brachten allerlei Pläne in Vorschlag. Allein fühlten sie sich aber zu schwach zur Ausführung. Sie mußten noch mehrere andere vertraute Personen in das Geheimniß zu ziehen suchen, und das gelang ihnen. Kurz vor Martini 1307 brachte jeder der drei Freunde noch zehn andere entschlossene Männer mit sich auf den nächtlichen Sammelplatz. Hier schlossen sie mit einander im Angesicht des Himmels den feierlichen Bund, für ihre Freiheit zu leben und zu sterben, sich nie zu trennen, und sich nie zu verlassen, keine Gefahr zu scheuen, aber auch keinen Tropfen Blut muthwillig zu vergießen; dem Hause Habsburg sollten alle seine Rechte, ihnen aber und ihren Mitbürgern auch alle ihre Freiheiten erhalten werden, wie sie solche ehemals besessen hatten. — Als sie über dieses alles einverstanden waren, hoben Werner von Stauffach, Walther Fürst und Arnold von Melchthal ihre Hände gen Himmel, und schwuren zu Gott, ihre Freiheit auf solche Weise mannhaft mit einander zu behaupten. Die dreißig andern Männer sprachen feierlich den Schwur nach, und gingen dann ruhig nach Hause, ohne vor der Hand etwas weiter zu unternehmen.

Unter den Verschwornen war auch Wilhelm Tell, ein junger, rüstiger Mann und trefflicher Bogenschütze. Dieser Tell ging einmal trotzig vor Geßlers aufgestecktem Hut vorüber, ohne ihn zu grüßen, wie es befohlen war. Darüber ließ der Landvogt ihn vor sich fordern, und da Tell die

Sache nicht läugnen konnte, wurde er ohne Weiteres zum Tode verurtheilt. Lange wollte Geßler keiner Fürbitte Gehör geben; doch endlich ließ er sich erweichen, aber so wie etwa ein Teufel Barmherzigkeit üben würde. Er sagte nämlich: „Gut, es soll ihm das Leben geschenkt seyn, aber nur unter Einer Bedingung. Man rühmt mir ihn als einen trefflichen Bogenschützen; wohl denn! so schieße er mir einen Apfel von dem Kopf seines Knaben auf so und so viel Schritte herab; trifft er den Apfel, so soll ihm die Strafe erlassen seyn.“ Im Herzen aber dachte er: er wird seinen Sohn treffen, und so einen zweifachen Tod sterben.

Tell erschrack im ersten Augenblick über dieses Ansinnen, und schauderte bei dem Gedanken an die Gefahr, in der sein Liebling schwebte. Doch bald faßte er sich wieder, und unternahm, voll Vertrauen auf Gott und die Sicherheit seiner Hand, den gewagten Schuß. Uebrigens wußte er schon, was er zu thun hatte, wenn er das Unglück haben sollte, sein Söhnchen zu treffen.

In Gegenwart einer großen Volksmenge, und Geßlers selbst, wurde der Apfel dem Knaben auf den Kopf gesetzt, und Tell — schoß ihn glücklich herunter. „Bravo!“ sagte hämisch der grausame Vogt, der es lieber gesehen hätte, wenn das Kind gefallen wäre; „warum hast du denn aber noch einen zweiten Pfeil in deinem Köcher?“ — „Dieser zweite Pfeil,“ antwortete Tell mit blitzenden Augen und drohender, dumpfer Stimme, „dieser zweite Pfeil galt euch, und seyd versichert, daß er, hätte ich meinen Sohn getödtet, euer Herz nicht verfehlt haben würde.“ — Aeusserst ergrimmt über Tells trotzige Antwort, ließ ihn der Landvogt sogleich in Ketten schlagen, und in einem Kahn an das andere Ufer des See's führen, wo er in einen finstern Thurm geworfen werden, und Gott weis, welche Martern ausstehen sollte. Geßler selbst bestieg mit ihm das Fahrzeug.

Zum Glück für Tell erhob sich, als sie mitten auf dem See waren, ein wüthender Sturm, und drohte den schwachen Kahn an den Felsenklippen am Ufer zu zerschellen. Die Ruderer waren zu schwach, der Gewalt des Windes zu widerstehen; sie meinten aber, wenn Tell losgekettet wäre, und sie mit seinen kräftigen Armen unterstützen könnte, so möchte es ihnen vielleicht doch gelingen, das Land zu erreichen.

Dem Landvogt war sein Leben lieb; er dachte, auf offenem See würde ihm sein Gefangener ja doch nicht entspringen können, und am Ufer wollte er ihn schon wieder festschließen lassen. Die Ketten wurden ihm also abgenommen. Tell ergriff das Ruder, und erreichte glücklich das Gestade. Als er aber nur noch eines Steinwurfs weit von dem Lande entfernt war, sprang er in das Wasser, stieß den Kahn zurück in den See, und entfloh glücklich dem Landvogt, ehe dieser landen konnte. Keiner schien auch Lust zu haben, ihn einzeln zu verfolgen, denn ein starkes Ruder in Tells Hand war eben so gefährlich, als seine Pfeile.

Er durchirrte den heutigen Kanton Schwytz, verschaffte sich unterwegs von einem Freunde eine gute Armbrust, und kam damit nach Küßnacht. Geßler hatte indessen auch das Land erreicht, und war mit seinen Leuten dem Entflohenen auf der Spur. Tell erwartete ihn in einem Hinterhalt, drückte einen Pfeil auf ihn ab, und schoß ihn dem Tyrannen mitten durch das Herz, im Jahr 1307, kurz vor Neujahr.

Der grausame Geßler war also von der Erde vertilgt. Jezt kam es nur noch darauf an, sich auch des andern Landvogts zu entledigen; und dieß fingen die Verschwornen schlau genug an. Es war nämlich in dem Lande der Gebrauch eingeführt, daß an dem Neujahrstag die Edelleute von ihren Bauern auf mancherlei Weise beschenkt wurden. Unter diesem Vorwande begaben sich nun ungefähr zwanzig von den

Verschwornen auf Landenbergs Schloß, und brachten ihm Ziegen, Schafe, Kälber, Hasen, Hühner und dergleichen Geschenke mehr. Er war eben im Begriffe, nach Sarnen in die Kirche zu fahren, und sagte, sie sollten nur einstweilen ihre Thiere in den Burghof führen. Dieß thaten sie und wurden ohne Anstand eingelassen, denn Niemand schöpfte den geringsten Verdacht. Während sie nun so allein beisammen waren, zogen sie spitzige Eisen, die sie mitgebracht hatten, aus dem Busen, befestigten sie an ihre starken Stöcke, gingen rasch damit den Burgleuten zu Leibe, und machten sie alle zu Gefangenen. Es wurde nun von ihnen ein verabredetes Zeichen mit dem Horn gegeben. Dieß verstanden sogleich die Bewohner von Unterwalden, und eilten ihnen mit eben solchen Stöcken und andern Waffen zu Hülfe. Von Höhe zu Höhe, von Thal zu Thal, wurde nun die frohe Nachricht von dem gelungenen Unternehmen weiter verbreitet, und Eilboten verkündigten sie, mit allen Umständen, im ganzen Lande. Alles jubelte, alles wurde hochbegeistert von Freiheitsliebe. Die Bedrücker, unter welche auch viele Unterbeamte und ihre Helfershelfer gehörten, suchte man nun in allen Schlössern und allen ihren Schlupfwinkeln auf, nicht um sie zu ermorden, sondern nur, um sie über die Gränze zu bringen. Auch Landenberg blieb am Leben; er wurde wie die andern, aus dem Lande verwiesen, und mußte mit einem Eide versprechen, sich nie wieder blicken zu lassen.

So wurde nun an diesem merkwürdigen Tage (1308) die Schweiz frei, ohne daß ein einziger Tropfen Blut wäre vergossen worden.

Maximilian Joseph I.,

König von Bayern.

Maximilian Joseph, als Churfürst dieses Namens der Vierte, als König von Bayern der Erste, war ein Wittelsbacher aus dem entferntesten Nebenstamme „Zweibrücken-Birkenfeld-Bischweiler.“ Der Stifter dieser Nebenlinie ist Karl von Zweibrücken-Birkenfeld, dessen zweiter Sohn Christian I. Bischweiler in Unterelsaß zu seinem Antheile erhielt, und daher der Stammvater der Zweibrücken-Birkenfeld-Bischweiler'schen Linie geworden ist. Christian I. hinterließ zwei Söhne, Christian II. und Johann Karl; von Christian II. stammt unser erlauchtes königliches Haus, von Johann Karl die herzogliche Linie Birkenfeld (Wilhelm, Pius, Max ꝛc.) ab. Herzog Wilhelm ist nämlich der Enkel von Johann Karl. Christian II. nun erbte Birkenfeld, und sein Sohn Christian III. die meisten Landestheile der 1731 ausgestorbenen Linie Zweibrücken. Christian III. hinterließ nun zwei Söhne, Christian IV. und Friedrich Michael; dieser Michael ist nun der Vater unseres Max Josephs. Christian IV. starb kinderlos und sein Erbe ging daher auf seines Bruders Michael älteren Sohn Karl II. über. Michael hatte nämlich zwei

Söhne, Karl II. und Maximilian Joseph. Karl II. ward also der ältere Erbe von Zweibrücken nach dem Tode seines Oheims Christian IV. und muthmaßlicher Erbe Karl Theodors von der Pfalz und von Bayern, endlich auch von der obern Pfalz und den sulzbachischen Landen. Herzog Friedrich Michael ging vom protestantischen zum katholischen Glauben über und starb 1767, während sein Bruder Christian IV. noch lebte. Dieser starb aber 1775 und seine Erbschaft trat nun Herzog Karl II. von Zweibrücken an. Karl II. starb aber ohne ebenbürtige Leibeserben auch schon 1795; also folgte ihm sein jüngerer Bruder Maximilian Joseph, und dieser trat nun auch in die Erblande Karl Theodors 1799 ein.

Max I. war geboren am 27. Mai 1756, war also noch nicht volle 43 Jahre alt, als er die Regierung über unser Vaterland antrat. Schon seit dem 1. April 1795, dem Todestage seines Bruders Karl II., war er Herzog von Pfalzzweibrücken. Churfürst von Pfalzbayern wurde Max I. am 16. Februar 1799, und zum Könige von Bayern wurde Max I. proklamirt am 1. Jänner 1806. Er starb in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober 1825 an einem Schlagflusse im Schlosse zu Nymphenburg und ruht bei den Theatinern in München. König Max I. war zweimal vereheliche. Seine erste Gemahlin war

1) Wilhelmine Auguste, Prinzessin von Hessendarmstadt. Sie war geboren am 14. April 1765, vermählte sich am 30. September 1785 und starb am 30. Mai 1796 zu Rohrbach bei Heidelberg. Die zweite Gemahlin war

2) Friederike Wilhelmine Karoline, Prinzessin von Baden und Hochberg. Sie ist geboren am 13. Juli 1776, und vermählte sich in Karlsruhe am 9. März 1797, und ist seit dem 13. Oktober 1825 Wittwe Königin. Allerhöchstdieselbe lebt in München in der Maxburg.

Aus der ersten Ehe wurden folgende Kinder erzeugt:

1) Ludwig Karl August, gegenwärtig regierender König von Bayern, geboren am 25. August 1786 in Straßburg, als sein höchstseliger Vater Oberst eines Regiments im Dienste Königs Ludwig XVI. war. Se. Maj. König Ludwig vermählten sich mit Theresia, Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, am 12. Oktober 1810 in München, woher das Oktoberfest stammt.

2) Auguste Amalie Louise, königl. Prinzessin von Bayern, geboren am 21. Juni 1788 in Straßburg, vermählt am 14. Jänner 1806 in München unter Anwesenheit Kaisers Napoleon mit Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Eugen Napoleon (Beauharnais), Vizekönige von Italien, Herzoge von Leuchtenberg und Fürsten von Eichstädt. Ihr heldenmüthiger Gatte starb am 21. Febr. 1824, und ruht in der Michaelskirche in München. Ein prächtiges und den Meister Thorwaldsen verkündendes Epitaphium hat dem geliebten Gatten die trauernde, aber immer noch lebensfrische Wittwe sezen lassen.

3) Amalie, herzogl. Prinzessin, geboren den 9. Oktober 1790, gestorben am 24. Jänner 1794.

4) Charlotte Auguste, königl. Prinzessin von Bayern, geboren am 8. Februar 1792, vermählt durch napoleonische Zwangspolitik am 8. Juni 1808 mit dem damaligen Kronprinzen, gegenwärtigen König von Würtemberg, aber ohne Consummation der Ehe, alsdann getrennt und zum Zweitenmale vermählt durch Prokuration am 29. Oktober 1816 und wirklich getraut mit Sr. Maj. Kaiser Franz I. von Oesterreich am 10. November 1816. Von Ihrem Volke geliebt, hochgeachtet und auf alle Weise geehrt, lebt Sie glückliche Tage an der Seite eines Gatten, den seine Nationen ihren Vater aus Ueberzeugung nennen.

5) Karl Theodor, königl. Prinz von Bayern, geboren am 7. Juli 1795. Se. königl. Hoheit leben größtentheils

in München in Ihrem prächtigen Palais am Eingange des englischen Gartens, in den Sommermonaten nicht selten in Tegernsee. Eine vorzügliche Lebensaufgabe dieses Prinzen ist die Unterstützung der Armuth, die Er auch fortan auf ächt christliche Weise löset.

Aus der zweiten Ehe wurden folgende Kinder geboren:

1) Ein am 6. September 1799 in der Geburt gestorbener Prinz.

2) Maximilian Joseph Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern, geboren am 27. Oktober 1800 in Amberg, als sich die churfürstliche Familie flüchten mußte, und gestorben am 12. Februar 1803 in München, ruht an der Seite seines Vaters bei den Theatinern.

3) Elisabeth Louise, königl. Prinzessin von Bayern, geboren am 15. November 1801, vermählt durch Prokuration am 16. und durch Trauung am 29. November 1823 mit Friedrich Wilhelm, Kronprinzen von Preussen, in Berlin. Diese durch Ihre Schönheit und Seelengüte allbekannte Prinzessin ist die Zwillingsschwester der

4) Amalie Auguste, königl. Prinzessin von Bayern, geboren am 15. November 1801, vermählt durch Prokuration am 10. November und durch Trauung am 29. November 1822 mit dem königl. Prinzen Johann Nepomuck von Sachsen. Eine zärtliche Familie schenkt dem Leben dieser an Herzensgüte reichen Prinzessin Zufriedenheit und häusliche Wonne.

5) Friederike Sophia Dorothea, königl. Prinzessin von Bayern, geboren am 27. Jänner 1805, vermählt am 4. November 1824 mit Sr. kaiserl. Hoheit, dem Erzherzog Karl von Oesterreich; dann Ihre Zwillingsschwester

6) Maria Anna Leopoldina, königl. Prinzessin von Bayern, ebenfalls geboren am 27. Jänner 1805 und vermählt den 24. April 1833 mit dem Erbprinzen und Mitregenten von Sachsen, Friedrich August.

7) Marie Louise Wilhelmine, königl. Prinzessin von Bayern, geboren am 30. August 1808, vermählt am 9. September 1828 mit Sr. Hoheit dem Herzoge Max von Bayern, in Tegernsee.

8) Josepha Maximiliana Karolina, geboren am 21. Junius 1810, gestorben am 4. Februar 1821. Sie ruht bei den Theatinern in München, eine frühzeitig zerstörte Blume.

Auf eigene Kosten ließ Max I. 1802 das sogenannte Donaumoos zwischen Ingolstadt und Neuburg, 56,000 Tagewerke groß, urbar machen, und zog neue Ansiedler dahin. Güter und Gemeindeweiden wurden vertheilt, und von den bayerischen Bauern das von Fremden gegebene Beispiel nachgeahmt, so daß seit dem Regierungsantritte Maximilians bis zum lezten December 1804 in dem nur 514 Quadratmeilen großen Herzogthume 1570 neue, meistens steinerne Häuser erbaut, 232,866 Tagewerke urbar gemacht, 493 große Güter zertheilt und 640 Landwirthschaften ordentlich arrondirt waren. Ein Verein wurde gestiftet, dessen ausschließlicher Zweck Beförderung der praktischen Landwirthschaft ist. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden zweckmäßige Einrichtungen getroffen, gute Landstraßen angelegt ꝛc. 1805 schloß sich Bayerns Fürst, um seinem Lande die Verheerungen des Kriegs zu ersparen, Frankreich an und proklamirte sich den 1. Januar 1806 zum Könige. Nun griff er kräftig ein, um seinem Volke Einheit und weise Geseze zu geben. Die Gerichtsverfassung, besonders das Kriminalrecht, schon 1802 verbessert, erhielt eine noch zweckmäßigere Einrichtung. Vernichtet wurden die Verschiedenheiten der Verfassungen, das landschaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten 1807, die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1805 und 1810 gesichert gegen Mißgriffe durch die Domainial-, Fideicommiß- und Schulden-Pragmatik, der Staatsdienst durch die Dienst-Pragmatik. Höchst wichtig für den Geschäftsgang waren die Organisation des geheimen Rathscollegiums durch das orga-

nische Edict 1808, die Eintheilung des Landes in Kreise, die Anordnung der General-Kreiskommissariate 1808 und 1810, und die Organisation der Sectionen in den Ministerien. Alle drei Religionsparteien geniessen freie Uebung ihres Cultus. Noch wurden das Familienschutzgeld und das Postwesen geordnet 1808, eine Zoll- und Mauthverordnung 1807 festgesezt und 1811 modificirt, Finanzen und Steuern zweckmäßigen Veränderungen unterworfen 1811, und um die in den frühern Kriegen aufgehäuften Lasten zu erleichtern, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung derselben angeordnet. Noch größere Verdienste hat sich Maximilian durch Beförderung des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste erworben. Die aus den aufgehobenen Klöstern und Stiftern gewonnenen Summen wurden zu Fonds für die Besoldung der Lehrer, und die Gebäude zum Theil zu Schulgebäuden benutzt; die Universitäten zu Landshut, Erlangen und Würzburg zweckmäßig organisirt; Schullehrerseminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt, für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 neue errichtet ꝛc. Die Akademie der Wissenschaften zu München wurde 1807 vervollkommnet, und ihr jährliches Etat auf 80,000 Gulden festgesetzt; 1808 eine Akademie der bildenden Künste gestiftet und für die Leitung der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten eine eigne Section beim Ministerium des Innern angeordnet. Um alle diese Einrichtungen für die Folgezeit zu sichern, wurden sie in die Verfassungsurkunde aufgenommen, welche er den 27. Mai 1818 seinem Lande gab. Obschon Napoleon den bayerischen Staat ganz für sich zu gewinnen und dessen Regenten durch die Bande der Verwandtschaft an sich zu fesseln gesucht hatte, so verkannte doch Maximilian nicht das wahre Interesse der Teutschen, und sein Uebertritt zur allgemeinen Sache (Ried den 8. October 1813) war von wichtigen Folgen. — Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchlose Einfachheit der Sitten zeichneten Maximilians Charakter sowohl im öffent-

lichen als im Privatleben aus. Rührend war es zu sehen, wie er als Gatte, Vater und Freund im Kreise der Seinen lebte, wie das Volk voll patriotischer Begeisterung überall, wo er sich zeigte, froh und jubelnd sich zu ihm drängte und ihn als Vater liebte und verehrte. Die kolossale Bildsäule dieses Monarchen, von Rauch modellirt und von Distelmayr gegossen, wird in München aufgestellt. (M. s. „Charakterzüge aus dem Leben Maximilian Josephs I., Königs von Bayern" (München 1827) und sein Leben, von Böttiger, in den „Zeitgenossen" (5. Heft, 1829), und Wolf's bayerische Geschichte, 4ter Band S. 54.)

BIBLIOTHEK
DER
MONACENSIA

Inhalt.

(I. bedeutet im ersten, II. im zweiten Bande.)

		Seite
Armannsperg, Ludwig, Graf von	II.	131
August II. Churfürst von Sachsen ꝛc.	II.	285
Bach, Sebastian	II.	316
Blücher, Lebrecht von	I.	65
Braunschweig-Lüneburg, Ferdinand, Herzog von	II.	276
Braunschweig-Wolfenbüttel, Ferdinand, Herzog von	II.	87
Brauschweig-Oels, Friedrich Wilhelm, Herzog von	II.	295
Bülow, Friedrich Wilhelm, Graf von	II.	178
Bürger, Gottfried August	II.	303
Christoph, Herzog von Würtemberg	II.	334
Dalberg, Karl Reichsfreiherr von	II.	325
Daun, Leopold Joseph Maria Reichsgraf von	II.	96
Dürer, Albrecht	II.	3
Engel, Johann Jakob	II.	308
Erasmus, Desiderius	II.	244
Ernst, Herzog zu Sachsen-Gotha	II.	281
Fichte, Johann Gottlieb	II.	363
Flüe, Nicolaus von der	I.	125
Fraunhofer, Joseph von	II.	381
Friedrich I. der Hohenstaufe	I.	199
Friedrich II. der Rothbart	II.	261
Friedrich der Große	II.	197
Friedrich Wilhelm, Churfürst	II.	75
Friedrich Heinrich Ludwig von Preussen	II.	92
Gellert, Fürchtegott	II.	232
Gensfleisch, Johann, zum Gutenberg	II.	32
Geßner, Salomon	II.	219
Gneisenau, Neidhart Graf von	II.	291
Göthe	I.	355
Glück, Christian Ritter von	II.	117
Händel, Friedrich	II.	214
Haller, Albrecht von	I.	267
Hardenberg, Karl August Fürst von	II.	101
Hasse, Johann Adolph	II.	348
Haydn, Joseph	II.	205
Heinrich I. oder der Vogelsteller	II.	133
Herder, Johann Gottfried von	II.	188
Hermann der Cherusker	I.	29
Herschel, Wilhelm	II.	299
Herzberg, Ewald Friedrich Graf von	II.	183
Hölty, Ludwig Heinrich Christoph	II.	321
Holbein, Hanns	II.	6
Hutten, Ulrich von	II.	329
Iffland, August Wilhelm	II.	343
Joseph I., teutscher Kaiser	II.	141
Joseph II., römischer Kaiser	II.	145

		Seite
Kant, Immanuel	II.	36
Karl der Große	I.	141
Karl V., römischer Kaiser und König von Spanien	II.	65
Karl VI., römischer Kaiser	II.	265
Karl Ludwig von Oesterreich	I.	325
Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach	II.	339
Katharina II.	I.	277
Kaunitz, Wenzel Anton Fürst von	II.	106
Keppler, Johann	II.	19
Khevenhüller, Ludwig Andreas Graf von	II.	169
Klopstock, Friedrich Gottlieb	II.	71
Kranach, Lukas	II.	14
Laudon, Gideon Ernst von	II.	152
Lavater, Johann Kaspar	II.	40
Leibnitz, Gottfried Wilhelm	II.	9
Lessing, Ephraim	II.	223
Leopold I., teutscher Kaiser 2c.	II.	137
Lichtenberg, Georg Christoph	II.	228
Ludwig IV., der Bayer	I.	93
Maria Theresia, teutsche Kaiserin 2c.	I.	239
Maximilian der Große	II.	81
Matthisson, Friedrich von	II.	375
Maximilian Joseph I.	II.	396
Mengs, Anton Raphael	I.	261
Moritz von Sachsen	II.	270
Mosheim, Johann Lorenz von	II.	367
Mozart	I.	217
Müller, Johannes von	II.	49
Musäus, August	II.	137
Naumann, Johann Amadeus	II.	192
Opitz, Martin	II.	23
Otto I. Kaiser	I.	272
Rabener, Wilhelm	II.	241
Reichenbach, Georg von	II.	371
Rubens, Peter Paul	II.	27
Rudolph I., teutscher Kaiser	I.	77
Rugendas, Georg Philipp	II.	17
Salzmann, Christian Gotthilf	II.	251
Schiller, Friedrich von	I.	293
Schwarz, Berthold	II.	388
Schwarzenberg, Karl Philipp, Fürst von	I.	55
Schwerin, Kurt Christoph Graf von	II.	159
Seidlitz, Friedrich Wilhelm	II.	164
Tell, Wilhelm	II.	390
Tischbein, Johann Heinrich	II.	247
Thomasius, Christian	II.	312
Uz, Johann Peter	II.	210
Weber, Carl Maria von	II.	359
Wieland, Christoph Martin	II.	122
Winfried Bonifacius	I.	177
Winkelmann, Johann Joachim	II.	112
Winter, Peter von	II.	353
Wolf, Christian Freiherr von	II.	256
Wrede	I.	379
Ziethen, Hans Joachim von	II.	173

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Train, Joseph Karl <<von>>,

Walhalla, oder: Biographien der berühmtesten Teutschen aus allen Jahrhunderten nach dem Plane, wie die Namen und Bildnisse der ruhmwü rdigsten Germanen in der von Seiner Majestät dem Könige Ludwig von Bayern zu erbauenden Walhalla, bei Donaustauf unweit Regensburg, prangen werden
Bd.: 2

München ; Paßau ; Regensburg (1832)
Bavar. 2840 r-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10380505-5